Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Moderne Titanen.

Dritter Theil.

Moderne Titanen,

kleine Leute in großer Zeit.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

Moderne Titanen,

Kleine Leute in großer Zeit.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Viertes Buch.

Bourgeois und Proletarier.

Erstes Capitel.

Wir schreiten durch die bevölkerten Straßen der reichen, von Civilisation und Industrie belebten Stadt, über eine kurze Brücke, dann noch wenige Schritte, und wir sind in einer neuen Welt, in der Welt des Elends. An den morschen, feuchten Hütten, an den ausgehängten Lumpen, an den halbnackten Kindern, die verlassen im Wege hocken, erkennen wir, daß das die Heimathstätte ist der Jammergestalten, die unheimlich uns oft in den schönen Straßen begegnen, der Eltern und Geschwister dieser Kinder, die ihre Nahrung aus den verpesteten Gossen suchen, die aus dem Mitleiderregen ein Handwerk machen, deren Eitelkeit es ist, irgend eine widerwärtige Krankheit zur Schau zu tragen.

Es ist Abend. Die Bewohner dieses wilden Viertels sind von ihrem Tagewerk, dem Betteln,

heimgekehrt; sie schütten den zusammengekratzten Kehricht aus den Säcken und bereiten sich auf die Werke vor, die der Schleier der Nacht nicht ans Licht soll kommen lassen.

Durch diese Gruppen bewegt sich ein Zug, der die Aufmerksamkeit und den Neid der Feiernden auf sich zieht. Eine bejahrte, mühsam sich fortschleppende Frau und eine blonde, junge, weibliche Person, die ihren Kopf am Gesicht eines kleinen Kindes birgt, das sie in den Armen trägt, diese beiden gehen einem in Handwerkertracht gekleideten Burschen voran, der mit kräftigem Schritte auf einem Schubkarren einen alten Kasten, zwei Strohsäcke und ein paar ärmliche Wirthschaftsgeräthe vor sich herschiebt.

Sie steuern zu auf das große Gemäuer von rohen, halb verwitterten Ziegelsteinen, mit einem Dache von Rasen, — ein altes Kasemattengebäude, das, von den ehemaligen Festungswerken übrig geblieben, jetzt den Ortsarmen zur unentgeltlichen Wohnung überlassen wird.

Als jene Drei am Eingange dieses Hauses angelangt sind, drängt das Lumpenpack sich ihnen entgegen, sich neidisch über sie lustig machend, weil sie Strümpfe an den Füßen tragen. Erst als sie ein Attest des Magistrats vorgezeigt haben, daß

den beiden Frauen die leer gewordene Stelle in der sechsten Kammer angewiesen sei, läßt man sie ein.

„Wer sind die? Wer sind die?“ so zischelte das Weibervolk, als jene eingetreten waren.

„Wer die sind?“ schnatterte Frau Krusche, die in einem kleinen Hause in der Nähe ein als solide bekanntes Etablissement hatte, in dem, statt des Schildes, weibliche Gesichter am Fenster ausgestellt wurden. „Herr Jeses, das ist ja die schöne Lise vom seligen Tischler Winkler aus der grünen Ecke! Die hat ja den schönen Jüngling aus dem Laden von gegenüber zum Schatz gehabt, und muß nun sich mit dem Kinde schleppen. Wißt ihr nicht, das ist ja dieselbe, die vor drei Monaten ins Wasser springen wollte, weil der Geliebte sie verlassen hat.“

„Herr, mein Je!“ fiel der Chor ein. „Ist das die! Ging die doch sonst im Strohhut und Merinokleid wie ein gnädiges Fräulein!“

„Ja und könnt's auch jetzt noch haben, und seidene Kleider wollt' ich ihr geben, — warum mußte sie aber was Apartes für sich haben? Jetzt hat sie den Scandal gehabt, hat sich abgezehrt und ist 'runtergekommen, — wer wird sich nun mit dem Mensch noch einlassen? — Wo werden sie denn aber einlogirt?“

„Wo die lahme Lise und der blinde Jakob verstorben sind!“

„Herr du mein Jeses, das ist ja das sprechende Exempel für die blonde Lise. War das ein Pärchen! wollten auch ganz apartig nur für einander sein! Vierzig Jahre, wo sie in Dienst waren, haben sie Treu und Tugend gehalten; und wie sie sich heirathen, müssen sie hier ins Siechhaus gehen, die Lisel lahm und der Jakob blind, bis sie sich beide zu Tode abgezehrt haben. Wird die vornehme Mamsell drin auch so ein Tugend-Lisel werden? Lieber Lisel-Tugend lass' ich mir gefallen als Tugend-Lisel.“

„Lisel-Tugend!“ wiederholte die Bande mit wiehernden Gelächter, und damit war der Spott über das unglückliche Mädchen für immer entfesselt.

Die Ankömmlinge hatten indeß in ihrer neuen Wohnung sich umgesehen und die Strohsäcke hineingeschleppt.

Elise, als sie diese armselige Umgebung betrachtete, wurde bleich wie der Tod, lehnte sich an die Mauer und nach wenig Augenblicken verfiel sie in den Weinkrampf, der bei jeder Erschütterung sie zu befallen pflegte.

Ihr Bruder tröstete sie mit Sorgfalt: „Nur diesen Winter halte aus, dann bin ich Geselle und

dann wird Alles besser werden. Ihr habt noch Brot und Kartoffeln auf acht Tage. Wundert euch nicht, wenn ihr mich die nächsten Tage nicht seht. Ich habe etwas abzuschreiben, und will des Feierabends fleißig sein, um neues Geld zu verdienen."

So schied Gottlieb von den Seinen. Dieser Gottlieb Winkler, ein Tischlerlehrling, war, mit seinem lebendigen, aufgeweckt zähen Naturell, der Typus des gesunden, unverdorbenen Arbeiters, der in seinem Stande sich vorwärts zu arbeiten Muth und Kräfte fühlt. Sein Auge war, ein wenig hervortretend, weit und heiter geöffnet, sodaß man ihm ansah, wie er Alles mit Aufmerksamkeit und mit Freude wahrnahm, was ihm begegnete, auch was ihn an seinen eigenen Mangel erinnerte. Die Nase, mit Sommersprossen besäet, war spitz aufgeworfen zu jener neckischen Keckheit, die es verrieth, daß er den losen Streichen, die man den Lehrjungen zuschreibt, seiner Zeit auch nicht abhold war. Er sah stets gesund und glücklich aus. Er war kräftig genug, nicht nur seinem Handwerk zu genügen, sondern auch durch außerordentliche Arbeiten in der Nacht und an den Feiertagen die Seinen zu ernähren. Die Mutter war zu alt, die Schwester seit Monaten zu krank, um zu arbeiten.

Gottlieb ernährte sie durch seine Anstrengung und er that es gern, denn sein kindliches Herz bedurfte keiner anderen Freude, als den leidenden Seinen Freude zu machen, und der Hoffnung, bald als Geselle sich als sein eigener Mann zu fühlen und zu einer Meisterschaft durchzuarbeiten.

Mit dieser Hoffnung für sich und sie verließ Gottlieb getrost die Seinen. Wie anders aber kam er in acht Tagen wieder! Er hatte bei dem Meister nach seiner Freisprechung angefragt, um ihn zu bitten, ein paar Monate der Lehrzeit ihm zu erlassen; dieser aber eröffnete ihm: daß er Geselle werde, davon könne sobald noch nicht die Rede sein; wenn er auch mit drei Jahren ausgelernt habe, so müsse er doch noch zwei Jahre unentgeltlich bei ihm arbeiten, um das Lehrgeld einzubringen, das er nicht bezahlen könne.

Der ehrliche, kräftige Mensch kann sich mit der schwersten Mühe das Dasein um den Preis des geringsten Lohnes erarbeiten; aber ein gewisses Maß von Lohn verlangt er doch, und wenn dieses ausbleibt, beginnt er mit dem Schicksal zu rechten. Für Gottlieb begann dieses geringste Maß auszubleiben. Mit seiner Hoffnung verlor er die Lust und mit der Lust die Kraft zur Arbeit. Während er seinen Körper zusammenbrechen fühlte, mußte

er ihn doppelt anstrengen. Eine ganze Woche lang hatte er Tag und Nacht gearbeitet, um einen Thaler zu verdienen, und als er ihn nun mit geknicktem Muthe der Mutter bringt, um an ihrer Freude sich zu laben, — welcher Empfang begegnet ihm da!

Die Mutter sah ihm an, daß er krank war; sie machte ihm verdrießlich Vorwürfe, er gebe nicht Acht auf sich. Gottlieb sagte in seiner gereizten Stimmung unwillig: „Ich hetze mich ab für euch und ihr behandelt mich noch wie ein unartiges Kind!“ Aber sanfter fuhr er fort: „Lassen Sie's gut sein, Mutter; mir fehlt Nichts. Mich hungert nur. Komm, Lisel, hier ist Brot und Käse. Heut soll mir's prächtig schmecken!“

Die Schwester wies seine erzwungene Lustigkeit zurück und verfiel in ihr krampfhaftes Weinen: „Gottlieb, Gottlieb, was thun wir; du wirst dich für uns noch ruiniren, und kannst uns doch nicht helfen.“

Gerade weil er selbst seine weinerliche Stimmung kaum noch beherrschen konnte, fuhr er gegen die Schwester mit einem „Donner-Wetter“ auf.

Indem hört er draußen Singen. Elisens Krampf nahm zu. Die Kinder sangen ein Spottlied und warfen Sand an die Fensterscheiben. „Was ist das?“ frug Gottlieb.

„Sie singen es mir", sagte Elise in Verzweiflung. „Mir ist nicht mehr zu helfen. Ich kann nirgends, nirgends mehr bleiben."

Gottlieb fluchte heftiger und frug sie, ob sie wieder einmal verhungern wolle, aber er konnte sich nicht bezwingen; die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und um sie den Seinen zu verbergen, floh er in verstelltem Zorne.

Er selbst sagte sich, daß die Seinen in dieser Schande nicht wohnen konnten, und doch mußte er jene Höhle noch für eine Gnadenstätte ansehen, denn wenn auch spärliche Nahrung, — Wohnung konnte er den Seinen nicht auch noch beschaffen. Seine Verzweiflung suchte Betäubung im Branntwein. Da er diesen nicht gewohnt war, versetzte er ihn in trunkene Aufregung, die im Zorn über seinen harten Meister ein Ziel gewann. Er wagte nicht, nach Hause zu gehen, um sich nicht an ihm zu vergreifen. Einsam lief er durch die Straßen. Er, der immer mit der Welt so zufrieden gewesen war, fühlte jetzt einen Haß dafür, daß sie ihn so vernachlässigt habe. Als er bei den hell erleuchteten Häuserreihen vorbei kam, überschlich ihn der Gedanke: wenn er in die vollen Geldkisten ihrer Besitzer greifen könne, nur so viel wolle er nehmen, als der Meister Lehrgeld verlangte, jeden

Heller mehr wolle er wie Diebstahl verabscheuen, — konnte denn solch ein einziger Griff ein ganzes, reines Leben vergiften? Es schüttelte ihn frostig durch den ganzen Körper; er fühlte sich krank und erschrak, daß er eins bei seinem Fleiße ganz vergessen hatte, das Beten. Er war auf der Stadtallee und setzte sich taumelnd auf eine Bank, die Hände faltend und, zum Sterben ermattet, betend. Er mußte lange gebetet haben und wußte selbst nicht mehr, was er gebetet, da sah er im Schein der Straßenlaternen ein Kind vorübergehen, mit einem Sack im Arm; der Sack fiel zur Erde und klirrte; es war ein voller Geldsack; die Ducaten rollten über die Steine. Wie verzaubert zog es den frierenden Armen an; wozu er sich für viel zu stolz gehalten, er schlich sich herbei, und raffte heimlich ein paar Ducaten auf; da gewahrte ihn der Knabe und schrie um Hilfe; entsetzt, entdeckt zu sein, ergreift Gottlieb den großen, eisenbeschlagenen Wanderstab seines Lehrgesellen, mit dem dieser im polnischen Walde einen Räuber wollte erschlagen haben, und das mochte wahr sein, denn mit einem schwachen Hiebe lag der reiche Knabe blutend am Boden; gierig griff Gottlieb nach dem Beutel mit Gold, aber wie er ihn erhoben, quellen die Goldstücke heraus, und fallen in das Blut des

Erschlagenen, sodaß es ihm bis in das Gesicht spritzt; nun weiß er erst, was er gethan hat; das ganze Unheil der That steht vor seinem Gewissen; er denkt an seine Mutter, an den Henker, an sein eigenes, spritzendes Blut — „Gott im Himmel!" ruft er aus, wirft alles Gold von sich, will entfliehen, da packt ihn schon eine feste Hand am Arme; wahnsinnig will er sich losreißen, die Hand aber des unsichtbaren Verfolgers schüttelt ihn heftig, und — er fühlt sich, in Schweiß gebadet, auf der Promenadenbank erwachen vom schrecklichsten Traume, den er je geträumt.

Der fremde Mann, der Gottlieb gefunden, war mit übereinander geschlagenen Armen, in Nachdenken versunken, bisweilen pathetisch ein Wort vor sich hersagend, auf der Promenade spazieren gegangen, bis er von des Träumenden Stöhnen aufmerksam gemacht wurde. „Auch ein Bruder Proletarier", sagte er, als er jenen geweckt und betrachtet hatte, „auch ein Opfer der guten Gesellschaft."

Gottlieb aber hörte nichts davon; der kalte Herbstwind, den Schweiß von seiner glühenden Stirn auftrocknend, hatte ihn in neue Betäubung versetzt. Als der Fremde vergeblich eine Antwort aus ihm heraus zu bekommen versucht und seinen

Zustand erkannt hat, bringt er ihn mit Hilfe anderer Mitleidiger in seine Wohnung.

Der Armenarzt, der herbeigerufen wurde, behandelte den Fieberkranken mit Aufmerksamkeit. Am Tage darauf erwachte Gottlieb aus seinen Phantasien. Er befand sich in einem einfachen, bürgerlichen Zimmer, das ihm prächtig vorkam gegen die Kammer seiner Mutter, und konnte an umherhangenden Kleidungsstücken und Geräthen die Wohnung eines Schneiders erkennen. Der Mann, der ihn gestern unsichtbar im Träumen gestört hatte, stand mit einem vornehmen Herrn vor seinem Bette. Er hatte stark geöltes, glatt angekämmtes Haar, kleine unbedeutende Züge, jene kränkliche Gesichtsfarbe und schwächliche Natur, die in ihm den Schneider errathen ließen. Nur in den kleinen, grünlichen Augen lauerte aus der ausdruckslosen Mattigkeit seines übrigen Wesens ein unstet beweglicher Geist hervor. Auch um den schlaffen Mund enthüllte sich beim Sprechen eine versteckte Bitterkeit der Mienen; und dem stattlichen Gaste gegenüber nahm sein Benehmen eine Demuth an, die Gottlieb bei den aufgeregten Sinnen, mit denen er die Augen aufschlug, gespenstig hinterlistig vorkam. Als der Fremde sich entfernte, nannte ihn der Schneider „Herr Kommerzienrath" mit

einer tückischen Unterthänigkeit, die den Kranken mit Schrecken an seine gestrigen Phantasien von Gold und Blut erinnerte.

Als aber der Wohlthäter den Erwachten über seinen Namen und Stand ausfrug, ihm erzählte, wie er ihn gefunden und zu sich genommen habe, und ihn mit „Bruder" und mit „du" anredete, da sah Gottlieb ein, daß die Furcht vor diesem Manne nur eine Fortsetzung seiner Phantasien gewesen war und er erwachte soweit aus ihnen, daß er das Vertrauen gewann, dem Theilnehmenden sein ganzes Unglück, den Grund seiner Verzweiflung zu schildern. Auf Befehl des Arztes mußte er noch das Bett hüten. Krist, so hieß sein Pfleger, ging mehrere mal aus und kam endlich mit der Eröffnung an das Bett des Fiebernden: „Nun, lieber Bruder, sei getrost; es wird Alles gut werden. Mach', daß du gesund wirst, damit du daran gehen kannst, dein Meisterstück zu machen. Dein Meister wird dich zum Gesellen freisprechen, sobald du damit fertig wirst."

Krist hatte sich nach Gottlieb Winkler bei der Mutter und beim Meister erkundigt. Als er erfuhr, welch ein energischer Charakter er sei, daß er einige Bildung und viel offenen Kopf besaß, ging er zum Kommerzienrath Hermann und bat

ihn, seine Menschenfreundlichkeit auch an seinem armen Pfleglinge zu beweisen. Für funfzig Thaler ließ dieser Gottlieb's Meister bewegen, seinen geschickten Lehrling alsobald zum Gesellen zu machen.

Gottlieb konnte die Eröffnung des Schneiders anfangs nicht begreifen; als er sie begriffen, weinte er Freudenthränen. Sein nächster Gedanke war an Gott, dem er danken wollte für die Erhörung seines gestrigen Gebetes. Da faßte der Schneider, dessen sonst ausdruckslose Mienen geheimnißvoll finster geworden waren, seine Hand und sagte: „Siehst du, junger Freund, Gott, zu dem du gestern gebetet hast, hat dich hülflos den schreckenvollsten Träumen deiner geängsteten Seele anheim gegeben; er hätte dich auch hülflos bis zum Verbrechen selbst fortstürmen lassen. Die Rettung ist dir von den Brüdern gekommen; es ist die Pflicht deines Lebens, die Brüder auch wieder zu retten."

Gottlieb verstand diese Rede nicht. Als er aber öfter ähnliche hörte, als der sonderbare Mann sprach von dem Rechte eines Jeden, als Mensch zu leben, von dem Bunde, den alle Menschen stiften müßten, um als Brüder in Allen das Menschenthum zu erhalten, da begann ihm der Sinn dieser Worte aufzugehen und nach den Erfahrungen, die ihn neulich bis an den Rand der Ver-

zweiflung geführt und belehrt hatten, wohin die Noth auch den braven Menschen treiben könne, fand er eine so tiefe und so herrliche Wahrheit darin.

Sein innerlich kräftiger Körper erholte sich schnell, da sein Geist wieder aufgerichtet war. In den der Seelenerhebung so günstigen Stunden der Genesung hörte er gern und aufmerksam den Schneider mit umwölkter Stirne seine schönen Gedanken reden von der Erlösung aller Armuth, von der Liebe, dem Glück, der Freiheit aller Menschen. Er hatte den gedankenvollen, ernsten Mann innig achten und lieben gelernt, und nur Eins noch fiel ihm an ihm auf, daß er als Meister so wenig arbeitete, sondern fast immer in Büchern las oder grübelnd in sich versunken dasaß. Allein er fand es natürlich, daß die Bildung des Geistes den Vorzug haben müsse vor der leiblichen Thätigkeit, und machte ihm deshalb keinen Vorwurf daraus. Weniger leicht konnte er sich darüber hinwegsetzen, daß Krist, wie sehr er es auch vor dem Fremden zu verbergen schien, Frau und Kinder sehr barsch und mürrisch behandelte, ohne gegen sie die Liebe zu beweisen, die er in Worten gegen die Menschheit kund gab.

Als aber Gottlieb's Mutter und Schwester

kamen, den kranken Bruder zu besuchen, und er ihnen sein unerwartetes Glück mittheilte, vergoß Krist Thränen aus seinen grünlichen schielenden Augen über die Freude dieser Armen. Von dem Augenblicke war Gottlieb ganz mit ihm versöhnt, und pries sich glücklich, einen solchen Mann als Freund und Führer gefunden zu haben, bei dem er all die Bildung des Geistes und des Herzens, die ihm noch mangelte, zu ersetzen hoffte.

Die schwellende Ahnung einer neuen, höheren Lebensbestimmung in der Brust tragend, war er genesen und durfte zum ersten male ausgehen. Es war Sonntag; Krist nahm ihn mit in seine Kirche: er gehörte zur christkatholischen Gemeinde. Sie sollten heute den neu angekommenen Prediger zum ersten male hören. Der junge Tischler, der alle drei Wochen, wenn er seinen Sonntag hatte, regelmäßig mit aufrichtiger Frömmigkeit in die Kirche gegangen war, fühlte heute, daß er damit bisher sich nur zu einer abzuthuenden Pflicht gleichsam selbst gedrängt habe, während er jetzt erst wahrhaft erbaut, in erhebender Begeisterung unwiderstehlich fortgerissen wurde.

Das war ein erstandener Apostel, der auf der Kanzel stand; ein neues Evangelium, die wirkliche Erlösung von allem Uebel, was er von dort ver-

kündete. „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz zu zerstören, sondern es zu erfüllen", war der Text dieser Feuerrede; das Gesetz, das darin gemeint wurde, war das Gesetz der Liebe, und seine Erfüllung — das Reich Gottes auf Erden. Mit einem begeisternden Aufrufe, dem Worte Christi nachzuthun, Vater und Mutter zu verlassen, um dem Rufe des Geistes zu folgen, und mit einem himmelanstürmenden Gebete an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, diese Gemeinde und die ganze Menschheit mit „dem Geiste" zu erfüllen, schloß Ernst Wagner seine Probepredigt.

Sein Auftreten hatte einen allgemein bewältigenden Eindruck gemacht. Man sah es ihm an, daß er ein ganzer Mann war, und daß er ganz dem gehörte, was er sprach. Seine Gegner, orthodoxe Consistorialräthe, sagten kopfschüttelnd von ihm: „ein verführerischer Mensch! Ein Wolf in Schafskleidern! Der leibhaftige Satan!"

Nach dem Gottesdienst traten die Vorsteher der Gemeinde in die Sakristei; auch Kommerzienrath Hermann und Schneider Krist waren dabei. Alles umarmte Ernst; Hermann lud ihn zu Tische; Krist nannte ihn unter Thränen „du" und „lieber Bruder". Seine Anstellung war entschieden.

In der Kirche, wo Ernst predigte, war außer

diesem noch eine andere fremde Person erschienen, eine schöne Dame, hinter deren Schleier während des Liedes eine volle, silberhelle Stimme weihevoll bebend hervortönte, und ein Paar große Augen thränenvoll hindurchschimmerten, sodaß die Nachbarinnen gerührt wurden von der seltenen Erscheinung der fremden Andächtigen. Dieselbe heilige Stimme, dieselben andächtigen Augen wurden wenige Stunden später auf der Bühne zur Schau getragen, von einem großen Publicum bewundert. Ernst Wagner's Delphine trat als Norma auf, auch eine Priesterin, die Priesterin der Kunst, die heute ihren ersten Gottesdienst feierte.

Welche wichtige Stunde für die Novice! Jetzt sollte sie es entscheiden, ob sie wirklich das war, was sie von sich gehalten, und was über alle anderen Leute sie so hoch überhoben hatte, eine Künstlerin, ein geniales, freies Weib, oder — weniger als das gewöhnlichste Mädchen, eine dünkelvolle Närrin.

Die erste Erfahrung, die sie auf der Bühne machte, war, daß die Kunst unendlich schwerer sei, als sie geahnt hatte. Als sie auftritt, die gebieterischen Aussprüche der Prophetin den Barbaren entgegenzuhalten, da fällt eine schwere Angst ihr auf das Herz. Sie fühlt es plötzlich, wie sie nicht

das auszudrücken vermag, was sie auszudrücken gedachte; eigene lyrische Empfindungen vermochte sie zu singen, nicht fremde Charaktere dramatisch darzustellen. Aber sie konnte nicht leben, wenn sie nicht groß wurde in der Kunst und durch die Kunst. Die alte Verzweiflung packte wieder ihr Herz, und warf über ihr Antlitz den finstern, kalten Zug, jenen undurchdringlichen Schleier, der hinter ihrem Aeußeren ihr eigenstes Wesen innerlichst zu verbergen schien und irgend ein großes Unglück oder eine schwere Schuld dieser Seele ahnen ließ. Aber das Bewußtsein ihres Mangels hatte diesem selbst schon abgeholfen; gerade diese finsteren, halb verbergenden, halb verrathenden Züge paßten neben ihrer stolzen Schönheit so eigenthümlich zu dem Bilde der Norma, der schuldbelasteten Priesterin, deren übermenschliches Wesen nur Trug ist, die hinter der göttlichen Hoheit die menschlichen Leidenschaften verbirgt. Diese ernste Erscheinung, die so gar nichts Alltägliches an sich hatte, hinter der man sich so viel denken konnte, gewann die Theilnahme des Publicums. Delphine erhielt Zeichen des Beifalls. Ermuthigt sang sie das Duett: „Ja bis zum letzten Hauche soll keine Macht uns trennen.“ Ein Hoffnungsstrahl blickte aus den großen Augen hervor durch die umwölkten

Züge, und es beantwortete ihn rauschender Applaus. Damit war die Debutantin ihrer selbst ganz mächtig. Sie hatte es gelernt, was das heißt: Applaus; aber sie erschrak nicht davor. Den Beifall der unverständigen Menge, den sie bisher so verachtet hatte, lernte sie hoch schätzen, seit er ihr galt; sie lechzte nach ihm, von dem die Höhe ihrer Begeisterung abhing, von dem sie Freiheit und Größe sich erschmeicheln mußte. Das Bewußtsein, ihn erlangt zu haben, gab ihr die vollste Gewalt über alle ihre Fähigkeiten. Sie behielt absichtlich von der erschütternden Beängstigung so viel zurück, als es sie in eine bebend erhabene Stimmung versetzte, wie die Priesterin das Heiligthum zum ersten male mit zitternder Weihe betritt. So schritt sie mit Muth zu der letzten Scene, in der es galt, Alles gewinnen oder Alles verlieren. Mit Absicht hielt sie jetzt wie im Spiele ihrem Gemüthe den Anblick des gähnenden Abgrundes vor und versetzte es mitten hinein in das verzweifelte Ringen zwischen des Lebens Vernichtung und höchstem Glücke. All ihre Kraft nahm sie zusammen, um die Leidenschaft dieses zermalmenden Kampfes in das Bild der Norma zu legen. Der steigende Affect der Musik kam ihr zu Hilfe; in fieberischem Taumel über sich selbst erhoben, verkün-

dete sie den Göttersprnch der Rache, in welchem Norma's verzweifelte Liebe, sich selbst vernichtend, das Letzte wagt: „Kämpfe, Schlachten, Vertilgung!" Es war ihr gelungen, den großen Moment dieser Leidenschaft darzustellen, und damit hatte sie sich vom Schmerz der eigenen befreit und ihn verklärt zu der Wonne künstlerischen Schaffens. Die Bedeutung und der Genuß dramatischer Darstellung ging ihr jetzt auf: die Verzweiflung in dem Augenblicke, wo sie auf das Höchste gestiegen ist, in einem Bilde zu erfassen und sich so hinüberschwingen zu der beseligenden Freiheit der Künstlerschaft. Ein schönes, aber verführerisches Loos, der Leidenschaft sich in die Arme werfen und cokettirend mit ihr zu buhlen, um Stoff für das Theater ihr zu stehlen! Als die Hohepriesterin den gefangenen Geliebten opfern soll und singt: „ach! ich vermag es nicht", — wie wahr wußte Delphine dieses Verzagen zu schildern, das sie in seiner ganzen Bitterkeit so eben empfunden, und doch wie jubelte ihr Herz bei diesen Tönen der Verzagtheit auf, denn sie war sich gewiß, daß es ihr gelungen war, daß sie das Höchste wol vermochte! Triumph! jauchzte es in ihr, und wie Norma, allen erlogenen Schein der unberührbaren Priesterin von sich werfend, als das liebende und fehlende

Weib sich dem Geliebten darstellt in der letzten Arie: „in dieser Stunde sollst du's erkennen, was für ein Herz du dein konntst nennen", da schwand von dem Antlitz der Künstlerin der undurchdringliche Schleier des verschlossenen Stolzes; hinter jenem kalten, finstern Wesen trat wie der Abendstern hinter Wolken hervor das Bild der unbegrenzten Hingebung des liebenden Weibes, die in Wehmuth über die Schranken dieser Erde hinausweist.

Jetzt erst, als der Vorhang unter donnerndem Beifall niederrollte, dachte sie an Ernst. Sie lechzte danach, den Triumph ihres Herzens an dem Busen des Geliebten auszuschütten. Hastig riß sie in der Garderobe das Costüm herunter und wollte fort in seine Arme stürmen, als ihr der ewig lächelnde Theaterdirector entgegentrat. Sie hörte nicht auf seine maßlosen Schmeicheleien. Er legte ihr einen Theatercontract vor; noch immer lächelnd, unter unendlichen Galanterien sprach er von „Anfängerschaft — kleinem Repertoir — Unzuverlässigkeit eines einmaligen Erfolges", und bedauerte, ihr für das erste Jahr die Gage von nur wenigen hundert Thalern bieten zu können, übrigens mit grenzenlosen Versprechungen für die Zukunft. Die stolze Künstlerin achtete weder auf sein Bedauern, noch

seine Versprechungen; sie hielt es unter der Würde, mit solchen materiellen Geschäften sich abzugeben; ihre Kunst sollte nicht nach Brote gehen; eilig unterzeichnete sie einen sehr schlechten Contract und eilte mit hastig athmender Sehnsucht in die Arme ihres Freundes.

Ernst erwartete sie indeß im Hôtel auf ihrem Zimmer. Im Theater, statt von dem Zauberklange ihrer Stimme, von der feenhaften Schönheit ihrer Gestalt entzückt zu sein, hatte er in der Oper die Idee des Kunstwerkes gesucht und vermißt; die Handlung erschien ihm unmotivirt, tendenzlos; namentlich im Charakter der Norma, die den Trug mit dem Heiligsten gebraucht, um ihre sinnlichen Schwächen zu verbergen, sah er keine poetische Berechtigung, keinen ethischen Gehalt. Sein ganzes Gefühl bei Delphinens hinreißendsten Scenen war Mitleid, daß sie für so gedankenleere Künstelei sich hergebe. „Deine Aufgabe ist es, sie zu erziehen, den wahren Begriff der Kunst ihr zu offenbaren", so dachte er, der von der Kunst nichts verstand, denn er verstand nur die Philosophie der Kunst. Die eine Freude, die er bei ihrem Triumphe hatte, war diese, daß sie durch ihre Künstlerschaft sich eine Bahn eröffnet hatte, auf der sie selbstständig durch das Leben schreiten konnte. Damit war sein

Gewissen um eine schwere Sorge erleichtert. Er und Delphine hatten sich Betheuerungen ihrer Liebe gegeben und das Versprechen, miteinander ein freies Leben sich zu erringen. Nähere Pläne, wie sie das freie Leben führen wollten, hatten sie nicht gemacht. Nur das konnte Ernst sich nicht denken, wie er je die Sorge eines Familienvaters auf sich nehmen könne. Nie wieder wollte er die Fesseln der Blutsverwandtschaft, von denen er sich eben befreit, wieder auf sich nehmen; der sinnliche Uebermuth seiner ersten Bekanntschaft mit Delphine erschien ihm nur als eine Krankheit der alten, unfreien Zeit; jetzt in der neuen Zeit war er der freie Geist, der Kämpfer für die Wahrheit, der durch nichts gebunden in der Welt dastehen wollte. Jetzt konnte er seiner Mutter zeigen, daß er nicht dieses Mädchens wegen geflohen sei und nicht ihrer selbst wegen sie entführt habe. Seine Liebe zu Delphine sollte der Welt das Beispiel eines freien, rein geistigen Verhältnisses geben, über allen Banden der Natur und Gesellschaft hoch erhaben.

„Nun ist Alles gut, mein Geliebter, mein Einziges, mein Alles!“ So rief Delphine aus, als sie ihm um den Hals stürzte, nicht mehr der wehmuthvolle Abendstern, nicht die Liebe, die von der Erde gen Himmel scheidet; sie hatte den Charakter

der Komödie abgelegt, und war jetzt ganz sie selbst, ganz Natur, die strahlende Liebesgöttin, die den Tod überwunden, das Leben ersiegt hat und in der bacchantischen Schwärmerei, die aus dem Siegestaumel einen Gottesdienst macht, ihren Triumph auskosten will.

Ernst aber hatte keine Empfindung für diese rosige Lebensgluth, diese athmende Blüthenfülle. „Wir haben gesiegt, um ewig jetzt zu kämpfen", sagte er, drückte sie mit heiliger Andacht an sein Herz und ließ sie aus seinen Armen, um nicht Gedanken, die ihm fremd waren, in ihr zu erregen. Er frug sie nach dem Abschluß des Contractes. Sie war verwirrt über diese poesielose Frage und antwortete kaum. Er frug sie, ob er sich nach einer Wohnung für sie umsehen solle. Sie stützte den Kopf in die Hand; „ich habe bereits eine Wohnung", erwiderte sie kurz. „Mir thut der Kopf weh", fügte sie nach einer Pause kalt hinzu. Ernst trennte sich mit herzlichem Abschiede.

Delphine saß mit verhülltem Antlitz Stunden lang auf ihrem Sopha. Der glühende Lebensmuth, der heute ihrer Seele so schwellend reich ersprossen, und durch das ganze Leben ihr nun frisch erblühen sollte, mußte jetzt in matten, ermattenden Träumen

verwelken. Endlich raffte sie sich empor und nahm aus dem Secretair einen Brief — von Cesar.

Der Graf hatte, sei es Wagner's Entschlüsse ahnend, oder in der Absicht, ihnen zuvorzukommen, seiner hochverehrten Freundin den Antrag gemacht, ihr ein Logis unter der Obhut einer ältlichen Dame, einer polnischen Generalin mit adeligem Namen auf „ka", zu besorgen.

Empört über seine Absicht, sie von dem Geliebten trennen zu wollen, hatte sie den Brief empfangen. Jetzt antwortete sie, von seiner Güte Gebrauch machen zu wollen, und nannte, den galanten Ton, den sie bei ihm gelernt, etwas übertrieben nachahmend, seine Aufmerksamkeit für sie „entzückend."

Zweites Capitel.

Eins der schönsten Häuser im Mittelpunkte der Stadt, ein würdiges Gebäude, noch aus der guten Zeit, wo man gediegener als prächtig baute, innerlich neu ausgestattet mit breiten, hellen Treppen, geschmackvollen Tapeten, glänzenden Spiegelscheiben, gehört dem Kommerzienrath Hermann.

Herr Hermann war noch unverheirathet. Seine würdige Mutter und seine Schwester Constanze, eine als liebenswürdig und geistreich gleich gerühmte junge Dame, walteten als Herrinnen in seinem Hause.

Constanze war heute eben beschäftigt, in den mit Teppichen, Seidengardinen, Kronleuchtern, Bildern und Vasen geschmückten Zimmern des ersten Stockwerks von den Möbeln und Kunstgegenständen den Staub zu fegen. Obgleich ihr Toilettentisch stets mit Büchern überladen war, und zwar

nicht von leichter Romanlectüre, sondern mit philosophischen Werken, mit politischen und religiösen Tendenzschriften, so hatte die junge Dame dennoch Zeit und Sinn dafür, die oberste Leitung der großen Hauswirthschaft zu führen und, wenn es, wie heute, viel zu thun gab, auch selbst eifrig mit Hand anzulegen.

Mit den übrigen Zimmern fertig, ging sie in ihr geschmackvolles Boudoir. Als sie an einem Portrait, das über ihrem eleganten Schreibtische hing, das Glas säuberte, blieben ihre Augen sinnend an dem Bilde hängen — heute schon das dritte mal, daß sie es so betrachtete. Es war das Portrait des Dichters Friedrich von Sallet. Dieser war ein intimer Freund ihres Hauses gewesen. Vor fast fünf Jahren nahm er von demselben Abschied; der Arzt hatte zur Hebung eines plötzlich eingetretenen Brustleidens verlangt, daß er auf das Land gehe. In der Wehmuth des Scheidens küßte er die sechzehnjährige Constanze, und sie sah ihn nicht wieder: kurze Zeit darauf war er von allem Leiden für immer erlöst. Das war der erste Kuß, den das junge Mädchen einem Manne gestattet, und es sollte der letzte bleiben, bis sie einen Mann gefunden, der jenem Dichter an die Seite treten konnte. Sie war deshalb keine Nonne geworden;

sie war stets gleichmäßig heiter, galt sogar für eine Cokette; niemals aber hatte sie „ein Verhältniß" gehabt; schon eine gute Anzahl Partien hatte sie ausgeschlagen und ihrer wohlmeinenden Mutter bei jeder gesagt, sie werde warten, bis ein Mann komme.

Als sie so in dem Anblick des geschiedenen Freundes versunken war, überraschte sie die alte Frau Hermann dabei und sagte lächelnd mit ihrem treuherzigen Tone: „Diesmal bist du doch wol traurig, daß du wieder einem Manne wehe gethan hast?"

Sie meinte damit den Antrag eines interessanten, jungen Gelehrten, den Constanze in diesen Tagen abgewiesen hatte. Sie erwiderte mit Bestimmtheit: „Nein, keinem Manne, einem Poeten. Um ein Mann zu sein, ist er zu liebenswürdig."

Constanze dachte in der That nicht an den verabschiedeten Freier; aber sie wurde nur sinnender, da sie aus der Frage ihrer Mutter ersehen hatte, daß man die veränderte Stimmung ihr anmerke, und dennoch konnte sie ihr nicht entfliehen. Sie stand wieder vor dem Bilde. „Dasselbe tiefliegende, weiche Auge; dieselben ausdrucksvollen Züge!" sprach sie nachdenklich. Da schellte es draußen. Sie hörte öffnen. Man frug nach ihrem

Bruder. Sie lauscht und „seine Stimme, ganz Sallet's Stimme!" rief sie entzückt vor sich aus.

Sie eilt an die Thüre. Sie empfängt Ernst Wagner. Sie nöthigt ihn, den widerstrebenden, in das Zimmer zu treten und sich niederzusetzen. Noch nie ist sie so in seiner Nähe gewesen. Das Herz pocht ihr vor Freude, den hingeschiedenen Freund in ihm wieder zu besitzen: seine Züge erscheinen ihr verklärt, wie die eines Seligen. Er bedauert mit kurzen Worten, daß er ihren Bruder nicht sprechen könne und bricht auf. Er wendet nicht einmal die üblichen Artigkeiten an, ihre Frage, ob er die Einladung zur morgigen Soirée empfangen, mit Bezeugung seiner Dankbarkeit zu bejahen, und mit einem steifen Complimente hat er sich entfernt.

Warum flieht er sie, die gewohnt war, daß alle Männer sich beeilten, ihr den Hof zu machen? und gerade er, dessen Vertrauen ihr so viel mehr werth war, als die Huldigungen aller anderen? — Diese Begegnung war ihr unverständlich und Betrübniß erregend, ihr, deren ganzes Leben klar und heiter dahineilte. Einen Augenblick zogen sich düstere Falten auf ihrer Stirn zusammen. Aber es war ein energischer Geist in dem jungen Mädchen, und bei aller Kindlichkeit besaß sie eine Ent=

schlossenheit, ein kleines Feldherrntalent, das sie keinen Herzschlag ihres Lebens in trübem Sinnen verlieren ließ. Schalkhaft lächelte sie vor sich hin und ihr Angriffsplan auf den unnahbaren Geistlichen war für die morgige Soirée angesetzt.

Die Gesellschaft ist versammelt. Hermann, legèr gekleidet, in braunem Reitfracke, die Hände in den Taschen, macht die Honneurs in so wenig förmlicher Haltung, als gehörten dergleichen Feste in seinem Hause zu den Alltäglichkeiten. Als Wagner eintritt führt er ihn zu einer Gruppe von Männern, die ihn herzlich begrüßen. Dieser kleine Mann mit dem verschmitzten Lächeln, jener größere mit dem sarkastischen Ausdrucke und der dritte mit dem Zug von Enthusiasmus in dem edlen Antlitze sind das berühmte Kleeblatt von Doctores, welche den Kern der liberalen Presse der Provinz bilden. Der vierte jüngere Mann, der sich ihnen zugesellt, mit fuchsigem Bocksbarte, eine gewisse Impertinenz in den Mienen, ist ebenfalls Publicist, der radicalste von Allen. Neben ihm steht, den Ernst noch nicht kannte, der demokratische Graf, der sich rühmte, daß er den Ronge'schen Brief an den Bischof Arnoldi „gemacht" habe.

Ihren Ansichten nach unterschieden sich diese genialen Intelligenzen der Provinz kaum von jener Literatenclique, die Wagner in Berlin kennen gelernt hatte. Aber das Leben war hier zu kleinstädtisch, um so offen genial zu sein, wie dort. Man fraternisirte hier mit dem Philister, man stellte sich an die Spitze der liberalen Bewegung, übrigens aus Genialität eben so, als die Berliner es nicht thaten. Der sarkastische und der impertinente Publicist hatten einen Herrn Stadtrath unter die Arme gefaßt, einen kleinen, behäbigen Mann, mit einem Munde, der sich in seinem Antlitze so breit machte, wie er selbst es that in dem Bewußtsein, mit den Männern des Jahrhunderts Arm in Arm zu gehen, und mit einer Nase, die kupferroth geworden war von dem vielen Zweckessen und Zwecktrinken, zu dem jene ihn veranlaßten, — eine so eigenthümlich dumme Physiognomie und doch von so unendlich vielen Aehnlichen nicht zu unterscheiden!

Man erzählte sich gesinnungsvolle Klatschgeschichten. Der impertinente Literat sagte eben: „Hermann hat keinen einzigen Officier eingeladen, obgleich ein ganzes Dutzend gestern Visite machte“, — als ein hochgewachsener, schöner Mann zu der Gruppe trat, der in dem tragischen Zuge seines

Antlitzes das Schicksal eingegraben trug, das er um der Liebe zum Vaterlande willen fern von demselben jetzt erdulden muß. Auch er gehörte mit zur Partei; aber den Einzelnen gegenüber fühlte er sich fremd. Das Gespräch verstummte, als er jetzt herantrat.

Um so mehr wurde es von einem neu eintretenden Gaste belebt: ein Mann, der sich von anderen Leuten dadurch unterschied, daß er nicht nur Aug' und Ohr doppelt hatte, sondern auch das Kinn, und im Ganzen genommen, obgleich er nur Einer war, mindestens zwei Andere aufwog. Von so glücklicher Natur kann nur ein Diener des Herrn sein, und das war der corpulente Herr in der That. Er war ein als Rationalist bekannter, evangelischer Probst, — ein Luther, was Statur, Organ und Selbstvertrauen betrifft. Er hatte kürzlich in einer Predigt die Göttlichkeit Christi anzuzweifeln gewagt. Das Bewußtsein dieser „That" hatte ihn mit einem wohlthuenden Selbstgefühl aufgeblasen, das ihn nach anderen lüstern machte. Von dem strahlenden Angesichte, mit dem er hereintrat, glänzte die Empfängnißwonne einer neuen „That". Wie eine Frau in der Schwangerschaft war er empfindsam bei den Plänen, die er mit sich herumtrug. Mit weihevoll zitternder Stimme begrüßte er die

„Freunde". Als Wagner ihm bekannt gemacht wurde, hatte er Gelegenheit, sein Gemüth und sein Organ zu zeigen.

„Auch Sie ein Kämpfer für die Freiheit des Glaubens!" sagte er; „ich darf Sie meinen Glaubens-, meinen Kampfgenossen nennen; und wer weiß, wie bald wir zusammen in einem Gliede stehen, denn auch im Protestantismus haben die Protestanten keinen Platz. Ich sage Ihnen, ich trage Gedanken mit mir herum! Es kann bald etwas Großes vor sich gehen."

Dabei ergriff er einen kleinen, feinen Mann mit geistreichem Gesichte und langem, schlicht gescheiteltem, schwarzem Haare, der lächelnd hinzugetreten war, bei der Hand — es war der Rabbiner der jüdischen Reformgemeinde — mit der andern faßte er Wagner, trat mit ihnen unter den Kronleuchter in die Mitte des Salons, und, eine Gruppe bildend, sprach er mit der vollsten Sicherheit seines Kanzelorgans: „Jude, Katholik und Protestant, wir glauben all' an einen Gott. Ist die Zeit so ferne, wo ein Gotteshaus uns umschließen wird?"

Der Probst vergoß eine Thräne. Der Rabbiner schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Der impertinente und der sarkastische Publicist lächelten ironisch. Der Stadtrath, den diese noch immer

unter die Arme gefaßt hatten, ließ eine helle Perle über seinen mehr als gewöhnlich breiten Mund rollen: er wußte zwar nicht recht, was der Probst sagen wollte, aber — Gruppe, Thränen, bebendes Organ, da mußte etwas Großes vor sich gehen, hier mußte auch er seine Theilnahme, sein Verständniß beweisen und eine Thräne vergießen.

Ernst Wagner hatte, um die Gruppe zu bilden, seinen Thee stehen lassen. Ehe er es sich versah, waren die Damen darüber hergefallen und hatten ihre Flacons damit gefüllt, um ein Andenken an den schwärmerisch verehrten Seelsorger bei sich zu tragen.

Constanze, die Wagnern nicht aus den Augen läßt, ohne daß es jedoch Jemand bemerkt hätte, sieht mit verächtlichem Lächeln auf diesen affectirten Modeenthusiasmus. Der liebenswürdige Bruder des großen Apostels theilte ihre Gefühle vollkommen.

Ein schlanker, blonder, junger Mann in rother Sammetweste, die Stirn geistvoll, das Auge nicht ohne Schwärmerei, um den Mund weltmännisches Lächeln — es ist der junge Dichter, dem Constanze den letzten Korb gegeben — macht einer stattlichen, jüdischen Banquiersfrau, die splendide Diners gibt und belletristische Bücher kauft, eben den Hof und darf es sich erlauben, ihr ins Ohr zu flüstern:

„Das nenne ich Lichtfreundschaft! Gnädige Frau sollten dem Fräulein Tochter verbieten, damit zu spielen — gnädige Frau wissen, wie gefährlich es für Kinder ist, des Abends mit Licht zu spielen!"

„Sie sind zum Todtlachen, Sie ungezogener Liebling der Grazien!" — eine Redensart, die sie in seinen eigenen literar-historischen Vorlesungen gelernt hatte, gab sie als Antwort mit einem Lächeln, das verschämt und verbindlich sein sollte.

Er aber fand es sehr wenig verschämt und eben so wenig verbindlich. Er wandte der Madame den Rücken und sah mit matten Augen gleichgültig durch den Saal. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte; die Gruppe der gesinnungstüchtigen Tendenzbären behagte ihm nicht; die Damenwelt kam ihm heut fade und langweilig vor; er hatte heut all seine „Goethe'sche Heiterkeit" verloren; er mußte schaudern vor dem Gedanken, ein ruinirter Mann zu werden. Er fühlte es klarer als je, er mußte einen Halt für sein Herz, einen festen Boden in der bürgerlichen Gesellschaft gewinnen. Als sein Blick nach irgend Etwas suchte, was ihm Interesse hätte einflößen können, traf er endlich auf ein blasses, schwermüthig ausdrucksvolles Gesicht, dessen großes Auge gleich dem seinen nichts in dem Saale zu finden schien, an dem es mit

Liebe haftete. „George Sand's Lelia", mußte er denken.

Es war Delphine, die verlassen mit ihren nonnenhaft entsagenden Mienen an einer Fensternische lehnte. Wie seine Mutter durch Service, so liebte es Hermann, durch seine Gäste zu glänzen und jede interessante Persönlichkeit der Stadt, die ein gewisses Exterieur repräsentirte, zog er in seine Cirkel. So auch Delphine, ohne daß er ihr Verhältniß zu Wagner kannte, das sie gegen Jedermann verschwiegen wissen wollte. Die junge Künstlerin wußte noch nicht, in solchen Kreisen sich zu bewegen, und so zog sie sich in ihre unnahbare Heiligkeit zurück.

Sollte es vielleicht der Halt sein, den er suchte, wenn er seine Hand auf diese statuenartige Schulter lehnte? So dachte der blonde Dichter. Er wollte den Stenio dieser Lelia spielen und, so wie er etwas Interessantes ins Auge gefaßt hatte, war der liebenswürdige Humor seiner souverainen Natur, die Alles um ihn her zu beherrschen schien, ihm wiedergekehrt.

Er schwebte zu Delphinen hinüber. Er stellte sich ihr selbst vor; das imponirte. Er nannte sie: „gnädiges Fräulein", das schmeichelte ihr. „Sie sind mir weniger fremd, als Sie ahnen" — das

machte neugierig. „Ich habe Ihre künstlerische Entwickelung seit diesen wenigen Wochen mit dem größten Interesse verfolgt" — das machte verbindlich — „und ich möchte glauben, tief in Ihrer Seele gelesen zu haben" — das machte verlegen. „Sie haben eine schwere Laufbahn gewählt" — sie seufzte. „Es gehört ein starker Geist dazu" — sie widersprach nicht. „Das Leben einer Schauspielerin ist ein Roman; ihr Herz muß eine Heldennatur haben" — sie sah zu ihm empor mit ihrem sehnsüchtig träumerischen Blicke, als wolle sie klagen: ich habe noch nichts von dem Roman erlebt!

„Und der Roman Ihres Lebens", sagte er mit forschend lächelndem Blick, „sollte er ein glücklicher sein?"

„Sie fragen danach, Sie, für dessen Auge kein Herz verschlossen scheint?" So gab sie sich Mühe auf seine Galanterien einzugehen.

„Allerdings", erwiderte er, „liegt bei Vielen das Herz frei dem Blicke vor, deren Anlage sich im Lichte ihrer Tage entfalten konnte, — das sind die Tagmenschen."

„— zu denen Sie mich nicht zu rechnen scheinen."

„Aber auch nicht zu denen, deren Herz nie zum Vorschein kommt, — zu den Nachtblumen,

wie ich sie nenne, weil das Beste in ihnen dem Lichte des Tages verhüllt ist. Ihr Leben, mein Fräulein, ist glänzend, voll Erlebnissen, aber Ihr Fühlen ist tief und die innerste Sehnsucht Ihres Herzens noch nicht an das Licht des Lebens gekommen. Sie sind eine Nachtviole."

Delphine war entzückt von dieser anmuthig coketten Galanterie. Sie mußte dabei denken, wie sehr ihrem geliebten Apostel es an Weltbildung fehlte. Sie versank einen Augenblick in trübes Sinnen.

Der blonde Dichter sah daraus, wie er durch jene Redensart ihr imponirte; er beschloß, dieselbe im Gedächtniß zu behalten und bei Gelegenheit anzuwenden, — er hat sie in der That in seinem nächsten Drama benutzt.

Eine anmuthige Musik ertönte. Die Gesellschaft ging zum Tanze. Der Dichter, der nur selten tanzte, um desto mehr Dank dafür zu ernten, bot Delphine den Arm. Als zum ersten male die Reihe an sie kam, klopfte ihr hoch das Herz. Mit diesen ersten Pas glitt sie gewissermaßen vom Stapel auf die hohe See dieser Welt. Das fühlte sie, und sie fühlte, wie Aller Augen an ihr hingen. Röthe der Aufregung verklärte sanft den kalten Stolz ihrer Züge; sie war staunenerregend schön. Man kann auch im Tanze den Charakter der Dame

erkennen, und Delphine als Künstlerin tanzte wahrhaft charakteristisch: so grazienhaft leicht dahinschwebend, als wäre sie eins mit den Tönen, dem Element ihres Lebens, und doch dabei mit einer festen Haltung auf den Arm des Tänzers sich beugend, die den selbstständigen Charakter der emancipirten Dame bekundete. Delphine fehlte es an aller Schule für den Tanzsalon, und doch — wie fein ist der Instinct des Weibes! Sie konnte keine glücklichere Repräsentation finden, um zu imponiren und zugleich zu entzücken: mit verachtendem Stolze auftretend und doch mit anmuthiger Schwärmerei dem Vergnügen sich hingebend.

Auch der Dichter war entzückt. „Tanzen wir oder schweben die Grazien mit mir hinweg?" lispelte er.

Hier beging Delphine, die Naturdichterin im guten Tone, einen Fehler gegen den Rhythmus. Sie verstand noch nicht den Tact, in welchem das Federballschlagen dieser Herzenscoketterie des Salons gespielt werden will. Ihr Gefühl durchbrach hier den Instinct, und anstatt die ihr entgegengeworfene Galanterie neckend von sich zu schlagen, wußte sie nichts Anderes zu thun, als sich seinem Arme durch einen kaum merklich leisen Druck enger anzuschmiegen. Aber — in dem Zustande des

magnetischen Hellsehens, in dem das Herz eines Dichters und einer Künstlerin im Tanze aneinander lehnen, spricht ein nur ahnend empfundenes Muskelzucken oft unendlich mehr als das Wort zu verrathen vermöchte!

Der Dichter war frappirt. Durch eine kaum berechenbare Beugung wird die reine Schönheitslinie zum Ueppigen geschwellt, und ihm war durch jenes Näherbiegen die Linie des idealen Conversationstones überschritten. Dennoch war er elektrisirt. Er fand sich angelockt zu dem übermüthigen Hinüberschweifen in ein verbotenes Gebiet, und als sie, den Tanz beendend, festen Fuß faßten, verstand er es, wie zufällig ihr Haupt streifend, sie auf den Scheitel zu küssen.

Als ihm aber jetzt Delphine aus ihren großen Augen mit dem Seele in Seele hinüberschmelzenden Blicke schwermüthig entgegenschaute, da fehlte ihm an ihr der neckende Uebermuth; er liebte nicht diese Naturen, die „ganz Seele" sind, und wußte jetzt, daß die junge Künstlerin weder den inneren Halt eines festen Charakters besaß — sonst hätte sie nicht so rasch sich mit ihm in die Sprache des Hellsehens eingelassen, noch die äußere Bildung eines beweglichen Gesellschaftstones — sonst hätte sie es in anderer Art gethan. Sie war ihm ein

„unbeschriebenes Blatt", sie konnte ihm Mitleid für ihr zukünftiges Schicksal, nicht aber das Vertrauen einflößen, das er als Stütze für sein Herz suchte. Unwillig blickte er sich im Saale um und es war ihm ein Stich in das Herz, als er Constanze mit dem christkatholischen Prediger in so ernstem Gespräche gewahrte, als er es mit ihr je geführt zu haben sich nicht erinnerte.

Wagner war in den Anblick der schwebenden Delphine versunken, er hatte die einsame Stellung eingenommen, die sie nicht längst verlassen, und glaubte, ihre Gedanken ruhten in ihm wie die seinen in ihr, als er sich am Ellbogen leise berührt fühlte, zur Seite blickte, und — den Kopf, in dem die knabenhaft kecke Haltung mit den kindlich anmuthigen Umrissen, die übermüthig hüpfenden, braunen Locken mit den ruhig klugen, blauen Augen seltsam contrastirten, kühn zu ihm, dem Größeren, emporgerichtet, den Fächer wie einen Zauberstab an seinen Arm lehnend, zu keinem Worte die reizenden Lippen erschließend, blickte eine wunderbar schöne Fee ihn an mit einem herrischen Lächeln, das zu sagen schien, wie sie ihres Zaubers sich bewußt war und an der Verwirrung des sprachlosen Sterblichen absichtlich ihre Macht zu prüfen suchte.

Es war Constanze, die ihren Angriffsplan gegen den träumerischen Geistlichen zu eröffnen begann.

Der Denker hatte bei seinem Mangel an Beobachtung nur zweierlei Frauenschönheiten gekannt: die zarte, liebliche des ländlichen Aennchens, die er verachtete, und die bedeutende, ausdrucksvolle — diese liebte er in Delphine, die ihm das vollendetste Ideal aller weiblichen Schönheit war. Hier begegnete er einer neuen Schönheit, lieblich und doch bedeutend, zart und doch geistig. Im Vergleich mit dieser Grazie erschien Delphine ihm plötzlich statuenartig, die Züge zu stark, das Auge zu kolossal, die Haltung zu todt.

Ernst war an Constanze bisher gleichgültig vorübergegangen. Man hatte sie ihm als Cokette bezeichnet und in dem Stolze seines Idealismus war er über die Weltdame so weit erhaben, daß er nur mit Verachtung auf dieses alltägliche Wesen herabsehen konnte. Jetzt aber fühlte er sich von diesem beherrschenden Entgegentreten so imponirt, daß er in sprachloser Verwirrung diesen Stern des Salons anstarrte.

Als die kleine, große Cokette an dem beabsichtigten Eindrucke auf ihn sich geweidet hatte, ging ihr herrisches Lächeln in schelmisch triumphirendes

über; jetzt endlich öffneten sich die geheimnißvoll geschlossenen Lippen und sie frug: „Was träumen Sie?“ mit einer feenhaft neckischen Anmuth, die ihr das Recht zu geben schien, nach allen Träumen zu fragen.

Wagner besaß die Beredtsamkeit, die schwer errungene Wahrheit aus dem Schachte seines innersten Herzens als reines schweres Metall zu Tage zu fördern, nicht aber jene Redefertigkeit, die im hergebrachten Gesellschaftstone, gleichsam durch den Austausch geprägter Münze, Unterhaltung auszugeben und anzuregen versteht. Er wußte Constanzen auf ihre kecke Frage keine Antwort zu geben und deshalb war er verletzt, im Glauben, sie habe sich über ihn moquiren wollen. Sein Auge verfinsterte sich und er sagte ohne Galanterie: „Ich träume nie, am wenigsten in Damengesellschaft.“

Das Unhöfliche dieser Antwort und der Mangel an geselliger Gewandtheit, den sie darin nicht verkannte, weit entfernt, sie abzustoßen, war dem seltsamen Mädchen eine Wohlthat. Sie erkannte daran den Mann, der seinen eigenen Kern in sich trägt und ihn auch schroff der Außenwelt entgegenstellt, nicht nur die Marionette, die, stets nach dem Tacte des guten Tones sich bewegend, immer nur das ist, als was man sie wünscht. In diesem

finsteren Auge las sie, was Wagner war: der mit der Welt der Formen ringende Schwärmergeist, und, während er ihr gegenüber verlegen war, hatte er den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. Sie beschloß, ihm zu zeigen, daß auch der ernste Gedanke ihr nicht fremd sei. Sie ließ die Schelmerei und warf den Kopf nicht mehr keck, sodaß die Locken neckisch hüpften, sondern wiegte ihn schmeichlerisch, sodaß sie anmuthig ihr Haupt umschwebten. Indem alle ihre Mienen einstimmten in den Ernst ihres Blickes, sagte sie, deren Worte sonst immer spitz klangen, mit seelenvoll mildem Tone: „Sie zürnen doch nicht, daß ich Ihnen Träume zumuthe? O, leugnen Sie nicht, wer so begeisternd spricht, muß auch begeistert träumen können. Ich halte die Menschen nicht gar zu hoch, die keine anderen Gesichte haben, als die der schalen Wirklichkeit. Und sollte ich es nicht wissen, was Sie träumten? Erschrecken Sie nicht, wenn ich es in Ihren Augen gelesen, aber gestehen Sie es mir ein! Sie betrachteten jenes schöne, junge Mädchen, das, wie die Leute sagen, sich emancipirt hat, und dachten, wie selten, aber wie bewundernswerth ein Mädchen mit einem großen Herzen ist."

„Hellseherin!" sagte Ernst, „das dachte ich!" Und freundlicher blickten seine blauen Augen unter

den schwarzen Brauen hervor. Er war erfreut, eine Seele gefunden zu haben, die ihn verstand, die Delphinens Freundin werden mußte.

Constanze fühlte sich durch diesen aus finsterem Gewölbe leuchtenden Schimmer aufs anmuthigste bewegt. Ermuthigt dadurch, eine in ihm wiederklingende Saite berührt zu haben, fuhr sie fort: „Das ist der Vorzug der Künstlerschaft. Auch ich möchte eine Schauspielerin sein, wenn — ich nicht Constanze Hermann wäre! Denn darum bedaure ich sie, daß sie um die Freiheit ihres Herzens sein Glück eingebüßt hat. Meinen Sie nicht auch, das Glück des Frauenherzens gedeiht nur auf dem Boden der Familie, und dieses Mädchen mußte ihn verlassen, um auf die unruhvolle See des Künstlerlebens sich zu wagen."

Damit war der Zauber gebannt. Aus diesen Worten sprach der Bürgerstolz der eitelen, hochmüthigen Dame dieser exclusiven Gesellschaft! „Ich wollte Delphine sein, wenn ich nicht Constanze wäre" — Constanze, die gehorsame Tochter ihrer Mutter, und Delphine, die mit Gefahr des Lebens der Gesellschaft ihre Freiheit entrungen! Ernst war durch dieses spitze Wort so tief verletzt, daß er auf ihre Frage gar nicht antwortete und in düsteres Schweigen zurück versank.

Constanze fand sich durch sein abstoßendes Wesen nur inniger angezogen. Irgend ein geheimer Schmerz mußte in seiner Seele wohnen. Sollte auch er trauern, um der Freiheit willen aus dem trauten Kreise der Familie einsam in den ruhmlosen Kampf hinausgestoßen zu sein? So dachte sie und fühlte, daß sie einen Theil ihres Lebens darum gegeben, hätte sie durch ihren Blick, durch ihr Wort das räthselhaft finstere Sinnen von dieser markigen Stirn scheuchen können. Sie ehrte sein Schweigen und wagte nicht von neuem ihn anzureden.

Als man zu Tische ging und Wagner die Karte suchte, die ihm den Platz bezeichnen sollte, fand er diesen an der Spitze der Tafel zwischen dem corpulenten Probste und der graziösen Tochter des Hauses. Er war überrascht, sich als die Ehrenperson des Festes betrachtet zu sehen. Er war kürzlich als Prediger der Gemeinde förmlich und feierlich installirt, und daß aus dieser Veranlassung das heutige Fest arrangirt war, das wurde ihm zweifellos, als nach der Bouillon und dem Ragoutfin Hermann das Wort ergriff, um in Wagner den Lehrer der Wahrheit leben zu lassen, den Werkmeister, der dem Geiste der großen deutschen Zukunft diene.

Wagner war in den zwei Monaten seiner Anwesenheit der Mann des Tages geworden. Wie überall hatte sich der exaltirte Enthusiasmus, in dem sich die bürgerlichen Mittelstände in dem Erwachen des sogenannten neuen Lebens ergingen, an die Person seines Trägers geheftet. Wagner's verschlossenes, ans Sonderbare streifendes Wesen trug dazu bei, ihn in eine ideale Höhe zu versetzen; er war der Inbegriff geworden für den Bürger aller politischen Tugenden, für die Bürgerin aller romanhaften Liebenswürdigkeit. Hermann aber hatte etwas an ihm wieder gut zu machen. Selbst der Geburt nach aus der katholischen Kirche hervorgegangen, gehörte er zu jener staatsmännischen Richtung innerhalb der katholischen Reformbewegung, welche darauf bestand, daß dieselbe so lange als möglich auf dem Boden der altkatholischen Kirche stehen bleibe und besonders es vermeiden solle, mit der freien Partei der evangelischen Kirche ineinander zu strömen, weil man dadurch sowol einen großen Theil der freisinnigen Katholiken, als auch die evangelische Orthodoxie und somit die preußische Regierung sich zu Gegnern mache. Aus diesem Grunde war der politische Hermann anfangs gegen die Berufung Wagner's, eines protestantischen Theologen, aufgetreten. Als er aber sah, daß er

mit dieser klügelnden Berechnung gegen den Strom des allgemeinen Enthusiasmus nicht durchdringen könne, war er wieder politisch genug, dem fait accompli sich zu fügen, und dem allgemein verehrten Geistlichen auch seine Achtung darzubringen. Und da er sehr wohl von Ronge's Rundreisen her wußte, welchen Eindruck ein feierlicher Actus auf das Gros der Partei macht und wie die Menge der vagabondirenden Parteigänger weniger durch die That als durch die Siegesfeier mit fortgerissen wird, so veranstaltete er bei der dargebotenen Gelegenheit für Wagner ein Huldigungsfest.

Der Toast auf den Lehrer der Wahrheit wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt. Wagner hatte bisher die große Gesellschaft und insbesondere die Zweckessen verachtet. Das heutige Fest aber, in dem er an der Spitze der Tafel saß und vor Allen als Mann des Tages ausgezeichnet wurde, sah er mit ganz anderen Augen an; das war ihm eine Versammlung der neuen freien Gesellschaft; in sich fühlte er den Mann des Gedankens geehrt. Dieses Zweckessen war ihm ein Dienst der Idee, ein Gottesdienst, der mit weihevoller Andacht sein Herz weit aufschwellte. Fromm und empfindsam wie die eines Kindes war seine Seele, und jedes Gläserklingen der Herren und Damen, die herbeieilten,

um mit ihm anzustoßen, klang darin zu unendlicher Erhebung an. Als man nun, um irgend wie seiner Begeisterung Luft zu machen, das Lied ertönen ließ, das dem neuen Propheten Johannes zu Ehren auf die Melodie „Heil dir im Siegerkranz“ gedichtet war:

„Töne, du Orgelklang,
Rausche wie Sphärensang,
Heiliger Chor!
Ehre sei ihm gebracht,
Der durch der Wahrheit Macht
Aus tiefer Geistesnacht
Uns hob empor u. s. w.“

— da fühlte Ernst sich auf den Schwingen dieses Gesanges mächtig emporgetragen. Die Andacht, die er in dem heimathlichen Dorfe auf der Kanzel in angstvoller Verzweiflung vermißt, die ihn in jenem Concert bei Delphinens Engelsstimme in schmerzvollem Kampfe über sich hinwegzureißen gesucht, diese Andacht trug ihn in kindlich frommer Glückseligkeit jetzt sicher und leicht schwebend dem Ziele seines Strebens zu. Er war selig gerührt und hatte nur noch ein Verlangen, — Hand in Hand mit einem Wesen so dahingetragen zu werden, mit dem er die innersten Stimmungen seiner Andacht theilen konnte. Er blickte mit feuchtem

Auge auf Delphine, um auch aus der Ferne durch Blick um Blick mit ihr zu reden.

Aber Delphine sah ihn nicht. Sie saß auf Veranstaltung der neckischen Constanze neben dem blonden Dichter. Sie war glückselig durch die Aufmerksamkeit, die ihr heute allgemein erwiesen wurde. Sie glaubte das ersehnte „Leben" erblühen zu sehen, — einen rosigen Feengarten, dessen Herrin sie selber war. Ihre kindlich ausgelassenen Züge zeigten, wie sie von dem ungezogenen Liebling der Musen ganz gefesselt war. Dieser hatte zwar seit einiger Zeit eine besondere Vorliebe für den soliden Charakter; jedoch war er selbst nicht so pedantisch solide, daß er sich nicht mit dem besten Humor in das Schicksal gefunden hätte, die Gesellschaft dieser genialen Dame zu theilen. Er selbst bezeichnete sich als die Biene, die von allen Blumen den Honig der Poesie zusammentrug, aber für die störende Hand auch den verwundenden Stachel hatte. So suchte er jetzt gleichsam mit den Fühlfäden seines poetischen Tastsinnes das Innere dieses eigenthümlichen Naturells zu ergründen; er prüfte, wie weit er in der Sprache des Hellsehens mit ihr gehen konnte, wie weit im naiv und wie weit im sentimental frivolen Tone. Er war eben bei der ersten Probe begriffen, er sprach von den

Augen, Locken, Füßchen, Taillen der Damen in dem kitzlich poetischen Style Heinrich Heine'scher Lyrik, und Delphine, deren nervöse Natur immer in den Extremen der Stimmungen sich bewegte, zeigte, einmal zur Heiterkeit erweckt, ihren genialen Charakter auch im Lachen, sie lachte so aus ganzem Herzen, wie keine der anwesenden Mütter ihren wohlgezogenen Töchtern es erlaubt hätte, — als Ernst mit den erwähnten feuchten Augen zu ihr hinüber schaute. Ihr in dieser Erregtheit funkelnder Blick traf ihn tief verletzend. Ihr Mangel an Andacht schmerzte ihn; aber er hatte keinen Vorwurf für sie, nur Mitleid, daß sie für den Abend an den aristokratischen Schöngeist gefesselt war, den er zu verachten das Recht zu haben meinte, da der impertinente Publicist ihm gesagt hatte, der Poet gebe bei einer Flasche Champagner jeder Meinung Recht.

Delphine begegnete endlich dem Blicke Ernst's, und wie ein schwärmerisches Auge immer den tiefsten Eindruck auf sie machte, so auch jetzt. Sie fühlte plötzlich, daß für die ideale Stellung, die sie einnehmen wollte, ihre Ausgelassenheit zu weit ging. Sie beantwortete den nächsten glatten Scherz ihres Nachbars mit ihrem nonnenhaft strengen Blicke. Er sah, daß er in der naiven Frivolität nicht wei-

ter gehen durfte; auch sein Blick wurde jetzt schwärmerisch, er war ganz Seele, er sprach von dem Rechte des Herzens gegenüber der Gesellschaft, von den unverstandenen Bedürfnissen der Künstlerseele, von dem den Tod nicht aufwiegenden Glücke einer sich ausströmenden Leidenschaft, er sprach: „wir, die wir zu dem stillen Bunde gehören, welcher die nach Freiheit und Selbstgefühl ringenden Geister unserer Zeit vereinigt" u. s. w., und ging so weit, daß er merkte, wie die schwärmerische Schauspielerin seiner naiven Frivolität keine andere Schranke entgegenhalten konnte, als die sentimentale, und daß in dieser für seine Unterhaltung keine andere Grenze war, als die der Solidität seines eigenen Charakters!

Ernst indeß hatte keine Zeit mehr, auf Delphinens Augen zu achten; mit den sich überstürzenden Toasten wurde er im Strome der Geschichte fortgerissen. Wie sonst musikalische Virtuosen die Ehre, zu einer guten Tafel gezogen zu sein, mit einem Probestückchen ihrer Gänge und Triller bezahlen müssen, so thaten es die Virtuosen des Liberalismus mit geistreichen Trinksprüchen. Der sarkastische Doctor brachte einen Toast auf den Fortschritt, der pfiffige auf das Licht. Der demokratische Graf erhob sich: „Es lebe das Volk!" Der

schwärmerische Doctor steckte eine Warnungstafel auf: „Die Geschichte geht nicht zurück!“ Bei jedem Spruche wurde das Glas geleert; mit jedem Glase wurde das „Hoch!“ stürmischer. Wagner war trunken von Begeisterung; jedem der Redner hätte er vor Rührung um den Hals fallen mögen.

Da erhob sich der dicke Stadtrath. Der Halbmond seines breiten Mundes, dessen Spitzen beim Lachen über die gesinnungsvollen Klatschgeschichten sich nach oben gewandt hatten, war jetzt in tragischem Ausdrucke nach unten gesenkt: er hatte seine Posa-Miene angelegt. Irgend etwas Gewaltiges mußte er auf dem Herzen tragen, denn nur etwas Großes vermochte diesen gewichtigen Körper in die Quecksilberunruhe zu versetzen, mit der er während des ganzen Soupers auf seinem Stuhle hin und hergerückt war. Auch er wollte einen Toast bringen, aber er besaß darin noch nicht die leichte Sicherheit jener Virtuosen, die als echte Künstler über den Enthusiasmus selbst hinaus waren; für ihn war der Toast die Aeußerung eines innersten Naturdranges, der ihm die hellen Schweißtropfen auf die Stirne trieb. Das freie Sprechen wird ihm noch schwer; über den ersten Worten druckst und druckst er, bis es endlich zum Vorschein kommt, daß er ein Hoch bringen will, dem fernen Freunde,

dem treuesten Manne der Partei, dem Märtyrer für die Freiheit, dem Papierfabrikanten aus dem Hochgebirge, der in der Berliner Hausvogtei seit unverzeihlich langer Zeit in Untersuchungshaft festgehalten wird. Als er diesen Passus herausgedrückt hat, ruht er eine Weile, um Athem zu holen, und ein aus tiefster Brust unwillkürlich aufsteigender Seufzer verräth, wie schwer dem dicken Manne das Ausdrücken wird. Aber er rafft sich von neuem zu der Arbeit auf; auch das Letzte muß noch heraus; mit zur höchsten Höhe gespannter Stimme und wahrhaft theatralischen Tremulo's schreit er seine Empörung heraus über diese asiatische Barbarei und droht, der Mann der Gesinnung werde seine Freiheit wieder erhalten, so wahr die Sonne, die des Abends untergeht, des Morgens wieder aufersteht, denn, so schließt er mit dem Dichter:

„Es ist keine Krone so hehr und so hoch,
Der muthige Springer erreichet sie doch!“

— Dabei sagte er, um den Reim hervorzuheben, das „hoch“ kurz und das „doch“ lang mit einem drohenden Triller, indem er die Nase keck emporwarf, die Kühnheit des muthigen Springers auszudrücken, und machte, als das letzte Wort heraus war, ein Gesicht, in dem sich die ganze Seligkeit der überstandenen Herzenserleichterung malte.

Er wurde für seine Anstrengung vollkommen entschädigt durch den donnernden Beifall, mit dem die Versammlung in sein Hoch einstimmte. Nur Wagner fand dieses Aufrufen der Rache um eine Person für beschränkt; er wollte nur den Kampf für Ideen durch Ideen. Dennoch wurde er zum lauten Einstimmen in das Hoch fortgerissen, als der Impertinente, in Wahrheit ein muthiger Springer, die Zuversicht keck aussprach, daß die Ideen der Zeit sich Bahn brechen werden, und den Gefühlen Aller Worte zu geben meinte, indem er ausrief: „Es lebe die Revolution!"

Ernst merkte nicht, wie bei diesem Worte seinem Nachbar, dem corpulenten Probste, ein Fasanenflügel — man war bereits beim Braten — fast in den Schlund gefahren wäre, wenn er — nämlich der Probst — sich nicht schnell gefaßt und den dadurch erregten Hustenreiz schnell durch ein ganzes Glas Burgunder hinuntergespült hätte. Er gewann dadurch die Fassung wieder, den Flügel und zwei Schenkel des Fasans auf kunstgerechte Weise abzuthun, ein neues Glas als Schornsteinfeger in seinen Schlund herabzujagen, und alsdann, nachdem er durch kurzes Husten die genügende Wirkung desselben geprüft hatte, ergriff er das Wort. Mit seiner salbungsreichen Stimme sprach

er es aus, wie die Idee der Zeit sei das Reich der allgemeinen Bruderliebe, und das Reich der allgemeinen Bruderliebe war es, was er leben ließ.

Dabei knallte der Champagner los — der Wirth, der dem Probst eine kleine Verlegenheit bei der Auszeichnung des christkatholischen Collegen angesehen hatte, wollte ihn jetzt ehren, indem er den Moment seines Toastes dadurch zum Gipfelpunkte der Feierlichkeit machte. Um die exaltirte Aeußerung des Impertinenten möglichst in den Hintergrund treten zu lassen, ging er bei diesem Toaste auf den Probst zu und umarmte ihn. Der dicke Stadtrath, der eben auf die Revolution mit angestoßen hatte, machte einen kühnen Sprung und umarmte den Probst, den drei Männer kaum umspannten, von der anderen Seite. Das gab die Veranlassung zu einer Scene der allgemeinen Bruderliebe.

Auch Wagner war ganz in Enthusiasmus aufgelöst. Er glaubte mit dem köstlichen Champagner den reinen Geist zu trinken; er schwante ins Allgemeine hinüber; und, da er sein bischen Beobachtungsgabe ganz vergessen hatte, bemerkte er nicht mehr, wie der Toast des Corpulenten die weiße Salbe auf die Wunde sein sollte, die der Toast des Impertinenten zu reißen drohte. Auch er wollte

den Probst umarmen; aber dieser war so belagert, daß er nicht dazu kommen konnte. Träumerisch schweifte sein Auge nach Delphine hinüber; sie lachte wieder: der Poet hatte ihr so eben den Heine'schen Vers von den Tendenzbären recitirt: „waldursprünglich, schlecht zwar tanzend, jedoch Gesinnung tragend in der zottigen Hochbrust." Ernst wandte sich gekränkt von ihr und sah zu Constanze. Diese sah ihn wieder an mit ihrem übermüthig neckischen Blicke. Also auch sie war ohne Andacht? Worüber lacht sie? Mit einem Blicke auf den umarmten Probst sagte sie zu Ernst: „Caesar comicus!"

Tiefer konnte Constanze in Wagner's Achtung nicht sinken, als sie es bei ihm verdiente durch den Scherz über diesen Ehrenmann. Mit eisiger Kälte wandte er sich ab von ihr dem Probste zu. Dieser kam ihm mit zwei vollen Champagnergläsern entgegen. „Mein junger College, mein Bruder in Christo, — auf das Reich der allgemeinen Bruderliebe! Die Bibel soll Gesetz, das Gesetz soll Bibel werden! Die Liebe über Alles! Dafür wollen wir stehn und fallen!" So rief er ihm entgegen mit dem seelenvollsten Tremulo, dessen seine Stimme fähig war. Ernst war entzückt, mit diesem Luther eine Bahn zu wandeln, und als er,

von ihm umarmt, das Zittern an ihm fühlte, das ihn nach einem starken Souper zu befallen pflegte und das Ernst der Aufgeregtheit seiner Seele zuschrieb, da traten vor Rührung die Thränen ihm in die Augen. Er fühlte sich auf dem Gipfelpunkte seines Glückes. Was er erlangen wollte, als er Mutter und Braut verließ, das hatte er erlangt: das Leben, das ihm als eine Versammlung von Philosophen erschien, die über den Zweck der Geschichte debattirten; nicht nur er hatte den Schritt auf das Gebiet des Geistes gewagt; gleich ihm schien ihm die ganze Menschheit erwacht, von ihrem Zuge ward er die ewige Bahn der Geschichte seinem Ziele entgegengetragen. Die Thränen, die er vergoß, galten dem Schmerz seiner Mutter und den Gewissensbissen um Aennchen; aber auch diese Empfindungen gingen auf in seiner Begeisterung; sie waren nur der Hintergrund, von dem er den Glanz seines Glückes niederstrahlen sah. Um seine Glückseligkeit in Worten ausströmen zu lassen, riß er sich los aus den Armen des starken Mannes, schlug klingelnd an das leere Römerglas, und, nachdem allgemeines Schweigen eingetreten, rief er, indem eine Thräne ihm in den Champagnerbecher entfiel: „Ja, die Würfel sind geworfen, ich hab's gewagt, und — zählt die hellen Augen: die Frei-

heit hat gesiegt! Die Zeit ist erfüllt — das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, das Himmelreich der Wahrheit, Freiheit, Liebe! Oeffnen wir unsere Herzen dem neuen Evangelium — der heilige Geist, der Geist der Zeit ist über uns gekommen; lassen wir uns von ihm in Alles opfernder, Alles überwindender Begeisterung mit der Leidenschaft der Geschichte, mit dem Bewußtsein unserer göttlichen Bestimmung" — hier stockte seine Stimme; vor überwältigender Rührung hatte er den Zusammenhang der einzelnen Worte verloren. Er sammelt sich nur noch, um zu schließen: „Ich trinke meine Seele der ganzen Menschheit zu!" — und mit dem erschallenden Hoch begannen die Umarmungen von neuem.

Der Probst umarmte Wagner, um ein neues Glas Champagner zu verschlucken; Hermann, um die Freundschaft des liebenswürdigen Schwärmers sich zu bewahren, mit der Hoffnung, ihn dadurch zu leiten; der dicke Stadtrath endlich, um sich und Anderen sagen zu können, daß er an seine Brust den Reformator des neunzehnten Jahrhunderts gedrückt habe, — worüber ihn die stattliche, jüdische Banquiersfrau nicht wenig beneidete!

Mit den knallenden Champagnerflaschen, mit diesem dröhnenden Beifall und diesen stürmischen

Liebkosungen verlor Ernst sein individuelles Bewußtsein, seine Seele glitt ganz hinüber in das Gefühl des Allgemeinen; der rauhe Boden der Wirklichkeit schwand unter seinen Füßen, er fühlte sich schwimmend in dem Meer unendlicher Begeisterung. Eine Weile noch hörte er die Wogen plättschern, und fühlte sich von ihnen gehoben und gesenkt; bald aber war er ganz niedergetaucht in ihre ewig unbewegte Tiefe, versenkt in dem göttlichen Gefühle des geschichtlichen Enthusiasmus — er war noch nie so glückselig gewesen wie heute, und konnte sich nicht denken, daß er von jetzt ab es nicht immer sein sollte.

Constanze indeß, ermattet von der Aufmerksamkeit, mit der sie von ihrem Platze aus das ganze Souper übersehen und durch Winke und Worte an das Dienstpersonal, ohne aufzufallen, geleitet hatte, zog sich in ihr nur halb erleuchtetes Boudoir zurück. Als sie sich in ihre Causeuse niedergelassen und den Lockenkopf in die schlanke Hand gestützt hatte, wie anders war ihr da zu Muthe, als sonst, wenn sie von diesem kleinen Throne aus ihre Verehrer durch witzige Bemerkungen anzog und fern hielt. Statt des Uebermuthes empfand sie jetzt Gewissensbisse über ihre witzigen Worte; sie hatte wohl die Verachtung gemerkt, mit der

Ernst sich von ihr wandte, als sie über den schwärmerischen Pfaffen spöttelte; als sie eine helle Thräne über seine Wange perlen sah, war ihr unendlich weh geworden. Sie schwor es ab, je wieder leichtsinnig zu spötteln, aber sie schwor es auch ihrem Mädchenstolze, daß der spröde Geistliche sie schätzen lernen und der Zahl ihrer Verehrer sich anreihen sollte.

Drittes Capitel.

Das Reich der allgemeinen Bruderliebe war das Thema zu Wagner's nächster Predigt. Er sprach es aus, daß dasselbe sich verwirklichen werde, wenn die Menschen daran dächten, statt im Jenseits beglückt zu werden, im Diesseits zu beglücken. „Dem Gläubigen ist es nicht um Gott und Unsterblichkeit zu thun, sondern um sich selbst. Der religiöse Fanatismus ist versteckter Egoismus. Diese Sorge, ob ich ewig selig oder verdammt sein werde, ist Sorge für sich auf Kosten der Menschheit, ist Verbrechen am Reiche der allgemeinen Bruderliebe."

Am Abend nach dieser Predigt trat Hermann in Wagner's Zimmer und forderte ihn auf, mit ihm das Local zu besuchen, in dem „die Partei" zusammenzutreffen pflegte. Dieser war gern dazu bereit; wenn er auch bei seiner einsiedlerischen Natur dieses Heiligthum der Raisonneurs bisher nicht

besucht hatte, so konnte die Gesellschaft Hermann's ihn doch augenblicklich dazu bewegen. Er schätzte diesen Mann sehr hoch. Wenn auch die Zuneigung zu ihm durch die Kenntniß seines praktischen Wesens, seiner Heftigkeit in Geschäftssachen und seiner Jovialität im Familienkreise den schwärmerischen Anstrich verlor, mit dem er in ihm anfangs einen Helden gesehen hatte; so achtete er in ihm doch immer noch den Gesinnungsgenossen, von dem er überzeugt war, daß er den gleichen Grundsätzen mit ihm in gleicher Consequenz ewig treu bleiben werde.

In der Hinterstube des Kaffeeetablissements eines früheren Schauspielers kam die Partei zusammen, eine Alliance von Besitz und Intelligenz. Der große Besitz hatte die Presse, und die Presse den kleinen Besitz herangezogen. Der Literat grüßte achtungsvoll den Banquier, und der Gewerksmann war stolz, vom Literaten sich die Hand drücken zu lassen, — was ihm manchmal auch nicht ganz billig zu stehen kam!

Es ging heute an dem großen Tische in der Hinterstube sehr lebhaft zu. Außer den Doctoren und Publicisten, die regelmäßig hier ihr Collegium hielten, waren heute als seltene Gäste auch der Probst und der wohlmeinende Stadtrath von Her-

mann's Fete zugegen. Der Probst schien die Aufregung jenes Abends noch nicht verloren zu haben; seine Augen funkelten und er sprach mit fortreißender Heftigkeit, jedoch war er heute nicht begeistert, sondern entrüstet. Wie Luther war er gewaltig nicht nur an Organ und Statur, auch gewaltig in seinem Zorne. Mit der Faust auf den Tisch schlagend, rief er aus mit der ganzen Macht seines Kanzelorgans, sodaß das kleine Zimmer erdröhnte: „Das fehlte noch! Durch solchen radicalen Unsinn die Partei zu compromittiren! Der Regierung gerade zu das Recht in die Hand geben, uns zu ruiniren!"

Der Doctor mit dem Apostelbarte sprach ihm entgegen von „Consequenz", der impertinente Literat von „Leisetreterei!" Das empörte ihn noch mehr. Mit tiefster Entrüstung umherblickend, fuhr er auf, indem er die Anwesenden im Kreise ansah: „Will ich denn nicht den Fortschritt? Ja, ich will den Fortschritt, das weiß Jeder, der mich kennt, aber den vernünftigen! Ich will die freie Forschung; aber sie soll nicht frech das Heiligste antasten. Ich will die freie Vernunft, aber die Gott wohlgefällige! Wartet, ich will es ihm sagen, ich will es ihm sagen!"

Dem pfiffigen und dem sarkastischen Doctor,

denen es schwer wurde, ihr Lächeln zu verbergen, gelang es endlich, indem sie ihm halb Recht gaben, ihn zu beruhigen. Er mußte ihnen versprechen, keinen öffentlichen Scandal zu machen, sondern in der Partei selbst mit dem „unbesonnenen jungen Manne“ die Sache auszugleichen.

Dieser junge Mann war Niemand anders als Ernst Wagner, seine Unbesonnenheit die letzte Predigt. Auch der wohlmeinende Stadtrath hatte sich eben noch in entrüsteter Bewegung über den „Frevel“ ausgesprochen, als Hermann mit dem Delinquenten hereintrat.

Alles schwieg und richtete seine Blicke auf ihn. Der Impertinente, der sich auf den Hahnenkampf freute, machte ihm neben sich, dem Probst gegenüber, Platz. Der Wohlmeinende saß neben dem Probst, Hermann am Ende des Tisches, beide Gegner gleich ins Auge fassend.

Der Probst konnte kaum die gewöhnlichen Begrüßungen abwarten, als er auch den Kampf durch verstecktes Grollen begann: „Sie sind gestern unvorsichtig gewesen, Wagner“, sagt er, „daß Sie den Glauben an die Unsterblichkeit angegriffen haben.“

„Unvorsichtig?“ frug Ernst, ohne das Gewicht dieser Frage zu ahnen. „Ich dächte, ich war im höchsten Grade vorsichtig. Habe ich die Frage

nach der Wahrheit der Unsterblichkeit selbst irgendwie berührt?"

„Sie haben aber eben versäumt, sie anzuerkennen."

„Versäumt? Anerkennen?" So fuhr Wagner vor Verwunderung auf; mit dieser Frage sah er plötzlich eine himmelweite Kluft zwischen sich und dem Luther geöffnet, dessen Melanchthon er zu werden gehofft.

„Sie glauben also nicht an die Unsterblichkeit?"

„Und Sie glauben an die Unsterblichkeit?"

So frugen die Beiden einander, gleich erstaunt. Das hatte keiner von dem andern sich denken können. Der eine hielt den andern jetzt für einen Dummkopf, dieser jenen für einen Verbrecher.

„So fest wie an mein eigenes Dasein!" erwiderte der Probst, mit der Hand auf den oberen Theil des Bauches schlagend, dessen Dasein in der That unzweifelhaft war. Dann inquirirte er weiter: „Wie aber können Sie, wenn Sie nicht daran glauben, es als Grundsatz Ihrer geistlichen Amtsverwaltung aussprechen, das Christenthum in seiner wahrsten Form zu entwickeln?"

„Christenthum? Nun ja, warum nicht Christenthum?" erwiderte Wagner. „Was ich will, habe ich doch oft und deutlich genug gesagt: das

rein Menschliche. Geben Sie zu, daß das ganz und allein der Inhalt der christlichen Idee sei, so nennen Sie es immerhin Christenthum. Ob ich sage: eine neue Phase der christlichen Entwicklung, oder: ein neues Zeitalter des menschlichen Geistes, das ist ja einerlei. Auf den Inhalt kommt es an; der Name ist Schall und Rauch."

„Nun, und der Inhalt des Christenthums, ist er nicht der Glaube an Gott, an Unsterblichkeit und eine jenseitige Vergeltung?" frug der Probst mit der Verklärung, die ihn jedesmal von Amtswegen überkam, wenn er von diesen Dingen sprach.

„Da muß ich Ihnen gleich erwidern, daß für mich ein Glauben überhaupt nicht existirt, ich baue meine Grundsätze nur auf das Wissen." So fing Ernst nach der Studentensitte an, sogleich auf einen Disput über die Grundsätze einzugehen. Der Pfiffige und der Sarkastische lächelten über dieses Theoretisiren; der Enthusiastische und der Impertinente nickten ihm Beifall zu. Der Wohlmeinende spitzte die Ohren: hier mußte es etwas Bedeutendes mit anzuhören geben! Der politische Hermann verhielt sich ruhig, überlegend.

Dem Probst, bei dem Selbstvertrauen auf seine Logik, war es ganz recht, mit solch jungem Gegner sich zu messen. Seine Leidenschaftlichkeit trat vor

der berechnenden Aufmerksamkeit einigermaßen zurück. Er sagte: „Gut, nennen wir es Wissen. Gibt es denn kein Wissen von den höchsten Dingen? Gibt es kein Wissen von einem höchsten Wesen, einem persönlichen Geiste, der das All erschaffen und durch seine Vernunft noch immerwährend es lenkt? Gibt es kein Wissen von einem Urgrunde aller Dinge?"

Hier fühlte sich Wagner auf seinem Boden. Diese Streitfragen, die hier in der Provinz des praktisch-politischen Liberalismus erst seit dem Erwachen des „neuen Lebens" auf oberflächliche Weise, und im Grunde nur als Deckmantel für die politische Agitation, ventilirt wurden, hatte er in der Universitätsstadt einer anderen Provinz, deren Luft förmlich mit Religionsphilosophie geschwängert war, bereits mit Professoren und Studenten so oft durchgesprochen, daß er die Antwort bereits auf der Zunge hatte. Mit der doctrinär vornehmen Ruhe des Philosophen, der mit sich und der Welt abgeschlossen hat, entgegnete er: „Lassen Sie uns diesem Urgrunde der Dinge einmal auf den Grund gehen. Jedes Ding hat seinen Grund, und jeder Grund wieder seinen Grund zum Grunde; und so geht die Kette bis ins Unendliche fort. Sprichst du nun von einem Urgrunde aller Dinge, so kannst

du damit meinen entweder einen einzelnen Grund vor allen andern Gründen und Dingen, einen vor- und außerweltlichen Urgrund, oder alle Gründe aller Dinge zusammen, einen innerweltlichen. Meinst du den ersten, den transcendenten, so sage mir, was dieser Urgrund ist; sprich nicht von Gott und immer Gott, sondern sage mir, was dieser Gott ist und wie aus ihm die Dinge entstammen. Das aber kannst du nicht; wenn du von dem Urgrunde sprichst, denkst du nur, daß etwas der Urgrund sein könnte; du weißt aber nichts, was der Urgrund wirklich ist; und so sprichst du da, wo du von Gott sprichst, von — nichts. — Und nun andererseits: wie steht's mit dem immanenten Gotte? Alle Gründe aller Dinge sind der Urgrund der Dinge; aber alle Gründe sind selbst wieder Dinge; folglich meinst du, wenn du von diesem Urgrunde sprichst, die Dinge selbst, wenn von Gott, nichts Anderes, als was sonst die Sprache — Welt nennt."

Diesem doctrinär auseinandersetzenden Tone warf sich der Probst mit seinem declamatorischen Kanzelwesen entgegen, das die gewaltigsten Bewegungen seines Gemüthes und seines Organs aufbot, um den Gegner zu erdrücken. „Glauben Sie, daß ich das nicht weiß, wie der bloße Verstand das

Dasein Gottes nie beweisen kann? Aber des Menschen Geist ist nicht nur ein kritischer, auch ein postulirender. Und führt uns die höhere Urtheilskraft, das moralische Bedürfniß nicht auf ein überweltliches Wesen, das die Widersprüche des Diesseits zwischen Tugend und Schicksal, zwischen unserem Wollen und Sollen, unserem Sollen und Können in einem vollkommeneren Jenseits löst? Wo werden Recht, Liebe, Sittlichkeit bleiben, wenn kein Gott mehr ist, der sie gebietet und belohnt?"

„Je n'ai pas besoin de cette hypothèse. Ich kann ohnedem sittlich sein. Was ist denn das, was Ihr Sittlichkeit nennt? Gut sein, weil's der liebe Gott will, nichts Böses thun, weil wir sonst ins Fegefeuer kommen. Denn an ein geistiges Fegefeuer müßt Ihr doch glauben, wenn Ihr consequent sein wollt, und ein geistiges Fegefeuer ist immer schon ein Fegefeuer! Ich kenne eine ganz andere Sittlichkeit: ohne aushelfende Hypothesen, ohne anmuthende Gewohnheiten, nichts anerkennen im Wissen und Wirken als die absolute Wahrheit, dem Principe Alles zu opfern, — die Sittlichkeit der Consequenz, die Religion des Princips! Sie nennen mich Atheist, aber vergessen Sie nicht: die Ketzer waren es, die die Kirchengeschichte gemacht haben. Jede Neuerung der Religion stammt

aus der Religiosität. Meine Religion ist die Religion der Zukunft, die alle moralischen Postulate erfüllen will ohne Gott, das erlösende Evangelium des Diesseits!"

Wagnern war im theologischen Disput eine gewisse Virtuosität nicht abzusprechen. Nachdem er durch einzelne Streiche, mit kritischer Schärfe gegen den Gegner vollführt, das Terrain gelichtet, pflegte er dann in heroischem Feuer die Flammen seiner eigenen Begeisterung daraus emporlodern zu lassen. Nicht nur die Publicisten, auch der wohlmeinende Stadtrath, war von diesem eleganten Pathos eingenommen; wie im Theater dem Posa, konnte er nicht umhin, diesem liebenswürdigen, jungen Menschen sein „sehr gut, sehr gut!" zuzurufen.

Für den Probst dagegen war das Aufstecken dieser radicalen Principien der rothe Lappen, durch den man den Truthahn kollern macht. Hier hörten für ihn Disputation und Gründe auf; seine innerste Natur empörte sich und er schrie mit einem wahrhaft homerischen Organe: „Was? Ihr wollt Christum stürzen? Beweist, was Ihr wollt! Ich lasse mir meine Religion nicht nehmen. Und dem Volke wollt Ihr seinen Gott rauben? Ihr wollt die Frevler am Heiligsten, die Schänder unserer

Tempel werden! Aber bei Gott, Ihr sollt nicht in unsere Kirchen dringen, — Ihr müßtet denn über meine Leiche hinwegschreiten!"

Dabei war er in leidenschaftlicher Bewegung aufgesprungen, um wie auf der Kanzel freie Bewegung zu haben. Er blickte Wagner herausfordernd an. Dieser aber würdigte ihn keiner Antwort, nur eines spöttischen Lächelns. Diese kräftige, ursprüngliche Natur, die sich mit aller ihrer Wucht jedesmal dagegen anstemmte, wo ihr Gefühl verletzt wurde, war für den abstracten Philosophen eine unverständliche, verächtliche Erscheinung; er kannte nur Principien und dialektische Schlüsse; wer in Leidenschaft gerathen konnte, existirte gar nicht für die Geschichte und die Vernunft. Den Probst hatte er aufgegeben und er meinte nicht anders, als daß die ganze Gesellschaft der Liberalen darin mit ihm übereinstimmte, den Mann bisher nicht gekannt zu haben. Er war daher nicht wenig erstaunt, als gleich dem Probst fast der ganze Tisch sich erhob und die Anwesenden miteinander einzeln den Disput fortsetzten, in dem die kleinste Zahl seine Partei ergriff. Nur der enthusiastische und der impertinente Publicist traten laut dem Probst entgegen, jener beschwörend, dieser bläffend. Der Sarkastische und der Pfiffige, an die Wagner

sich vom Probst hinweg wandte, lächelten nur im Stillen, jener darüber, welche treffliche Barricade die corpulente Leiche abgeben würde, dieser über den Fanatismus, mit dem die wüthenden Hähne auf einander einhackten. Der wohlmeinende Stadtrath, als dieser Luther weit erschütternder brüllte denn jener Posa, lächelte anfangs verlegen, weil er sich nicht widersprechen wollte; dann sagte er, aber doch mit der vornehmen Herablassung, mit der er so gern an weltgeschichtlichen Ereignissen theilnahm: „Nein, Herr Probst, wenn diese jungen Leute es so meinen, das können wir nicht dulden. Ich glaube die Regierung würde uns augenblicklich verbieten!“

Hermann endlich machte dem wüsten Durcheinander, in das „die Partei“, wie in die Urelemente aufgelöst zu werden schien, ein Ende. „Erlauben Sie mir ein Wort, meine Herren“, sagte er, stehend auf den Tisch gestützt. „Lassen Sie nicht um bloßer doctrinärer Streitigkeiten wegen unsere Einigkeit verloren gehen. Ich weiß nicht, wer von Ihnen beiden, meine Freunde, Recht hat; ich weiß auch nicht, ob das ein Streit ist, der je in der Geschichte eine definitive Erledigung finden wird. Meiner Ansicht nach sind das Gewissensfragen, in denen Jeder sehe, wie er mit sich selber fertig

werde. Ich will es nicht leugnen, daß einzelne esprits forts im Stande sein mögen, ohne Stützen des Glaubens ganz auf eigenen Füßen zu stehen. Aber ich muß auch darauf beharren, daß das Volk, daß die große Masse dessen nie fähig sein wird, daß die Religion die nothwendige Grundlage der allgemeinen Sittlichkeit, des Staates ist — jedoch auch ich verirre mich in Theorien. Herr Wagner, ich will Sie heute nur auf den praktischen Gesichtspunkt aufmerksam machen: Wahrheit mag sein, was da wolle, den Atheismus dürfen wir in keinem Falle auf die Fahne der Partei setzen! Die öffentliche Meinung hängt noch an dem Glauben, und jedenfalls scheut sie den Unglauben. Wenn wir diese Stimmungen nicht schonen, haben wir allen Einfluß auf die Nation verloren. Der Atheismus wird, der Alliirte des Absolutismus, unsere Erfolge vernichten, ehe sie zur Reife kommen, als der böse Feind im eigenen Lager."

In Hermann sah Ernst noch den Mann, der seine Principien verstand und theilte, wenn er auch nicht den Muth der Ueberzeugung besaß, sie rücksichtslos geltend zu machen. Ihn hielt er noch eines Wortes werth, und er wandte sich an ihn: „Die Stimmungen des Volkes schonen? — seien wir offen, Hermann, ist das nicht Betrug am

Volke? ist es nicht falsche Klugheit, mit der wir unsere eigne Feigheit beschönigen? Seien wir wahrhaft klug, bedenken wir, ob wir der Wahrheit nicht am besten dienen, wenn wir sie ganz bekennen! Wie freudig überrascht begrüßt das Volk schon jetzt die einzelnen Lichtstrahlen, die durch seines Kerkers Gitter sich zu ihm stehlen, — wie aus vollstem Herzen wird es erst jubeln, wenn wir alle Schranken fallen lassen, es der Sonne frei entgegenführen, wenn es in dem Meere ihres Lichts den Durst nach Wahrheit schwelgend stillt! Nein, Hermann, Ihre Politik ist eine kleine Politik, die Politik der alten Zeit, die in klügelnder Berechnung auf die Schwäche der Menschen baute; das eben soll ja die neue Politik sein, daß wir vertrauen auf die überwältigende Macht des Gedankens. Die Wahrheit über Alles! Des Volkes Stimme — Gottes Stimme! und Gottes Stimme, — haben wir nur den Muth es zu versuchen, sie wird die Wahrheit nicht im Stiche lassen!"

Der laute Disput hatte eine Menge Neugieriger herbeigezogen. Die Billardspieler, der Wirth, Kellner und Kellnerinnen hörten zu, und Hermann fand es für nothwendig, das Gespräch abzubrechen, um nicht Aufsehn aus dieser kleinen Spaltung der Partei entstehen zu sehen. Indem er sich vornahm,

Wagner nächstens privatim ins Gebet zu nehmen, brachte er es über sich, dem Gegner das letzte Wort zu lassen, und bat, den Streit für heute abzubrechen. Da es schon spät war, willfahrte man ihm gern. Bald darauf brach man auf. Vor dem Hause an der Ecke, als man sich verabschiedete, fühlte Ernst sich so fremd gegen Hermann, daß er nicht wußte, ob er ihm die Hand reichen solle. Hermann ergriff dieselbe wie gewöhnlich in der eiligen Freundschaftlichkeit des Geschäftsmannes, und sie trennten sich nicht anders als sonst.

Viertes Capitel.

Constanze hatte also doch Recht gehabt, als sie den Luther des neunzehnten Jahrhunderts Caesar comicus nannte! Ernst Wagner fiel es schwer auf das Herz, ihr Unrecht gethan zu haben; aber hatte er sie bisher verachtet, so fing er nach dieser kecken, ihren Scharfblick bezeugenden Bemerkung an, sie zu scheuen. Er schämte sich vor sich selbst und vor Constanze, sich so in einem Menschen täuschen zu können; er fürchtete sie, weil er meinte, sie übersähe ihn weit und habe nicht die große Meinung von ihm, die jeder Idealist von sich selbst zu haben pflegt. Wenn er sich früher ihr nicht genähert hatte, so floh er sie jetzt absichtlich, und je mehr sie sich bestrebte, sich ihm von ihrer bedeutenden Seite zu zeigen, um so weniger wäre es ihr gelungen, ihn in ihrer Nähe zu fesseln und sein Vertrauen zu gewinnen, wenn nicht die ge-

meinsame Wirksamkeit an einem öffentlichen Unternehmen sie von der Gemeinsamkeit ihrer Bestrebungen überzeugt hätte.

Es war damals die Zeit, wo Eugen Sue's „Geheimnisse von Paris", in Feuilletoncapiteln erscheinend, auch in Deutschland alle Augen auf die „socialen Zustände" gerichtet hatten. Auch in der Provinzialstadt, in welcher Ernst sich damals befand, war man so glücklich gewesen, „sociale Zustände" zu entdecken. Ein wohlmeinender Publicist hatte das fürchterliche physische und moralische Elend jener geschilderten Armenwohnungen in dem alten Kasemattengebäude aufgedeckt, und die Herzen, die über den Pariser Scenen geweint hatten, fühlten sich verpflichtet, auch bei diesen heimatlichen Schilderungen ihre Thränen nicht zurückzuhalten. Man opferte aber nicht blos Thränen; man muß es namentlich dem Theile der Nation, der sich der Bewegung des sogenannten neuen Lebens damals anschloß, zum Ruhme nachsagen, daß tausend und abertausend Hände sich rührten und öffneten, um zu zeigen, daß das Gefühl der Nächstenliebe im menschlichen Geschlechte noch nicht erstorben war und daß es vornehmlich dort erstarkte, wo die Theilnahme an den öffentlichen Dingen wahrhaft menschliche Regungen wieder erweckt hatte.

Die christkatholische Gemeinde, deren Seelsorger Ernst Wagner geworden war, hatte auf Hermann's Anregung beschlossen, zum bevorstehenden Weihnachtsfeste für mehrere hundert Armenkinder der Stadt eine reichliche Bescheerung und eine herzerhebende Feierlichkeit zu veranstalten.

Wagner, als besoldeter Beamter der Gemeinde, hatte die Leitung des Werkes zu übernehmen, und unterzog sich ihr mit allem Eifer des warmen Menschenfreundes. Er ließ sich durch keine Mühe und keine Widerwärtigkeit abhalten, um die der Unterstützung bedürftigen, vielleicht verschämten Familien herauszufinden; und als er jetzt die Wohnstätten der Armuth besuchte, lernte er erst kennen, was für Noth in der Welt es gibt. Der Nahrung und Kleidung entbehrende Arme, erfrierende Greise, hülflose Wöchnerinnen, verhungernde, in Krankheit verlassene Kinder, das Alles hatte ihm bisher unter die Kanzelphrasen zum Evangelium vom reichen Jünglinge und armen Lazarus gehört; als er aber jetzt jene Casernen des Elends und das wilde Viertel ringsum besuchte, da mußte er kennen lernen, daß während sonst die Wirklichkeit nie die Idee erreicht, von dieser Wirklichkeit jede Vorstellung, die er sich vom Leiden der Armuth machen konnte, erschreckend übertroffen wurde. „Euch muß gehol-

fen werden, daß ihr alle wieder Menschen seid. Hier ist es, wo das Reich der allgemeinen Bruderliebe seine erste Macht beweisen muß." Das war es, was als die erste Aufgabe des Apostels ihm jetzt vor die Augen trat. Was bisher nur als abstracte Consequenz für sein Denken existirt hatte, das beschäftigte jetzt als die nächste und nothwendigste Foderung sein Gemüth wie seinen Geist.

Und er war von Jubel erfüllt, dieses Bewußtsein so tief in Aller Herzen wurzelnd zu finden. Staunenerregend war es, welche Summe er täglich als für die Wohlthätigkeitszwecke eingegangen mit dem Namen der Geber in der Zeitung veröffentlichen konnte; rührend, welche Hände sich ihm anboten, bei den Veranstaltungen behülflich zu sein. Von den Damen zeichnete sich eine am meisten aus, der man bisher eine so ausdauernde und aufopfernde Thätigkeit nicht zugetraut hatte, die bisher prüde und verwöhnt ihren Fuß nur auf Teppiche gesetzt hatte und nun plötzlich alle Scheu verloren, die Schwellen der Armuth zu überschreiten, in Lumpen gekleidete Kinder zu küssen und kranken alten Frauen den Puls zu fühlen. Constanze hatte hastig diese Gelegenheit ergriffen, dem Manne, dem ihre Angriffe galten, den Ernst und

die Ausdauer ihres Charakters zu beweisen; und was ihr anfangs nur berechnete Coketterie war, das erkannte sie bald als die Befriedigung des eigensten innersten Bedürfnisses. Sie hatte bisher noch nicht gewußt, was eine angestrengte Thätigkeit und eine Thätigkeit für Andere ist. Sie war ein sehr kluges Mädchen, aber ihre Klugheit war Naturell, nicht Studium; sie hatte nie über etwas mit Absicht nachgedacht, sondern las und sah, und wenn sie darüber sprach, blitzten so viel gescheidte Einfälle in ihr auf, daß sie den erfahrensten Mann und besonders einen so gründlichen Gelehrten wie Ernst in Erstaunen setzte. So hatte sie in Nichts Anstrengung oder Entsagen kennen gelernt. Aber dennoch, wenn sie sich auch nie unbefriedigt gefühlt hatte, weil sie nie etwas vermißte, so war sie auch nie wahrhaft befriedigt, weil sie nie etwas Vermißtes erreicht sah. Noch unermüdlicher als Ernst selbst, besuchte sie jetzt in dem rauhen Winterwetter an seiner Seite die Schmerzenslager der Armuth, half sie ihm Anordnungen treffen, um die Zellen jener Caserne wohnlicher einzurichten, und traf die Veranstaltungen zu dem Kinderfeste, dessen oberste Leitung von dem Frauenvereine in ihre Hand gelegt war. Noch nie hatte sie sich so innerlichst befriedigt gefühlt, als wenn sie jetzt,

indem der Diener folgte, neben dem verschlossenen Manne, der oft auf langen Wegen kein Wort zu ihr sprach, einhergehend dem Sturm und Regen trotzen und ihre eigene Ermattung überwinden mußte, und wenn sie dann in eine niedere Hütte tretend, den Verzweifelten Hülfe bringend mit ihm als ein von Gott gesandtes Engelpaar begrüßt wurde! Welch ernsten, starken Geist fühlte sie neu über sich gekommen, wenn sie so recht herzlich ermüdet spät auf ihr jungfräuliches Lager sank, das Herz, statt halberfüllt von der spöttischen Freude über die Schmeicheleien, die sie zurückgewiesen, und die Triumphe, die sie erlangt, jetzt hoch aufgeschwellt von dem Bewußtsein, wie viel Thränen des Jammers sie heute wieder zu Thränen des Dankes verklärt hatte!

Am Tage vor dem heiligen Weihnachtsabende fand das große Kinderfest nach der Anordnung Constanze's statt. Sie hatte darin ihr edles Herz wie ihren feinen Sinn auf gleiche Weise bewiesen. Sie hatte es nicht bei einer bloßen Abfütterung und geschäftsmäßigen Austheilung von Almosen in großem Style gelassen, sondern hatte es verstanden, ein wirkliches Fest zu arrangiren, indem jedes Kind seine besondere Freude hatte und trotz der Oeffentlichkeit das Familiaire nicht verloren

ging. Den Mädchen und den Knaben und beiden wieder nach den verschiedenen Altern, den einzelnen endlich nach den verschiedenen Bedürfnissen und Wünschen, die sie so fein zu errathen wußte, hatte sie verschieden aufgetischt. In einem großen Saale, auf langen Tafeln für die größeren und auf Bänken für die kleineren Kinder, waren die Geschenke ausgelegt, bei jedem Platze eine Nummer, nach welcher jedes Kind seine Bescheerung zu finden hatte. Mit mächtig hohen, grünen Weihnachtsbäumen waren die Tische geziert, und von ihnen herab erleuchteten unzählige Kerzen den weiten Raum, der sich endlich den hundert Kinderseelen als ein Feenreich erschloß. Staunend und zagend blieben die Kleinen stehen, als die Thüren sich öffneten; erst das Zureden eines so Vertrauen erregenden Engels, als Constanze es ihnen war, die sie alle schon kannten, konnte ihnen den Muth zum Nähertreten einflößen. Das Staunen wich der Hast, mit der jedes den Platz seiner Nummer suchte, und nachdem aus dem Wirrwarr des Durcheinanderlaufens sich die Ordnung entwickelt hatte, löste die Hast sich in allgemeinen Jubel auf.

Welch eine unermeßliche Fülle von Glück erblühte aus diesen Filzstiefeln, Handschuhen, Wintermützen, Tüchern, Kuchen, in diesen vielen hundert

Kinderherzen! Wie war für die meisten derselben dies die glücklichste Stunde ihres vergangenen Lebens, — für wie manche sollte sie das für das ganze Leben vielleicht bleiben! Dazu die Freude der Aeltern über die beglückten Kinder, und dazu endlich die Freude derer, die die Urheber dieses Glückes waren! Als die erste Ueberraschung über die Geschenke vorüber war, wurde von allen Anwesenden das Lied angestimmt: „Nun danket Alle Gott!“ Kein Auge blieb trocken; es war ein Moment allgemeiner Erhebung. Auch Wagner fühlte sich in Andacht emporgetragen, und er fühlte, daß sie diesmal reiner, würdiger und berechtigter war als damals auf Hermann's Souper. Damals war er von bloßen Worten, den Ergüssen augenblicklicher, vielleicht künstlicher Erregung fortgerissen, heute waren es Thaten, segensreiche Früchte der Bruderliebe, aus denen er die allgemeine Begeisterung erkennen und mit ihr sich fortreißen lassen konnte. Er sah sich nach Hermann um, und auch diesem, dem sonst das Wasser nicht hoch in den Augen zu stehen schien, trieb es eine Thräne zwischen die blinzelnden Lider, aus der Wagner ersah, daß er immer noch der warme Freund der Menschheit sei, für den er ihn bisher gehalten,

und daß ihr neulicher Disput nichts als ein Streit über die Tactik für ihre gemeinsamen Principien war, den sie als Bekenner derselben Vernunft noch unter sich ausgleichen mußten! Auch mit dem wohlmeinend dicken Stadtrath war er wieder versöhnt; er hörte ihn von dem anderen Ende des Saales her heulen; und so konnte er sich über den Irrthum an dem ordinair rationalistischen Probste leicht hinwegsetzen; alle anderen Herzen standen ja noch zu ihm; wollte nicht hier schon das Reich der allgemeinen Bruderliebe in so schöner Weise sich zu verwirklichen beginnen?

So triumphirend blickte Wagner, eben wieder sicher auf dem Boden des Gedankens, um sich, als mit dem Verklingen des Liedes die schöpferische Zauberin dieses Festes an ihn herantrat und mit der ihren Bewegungen eigenthümlichen, schmeichlerischen Eleganz ihm ihr kleines, zartes Händchen aus dem Pelzmuff heraus entgegen reichte. Als er sie jetzt ansah, und sie wieder den Lockenkopf mit so übermüthiger Keckheit zu ihm emporwarf, aber dabei doch in jedem Auge eine Thräne zerdrückte, da mußte er denken: welch reicher Charakter! Mit ihrer stets, auch unter Thränen, lächelnden Anmuth sagte sie ihm: „Ich danke Ihnen.“

„Wofür hätten Sie mir zu danken? Ich muß

Ihnen danken, die Sie sich ganz aufgeopfert haben —."

„Ebendeshalb habe ich Ihnen zu danken. — Sie haben mich gelehrt, glücklich machen, und darum — glücklich sein." Mit diesen Worten stockte ihre Sprache, zwei helle Perlen rollten über ihre Wangen und spülten nun doch das Lächeln hinweg; mit einem tief ernsten Ausdrucke, den Niemand an ihr kannte, und der zeigte, wie sie ihrer selbst nicht mächtig war, blickte sie ihn an, aber nur einen Augenblick, — so lange, daß er gerade dieses Bild auffassen konnte, und als er es festhalten wollte, war es schon wieder umgeschmolzen in das freudige Lächeln, mit dem sie plötzlich überging, ihm zu sagen: „Sehen Sie nur, diese Freude der Kinder; wie sie so mannigfaltig sich ausspricht! Das eine jubelt laut, das andere ist still in sich versunken; dies lacht, jenes weint; dies sieht neidisch auf die Geschenke des andern, und — sehen Sie nur diesen kleinen, fünfjährigen Burschen, wie er seine Sachen in Sicherheit gebracht hat, die Mütze auf dem Kopfe, die Handschuh an den Händen, die Tafel unter dem einen Arm, den Kuchen unter dem andern, und nun blickt er mit so funkelnden Augen um sich, — o, du allerliebster Bube!" rief sie aus, war zu ihm geeilt,

wischte ihm das schmutzige Näschen ab und, nachdem sie ihn recht herzlich geküßt, band sie ihm die Ohrenklappen an der Mütze unter dem Kinn zusammen, dann war sie in ihrer hin- und herfliegenden Beweglichkeit auch schon wieder bei Wagner und sagte mit so recht herzlicher Fröhlichkeit: „Nun sieht er aus wie ein kleiner Eskimo, dieser köstliche Bursche", und in demselben Zuge fuhr sie fort: „o, wie ich die Menschen liebe!"

Ein paar Kleine, die über die Grenzen ihrer Geschenke in Streit gerathen waren, riefen Constanze's Vermittelung herbei, und Wagner blieb in tiefem Nachdenken versunken stehen. „Wie ich die Menschen liebe!" diese Bemerkung fiel ihm schwer in den Sinn; er mußte plötzlich denken, wie er nur die Menschheit liebte, aber die Menschen —? Er mußte sich gestehen, daß er diese Kinder, die über so rein materielle Dinge in solches Entzücken geriethen und so weit von dem, was er die Bestimmung des Menschen nannte, entfernt blieben, daß er überhaupt die Menschen, wie sie waren, nicht liebte, sondern nur in sich die Aufgabe fühlte, sie für sein Ideal der Menschheit zu erziehen. Als er darüber nachdachte, wie frostig sein eigenes Herz geblieben war bei seinem Bestreben, die Menschheit zu beglücken, wie er

dabei das Glück so manches Herzens schon geopfert hatte, wie Constanze aber durch ihren Trieb, die Menschen glücklich zu machen, selbst so beseligt war und so viele hundert Gemüther zu beseligen verstanden, da ging es dem Denker auf, daß er bei aller Consequenz seines Denkens doch etwas vergessen haben müsse, was ihn mit den Thränen dieses jungen Mädchens so gerührt hatte. Er wußte selbst nicht klar, was es war, aber fühlte es, daß er jetzt Constanze's Gemüth nicht zu fürchten brauchte, daß er sie lieben durfte, um von ihr zu lernen, die Menschen lieben.

Als er das Fest verließ, war er nicht von Begeisterung trunken wie nach jenem Zweckessen; auch diesmal war sein Herz zwar hoch geschwellt von dem Bewußtsein, einem erhabenen Ziele entgegen zu streben, aber er war auch von der Rührung zitternd durchbebt, daß der Weg dazu noch nicht ganz gebahnt war und daß es aller seiner Kräfte bedurfte, ihn zu vollenden. Dennoch war seine Zuversicht auch heute eine felsenfeste, und er glaubte mit mehr Berechtigung als damals, weil er in sich das Bewußtsein seines Mangels trug, und den Vorsatz, ihn auszufüllen; er wollte allen Menschen jetzt mit Liebe entgegenkommen.

Indem er mit diesem Gefühle nach seiner Woh-

nung geht, begegnet ihm auch schon auf der halberleuchteten Straße ein Mann, mit dem er durch liebevolles Entgegenkommen sich über ein Mistrauen, das zwischen sie beide getreten war, zu verständigen hatte. Es war der Schneider Krist. Als Wagner in die Gemeinde eingetreten war, fand er in Krist einen seiner eifrigsten Verehrer und sah in dem Schneider, der an den öffentlichen Dingen sich betheiligte und in den Gemeindeversammlungen mit dem Zeugniß von Belesenheit und Verstand darüber zu sprechen wußte, das, was er sich unter dem Ideal eines Arbeiters dachte. Es dauerte aber nicht lange, so bemerkte er an Krist, ohne eine Veranlassung dazu sich denken zu können, eine auffallende Veränderung seines Betragens; er nannte ihn nicht mehr „Bruder", sondern mit hämischer Unterwürfigkeit stets „Sie" und „Herr Prediger". Ernst fing an, bei seinen grünlichen, umherirrenden Augen ein tiefes, unheimliches Gefühl zu empfinden. Der Schneider war schon mehrere Schritte an ihm vorübergegangen; er rief ihm nach. Krist erwiderte erstaunt und höhnisch den Gruß des Predigers. Dieser schloß sich ihm zur Begleitung an.

„Wie kommt es, daß ich Sie auf diesem Wege

treffe? Waren Sie nicht bei dem Kinderfeste?" frug Wagner.

„Nein", erwiderte der Schneider kurz.

„Sie haben wol vor dem Feste zu viel Arbeit?"

„Nein."

„Haben Sie dem Feste nicht beiwohnen wollen?"

„Nein!"

„Haben Sie kein Interesse dafür?"

„Nein, gar keines!"

„Wollen Sie nicht, daß der leidenden Menschheit geholfen werde?"

„O ja, das will ich allerdings."

„Nun, warum betheiligen Sie sich nicht, wenn man ihr hilft, oder nehmen wenigstens Theil an der Freude darüber?"

„Zum Donnerwetter, Herr, wenn Sie es durchaus aus mir herausspioniren wollen, — weil die Kinderfeste der Menschheit nichts helfen, und weil ich mit dieser zweckessenden, Almosen gebenden Bourgeoisie nichts gemein habe. Nun wissen Sie's, und damit basta!"

Der Schneider war mit diesen Worten ohne Abschied in ein Haus gebogen. An dem Tone seiner Rede und der unsichern Bewegung beim Abwenden in die Hausthür merkte Wagner, daß er betrunken war. Er glaubte das Motiv seines

schroffen Betragens gegen ihn und seine Freunde in dem Gefühl der persönlichen Zurücksetzung zu finden, darüber, daß er zu den Festlichkeiten der wohlhabenden Gemeindemitglieder, sowie zu der Commission, welche die Sammlungen und Vertheilungen der Almosen zu übernehmen hatte, nicht mit hinzugezogen war. Wagner nahm sich vor, über beides ihn zu versöhnen. Bei Hermann und dessen Freunden glaubte er, daß es ein Leichtes sein werde, sie auf den Verstoß aufmerksam zu machen, daß sie ein Mitglied der Partei, welche den Unterschied der Stände aufheben wollte, um seines niederen Standes willen von ihren Geselligkeiten auszuschließen schienen. Seine Hinzuziehung zu der Wohlthätigkeitscommission in Anregung zu bringen, fand er gleich am anderen Morgen Gelegenheit. Die Commission versammelte sich, um Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben zu dem Feste abzulegen. Man fand einen bedeutenden Ueberschuß vor, die Anwesenden, noch gerührt von den gestrigen Scenen, fügten neue, bedeutende Summen hinzu, und auf dieser Basis beschloß man das Fortbestehen der Commission und ihre Ausdehnung zu einem Vereine, der sich in ausgebreiteter, großartiger Weise die Hebung der Noth im Bezirke der Stadt zur Aufgabe machen sollte. Wagner

war entzückt von dieser aufopfernden Bruderliebe; er glaubte, dies sei der Moment, aufmerksam zu machen auf die Zurücksetzung, in der man einen der Brüder übersähe und schlug vor, den Schneider Krist mit zu dem Vorstande des neuen Vereins hinzuzuziehen.

Er war erstaunt, als auf seinen Antrag, statt der allgemeinen Acclamation, die er erwartet hatte, ein lautloses Schweigen eintrat. Als nun aber Hermann der Geschäftsordnung nach ums Wort bat, mit scharfer, betonter Beziehung auf Ernst sagte, Krist sei ein Mensch, mit dem ein ehrlicher Mann so wenig als möglich zu thun haben müsse, und deshalb zur Verwerfung dieses Antrages ohne Discussion auffoderte, da war es Ernst wie einem, der in Fieberphantasien mit kaltem Wasser überstürzt wird. Die Abstimmung ging lautlos, in formeller Weise vor sich und keine Hand erhob sich für Krist.

Wie in der Musik der Sinn der Töne stets nach dem abschließenden Accorde strebt; wie dieser aber, wenn er gefunden ist, sich immer wieder auflöst in einen neuen Satz von anderer Harmonie, und so fort und fort, bis im letzten Satze endlich alle Disharmonie aufgelöst wird und alle Melodien ihren Abschluß finden; so sucht auch der ringende

Menschengeist im Leben unablässig die Harmonie mit sich selbst und mit der ganzen Welt, den Halt, von dem aus er alle seine Bedürfnisse und Bestimmungen erfüllt ansehen kann; aber so oft wir einen solchen ewigen Halt gefunden zu haben glauben und wir beginnen, ihn im Leben zu bewähren, dann treten neue Widersprüche, weitere Bestimmungen uns entgegen; in einem neuen Lebensabschnitte beginnt der alte Kampf und so fort bis zum Schlusse des Lebens, dem Tode, — nur daß das Leben kein Kunstwerk ist, sondern rauhe Wirklichkeit und das Ende des Lebens nicht immer versöhnende Harmonie, oft das Abbrechen des Tones mitten im Schwellen der Melodie, oft das Zerreißen aller Saiten mit der schroffsten Dissonanz.

Einen solchen absoluten Halt, diese harmonische Einheit mit sich und mit der Welt glaubte Ernst Wagner in dem Dienste der Idee, in dem Hingeben an die liberale Bewegung gefunden zu haben. Und nun plötzlich, durch die persönliche Kränkung in seiner Verwirrung bestärkt, klingt eine Dissonanz nach der andern ihm entgegen, sieht er Gegner, wo er Freunden sich an die Brust werfen will. Ist er misverstanden, oder hat er in den Andern sich geirrt? Der Boden wankt unter seinen Füßen keinen Tritt wagt er weiter, um nicht wieder einen

Fehltritt zu thun, um nicht von neuem den Grund unter sich brechen zu sehen. Es war der Nachmittag des heiligen Weihnachtsabends. Wagner war ein schlechter Christ und er haßte die volksthümlichen Gebräuche; aber dennoch trug der heutige Tag noch dazu bei, die Sehnsucht nach Harmonie ihm recht schmerzlich lebhaft werden zu lassen.

Er floh dahin, wo er noch eine Seele fand, die ewig eins mit ihm war; in Delphinens beseligender Nähe wollte er einen wahrhaft heiligen Abend, einen Abend heiliger Weihe feiern.

Fünftes Capitel.

Wer die junge Sängerin auf der Bühne mit der rührend leidenden Trauer auftreten, oder in hastiger Eile mit ihren finster verschlossenen Zügen auf der Straße vorübergehen sah, der mußte wissen, daß sie nicht glücklich war. In der That hatte auch sie die Harmonie, die Fülle unendlichen Glückes, die sie in dem neuen Leben erwartet, nicht verwirklicht gefunden.

Auch noch nach den Thränen jener einsamen Fiebernacht, die auf die Triumphe ihres Debüts folgte, hatte sie durch die Liebe Wagner's glücklich zu sein versucht. Und manche glückliche Stunde, zurückgezogen aus des Winters und des Lebens Kälte und Stürmen, verträumten sie in dem glänzend bequemen Gemache, das Cesar's Aufmerksamkeit der schönen Freundin arrangirt hatte. Wie heimlich traulich war es, Arm in Arm mit dem

Geliebten zur Dämmerstunde gleichen Schrittes das Zimmer auf und nieder zu durchmessen, an dem violetten Sammetmieder die markige Stirn des Geisterkönigs ruhen zu lassen.

Der Denker, der nur den für einen eigentlichen Menschen hielt, der an sein philosophisches System glaubte, bemühte sich anfangs die wahlverwandte Seele der Geliebten in Hegel, Sallet, Feuerbach einzuweihen und las ihr stundenlang aus philosophischen Büchern vor. Delphine aber fand das unendlich langweilig und dachte dabei an nichts als an die Unterhaltungen mit dem blonden Dichter, die ihr unvergleichlich interessanter waren. Aus der stummen Ergebenheit, mit der sie ihm zuhörte, mußte Ernst denn doch bald mit Schrecken merken, daß sie nicht fähig war, in die Mysterien der Wahrheit einzudringen, daß ihr Geist aus seinen musikalischen Träumen noch nicht zu begreifender Klarheit erwacht sei. Enttäuscht hörte er auf, seinen Gedankenreichthum ihr mitzutheilen, und dadurch verlor er bei ihr den Reiz, den die Schwärmerei seiner Rede auf ihr Gemüth ausgeübt hatte.

Aber so wie es ihm nicht genügte, daß die Resultate seines Denkens nur auf ihr Gefühl einen Eindruck machten, so schmerzte es Delphine, daß

die Töne, die aus der Tiefe ihrer Seele kamen, nur sein Nachdenken anregten und mit einem kalten abstracten Urtheile von ihm beantwortet wurden, ja daß er oft, in ganz anderen Regionen schwärmend, ihrem Gesange nicht einmal seine Aufmerksamkeit schenkte. Als sie einst das Volkslied aus Flotow's Martha zu singen anfing, ein Lied das sie ihm so oft und stets so gern vorgesungen, weil es sie an ihr erstes Begegnen im Berliner Opernhause erinnerte, da stand er gedankenlos, oder vielmehr in Gedanken vertieft, am Fenster. „Was singe ich?" frug sie zärtlich, ihn darauf aufmerksam machend, daß sie es ihm singe. „Die Gnadenarie?" antwortete er zerstreut, unwillkürlich getäuscht durch die gleiche Tonart beider Stücke. Sie hielt es nicht für werth, seinen Irrthum zu verbessern, und sang das Lied weiter. Seitdem machte sie sich öfter den Scherz, bei einer Arie von Bellini zu sagen, es sei Mozart, damit er sich Mühe gebe, die „Idee" in dem klassischen Stücke herauszufinden. Sie hielt es endlich für eine Entweihung ihrer Kunst, vor ihm zu singen, und so verschloß auch sie ihm das Schönste, was ihr Wesen bot.

Die tief innersten Lebensinteressen der Beiden wurzelten in zwei ganz verschiedenen Welten. Diese

blieben jetzt gänzlich von ihrem Umgange ausgeschlossen. Aber beide, der Philosoph und die Künstlerin, gehörten jenen ihren Sphären so ganz an, daß sie kein drittes gemeinsames Feld fanden, auf dem sie einander begegnen konnten. Er, der sich nur mit dem Allgemeinen, Wesentlichen beschäftigte, hatte keine Anknüpfung mit den Mannigfaltigkeiten des wirklichen Lebens; für ihn existirte nur sein System, und ehe er sich herabließ, über zufällige, alltägliche Kleinigkeiten ein Gespräch zu führen, saß er lieber stumm da. Da auch Delphine nicht die gesellige Leichtigkeit des Geistes besaß, oder nicht immer animirt war, sie geltend zu machen, jene Mittheilungsgabe, die gerade über gewöhnliche Begegnisse ein unterhaltendes Gespräch anzuregen weiß, so bestand das Glück ihres Beieinanderseins endlich in nichts mehr als in dem Bewußtsein, in der Nähe der wahlverwandten Seele zu weilen. Denn selbst die kleinen Freuden der Liebe, Zärtlichkeiten und Neckereien, verschmähten sie, als ihrer erhabenen Liebe unwürdig.

Es mochte dieses stumme Glück, dieses ideale Verhältniß, das allgemeine Bewußtsein freier Liebe, ein recht großes Glück sein, aber da es immer stumm und stumm blieb, da es aus dem allgemeinen Bewußtsein in den Einzelheiten des wirklichen

Lebens sich nicht kund zu geben wußte, da es, wie der Philosoph selbst hätte einsehen müssen, aus dem „reinen Sein" nicht in die „Besonderung des Daseins" zu treten vermochte, so schien es, als verliere es sich, der Nothwendigkeit der Kategorie verfallend, — in „Nichts."

Ernst hatte die Idee einer freien Liebe in einem freien Leben realisiren wollen. Aber bei seiner Scheu vor der Wirklichkeit hatte er es nicht verstanden, aus der Allgemeinheit des Gedankens ein bestimmtes Lebensverhältniß sich zu gründen, und — er, der nur mit der Nothwendigkeit leben wollte, hatte sein Schicksal dem Zufall überlassen. Jenes Zusammensein ohne Zusammenleben wurde ihm, dem Philosophen, zur reizlosen Gewohnheit, der Schauspielerin zu unerträglichem Ueberdruß.

Ein paar mal noch suchte Delphine mit ihren bis ins Innerste der Seele wühlenden Blicken, mit den gluthathmenden Umarmungen das unbestimmt geahnte Ideal ihres phantastischen Glückes an Ernst's Busen zu finden. Endlich aber wurde ihr die Enttäuschung zweifellos, daß Ernst die Zauberkraft nicht besaß, aus den Knospen ihres Sehnens ein volles blüthenschweres Traumleben zu entfalten. Mit Entsetzen sah sie sich wieder auf dem Boden der verhaßten Wirklichkeit, und ihr zu ent-

fliehen, blieb ihr nichts, als die Kunst, und dieser einzig und allein gehörte sie jetzt an.

Aber auch hier erwartete sie nur ein Leben neuer Kämpfe. So wie das nie zu trübende Glück der Liebe, das sie an jenem Abende zu umfangen meinte, in die Täuschung eines Traumes sich auflöste, so auch das Glück der vollendeten Künstlerschaft. Die Fortschritte, die sie machte, bestanden nur darin, einzusehen, wie weit sie von ihrem Ideal der Kunst entfernt war. Schon in Berlin hatten es ihr Kenner prophezeit, daß die dramatische Darstellung ihr sehr schwer fallen werde. Sie aber war überzeugt gewesen, sie werde so lebhaft spielen können, als sie lebhaft zu empfinden vermochte. Jetzt aber mußte sie es erfahren, daß das Uebermaß ihrer Empfindung sie in der Darstellung derselben hinderte, während es ihr doch zugleich die höchsten Ziele zur Erreichung vorhielt. Während sie nun so in einem furchtbar quälenden Zwiespalte zwischen dem, was sie wollte, und dem, was sie konnte, suchte nach der Vollendung der Kunst, hatte sie Niemanden auf der Welt, der ihr Rath, Trost oder Ermunterung gewährt hätte. Nichts reichte von der Außenwelt in ihr verzweifeltes Streben hinein, als der sogenannte wohlmeinende Tadel der beiden Recensenten, — des

einen, weil sie ihm die Thüre gewiesen, als er ihr ins Gesicht sagte, zum Theater gehen und tugendhaft bleiben, seien unvereinbare Gegensätze; — des anderen, weil er diesen Grundsatz von der anderen Sängerin anerkannt fand und damit die Billigkeit gegen die Rivalin nicht zu vereinbaren vermochte. Dazu endlich die kleinlichen Verfolgungen der Collegenschaft, die in der Kunst wie beim Handwerk aus Brotneid weit mehr als aus Ruhmsucht entspringen, — das Alles machte, daß sie sich stolz von der Welt in sich selbst zurückzog. Aber während sie alle Zurücksetzungen empfindungslos über sich schien ergehen zu lassen, zu keiner Intrigue, nicht einmal zu einer entgegenkommenden Höflichkeit sich entschließen wollte, war in ihr, oft während sie an ihrer Befähigung selbst verzweifelte, der Ehrgeiz zum leidenschaftlichsten Rachedurst des Künstlerstolzes aufgestachelt. Solche Stunden von Welt, Gott und Selbstvertrauen verlassener Verzweiflung, sind Stunden der höchsten Weihe. Was der strebende Geist in gewohnter Alltagsanstrengung nicht zu erreichen vermochte, dazu gehen ihm in der Zerknirschung dieser Festandacht, in der schaffenden Gährung des innersten Lebensdranges ungeahnte Kräfte auf, ungeahnte Ziele zu erreichen. Delphine ging mit Riesenschritten der Vollkom-

menheit entgegen; aber — die Vollendung ihrer Künstlerschaft verkaufte sie nur mit dem Verlust ihres Herzens. Um außerordentliche Erfolge zu erringen, ist oft eine excentrische Energie nöthig, zu der der Geist ohne Egoismus sich nicht zusammenzufassen vermag. In jener krampfhaften Anstrengung, in der Delphine sich oft wieder am Rande ihrer Lebensfähigkeit fühlte, dem Tode ihre Kunstvollendung und ihr Dasein entringend, in der Niemand sie verstand, Niemand ihr helfen, Niemand sie ermuthigen konnte, fand sie sich ganz auf sich allein angewiesen; alles Andere auf der Welt verlor den Werth für sie; die Aufwendung von Seelenkräften, die ihre Ausbildung ihr kostete, ließ sie nichts mehr lieben als sich selbst. Die alte Herzlosigkeit, in die sie unter dem Druck ihrer früheren Verhältnisse sich in sich selbst verschlossen, die mit dem Erwachen ihres neuen Lebens wie eine eisige Rinde durch einen Frühlingshauch von ihrem Herzen gethaut und von zarten Keimen hingebender Empfindung durchbrochen war, drohte von neuem, ein düsterer, frostiger Winter, mit der alten Unglückseligkeit sich über ihr Wesen zu legen. Dieses unendliche Liebesbedürfniß, diese unendliche Liebesfähigkeit und doch keine Möglichkeit zu lieben, — das war wiederum das Loos dieses genialen Herzens!

In ihre alte Apathie zurückversunken, vermochte sie nicht, Liebkosungen zu bezeigen, noch sie zurückzuweisen. Als Ernst in jener Liebesbedürftigkeit am heiligen Weihnachtsabend zu ihr ins Zimmer trat, da fiel sie ihm nicht um den Hals und küßte ihn nicht, aber sie weigerte es nicht, daß er in heiliger Inbrunst sie an sein Herz drückte. Als er mit weihevoller Stimme ausrief: „Wie sehne ich mich nach dir, meine Geliebte! Ich bedarf deiner sehr — sehr! laß mich bei dir den alten Muth für die alten Entschlüsse wiederfinden und neue Kraft, sie durchzuführen" — als er so an ihrem Busen betete, hatte sie keine Antwort für ihn als einen Seufzer, der ihre eigene muthlose Unlust ausdrückte.

Ernst kam mit leeren Händen zu seiner Geliebten, ohne Christgeschenk. Was bedurfte es auch solcher Tändeleien bei einer ihrer selbst so sicheren Liebe! Aus Princip, schon aus bloßem Widerspruch gegen die abergläubischen Sitten der Alltagsmenschen, wollte er zeigen, daß er auch ohne kindische Gewohnheiten glücklich sein könne. Es überraschte ihn deshalb, als Delphine ihm ein schönes Portefeuille zum Geschenk machte. Er setzt ihr auseinander, daß er nicht aus Vernachlässigung, sondern aus Consequenz kein Angebinde gebracht habe,

„und", so frug er sie, „darum wirst du doch nicht böse sein?"

„Im Gegentheil, ich werde dich noch bitten, mir meine Inconsequenz zu verzeihen", sagte Delphine kalt und hüllte sich in ihr rührend leidendes Schweigen. Der Weihnachtsheiligeabend hatte in ihrem zeitherigen Leben stets zu den traurigsten Stunden gehört; bis zum letzten Augenblicke mußte sie angestrengt die Geschenke fremder Menschen arbeiten, und dann, wenn alle Anderen beglückten und beglückt wurden, hatte sie die Klagen des Onkels über sein schlechtes Geschäft anzuhören, die an dem Feste, wo er den Ladendiener und das Dienstmädchen beschenken mußte, lebhafter waren als gewöhnlich. Diesmal hatte sie gehofft, werde der Abend ihr durch die Galanterie eines Liebhabers erheitert werden, und nun war sie durch seine Pedanterie verstimmt. Sie setzte sich an das Clavier, nur halb den Tasten zugewendet, klimperte unaufmerksam mit der einen Hand diese und jene Melodie, beantwortete Ernst's Fragen mit einem gedankenvollen Nicken oder Schütteln des Kopfes, und endlich, indem sie klagte, an Migräne zu leiden, lehnte sie sich in den Stuhl zurück, das Gesicht mit den Händen bedeckend, als sei sie für

ihn nicht da. Sie dachte an den Poeten, an Cesar, an Horn, an die heilige Mutter.

Ernst fiel es nicht ein, in jener Aeußerung und in diesem Benehmen Bitterkeit oder Laune zu finden, — wie konnten die reinen Geister denn bitter oder launisch gegen einander sein! Er hatte doch nur Ursache sie zu bemitleiden, aber dennoch konnte er eine Mißstimmung gegen sie nicht überwinden. Er mußte unwillkürlich an den lebhaften Geist der lichtfreundlichen Constanze denken, und empfand einen tiefen Mangel im Umgange mit Delphine. Er hätte seinem sinkenden Muthe aufhelfen mögen, indem er ihr aus Sallet's „Atheisten" vorlas, aber er wußte, sie hatte kein Verständniß dafür, — oder indem er sie zu singen bat, aber sie hatte es ihm schon neulich abgeschlagen und heute litt sie an Migräne! Mit großen Schritten ging er im Zimmer heftig auf und ab, rathlos, wie er den Geist, die Idee wieder auf sie beide herabbeschwören sollte, die sie einig und in der Einigkeit stark und muthig gemacht hatte!

Eben wollte er ihr zu Füßen stürzen, sie an die Stunden ihrer Verzweiflung und an den Augenblick erinnern, wo sie an einander ihren Lebensmuth wieder erweckten, um sie zu beschwören, diese Zauberkraft auch heute wieder an ihm auszuüben,

— als der Postbote einen Brief an Delphine brachte. „Anbei ein Packet in schwarzem Wachstaffet", war auf dem Couvert bemerkt. Darin fand sie ein Billet von ihrem „wohlaffectionirten Cesar." Der Brief war in dessen champagnersprudelnder Manier geschrieben, — ein buntes Rosenbouquet feuriger und zarter Artigkeiten, hier und da ein wehmüthiges Vergißmeinnicht verbergend.

Delphine schien Ernst gegenüber die wohlberechnete Sentimentalität darin nicht zu bemerken und, das Ganze als Scherz nehmend, schlug sie ein herzliches Gelächter auf. Der Kopfschmerz war im Moment verschwunden; sie war plötzlich heiter und gesprächig, von hinreißender Freundlichkeit gegen Ernst. Als nach kaum einer Viertelstunde das Packet von der Post geholt war, riß sie, vor hastiger Erwartung blaß und zitternd, den Wachstaffet auseinander. Drei kostbare Roben entwickelten sich daraus: blaue Gaze, weißer Atlas, rother Sammet. Da blickte wieder einmal durch den Schleier ihres finsteren, nonnenhaften Wesens das irdische Weib hindurch, die Evanatur mit aller Entzückung und allem Entzückenden der kleinen, menschlichen Schwächen.

Dem Philosophen dabei aber war dieses Entzücken ein Stich ins Herz. Von zufälligen, welt-

lichen Aeußerlichkeiten so sich bestimmen und fortreißen lassen, wie paßte das für ein freies, emancipirtes Weib, das auf die Höhe der ewig gleichen Vernunft sich geschwungen hat! Es packte ihn ein Gefühl entsetzlichen Weh's im Herzen, das ihn zu einem Ausbruch wahnsinniger Wuth aufstachelte; vor Eifersucht wollte er aufspringen und mit einem Fluche sie auf ewig verlassen. Aber — Eifersucht! wie war die denn möglich bei den starken Seelen, die sich liebten, nicht aus zufälliger Gefühlsstimmung, sondern aus Princip, weil sie wußten, warum sie einander liebten, — deren Liebe so unzertrennlich war, als die Logik unumstößlich! Der Denker besann sich, — wie konnte er sich nur so von blinder Leidenschaft fortreißen lassen! Er dachte über sie nach und er mußte einsehen, daß er ihr Unrecht gethan. Warum sollte sie über die Geschenke eines Freundes nicht lebhafte Freude empfinden? und daß sie ihm gegenüber sie unverhohlen äußerte, war ja ganz natürlich, daß sie sich dessen eben bewußt war, daß ihre ewig sichere Liebe von solchen Kleinigkeiten gar nicht berührt werden konnte! So mußte der Denker sich selbst Vorwürfe machen, an dem seiner selbst gewissen Geiste gezweifelt zu haben, und dennoch mußte er zweifeln und konnte nicht los werden, was ihn quälte,

trotz seines besseren Bewußtseins, und was ihn um so mehr quälte, je mehr er es durch Consequenz in sich zurückdrängte, — die Eifersucht.

Delphinens moralische Vorsehung war hereingerufen, eine heruntergekommene, polnische Generalin, die Cesar in Paris gekannt hatte und Delphinen nicht genug von seiner Galanterie und seinem Heroismus erzählen konnte, ihr auch verrathen hatte, daß er ihr vertraut, wie sehr er Delphine liebe, — gleichsam das officielle Organ, das, aus seiner Chatulle unterhalten, seinen Manoeuvern in geheimem Einverständniß dienen mußte.

Als die alte Dame bei weiterer Enthüllung der Emballage sich auch mit einem schweren Seidenstoffe bedacht sah, hielt sie ihrem Gönner eine besonders lange und eifrige Gedächtnißrede. Dann fing sie mit Delphine an ihre Freude zu äußern, daß sie nun einen viel nobleren Sammetschlepp habe, als die andere Sängerin, und zu berathen, von welchem Tailleur und in welcher Façon die Roben gearbeitet werden sollten.

Ernst war es unmöglich, sein Ideal weiblicher Hoheit mit solchem Tande sich befassen zu sehen. Mit einem fürchterlichen Schmerze sprang er auf, um zu gehen, indem er vorgab, zur morgigen Festpredigt sich vorbereiten zu müssen.

Er wäre glückselig gewesen, wenn Delphine dennoch ihn zurückgehalten und nun einen neuen Ton der Unterhaltung eingeschlagen hätte. Sie that es nicht. Auch das nahm er ihr nicht übel: nur Gründe der Nothwendigkeit, so mußte sie ja glauben, konnten ihn zum Fortgehen veranlaßt haben!

Sie sah es ihm an, daß er verletzt war. Durch die Ueberraschung war ihre Apathie durchbrochen; sie empfand wieder, und sie empfand Mitleid über den schwermüthigen Blick des Freundes. Auch fiel es ihr plötzlich ein, daß sie sich zu sehr gehen gelassen und die vornehme Ruhe verletzt hatte, die ihrer idealen Hoheit ziemte. Beides mußte sie wieder gut machen. Als sie Wagner bereits aus der Thüre entlassen, rief sie ihn noch einmal zurück. „Ernst!" sagte sie nur, die Hand ihm entgegenstreckend, mit dem klarsten, innigst liebreichen Blicke aus wehmuthvoll leidendem Antlitz. Dann schlug sie die Thüre zu, prüfte von neuem die prächtigen Stoffe und machte ihrer adligen „Theatermutter" keinen Vorwurf, als sie sich über den Herrn Prediger moquirte, der nicht einmal ein Weihnachtspräsent gebracht habe.

Ernst dagegen hatte jetzt den Trost und den absoluten Halt wiedergefunden, den er bei ihr ge-

sucht. Dieser einzige Blick hatte in dem vom Zufall unberührten Denker die Harmonie des ewigen Geistes wiederhergestellt; dieser Strahl aus dem Auge der Schauspielerin war die Himmelsleiter, an dem der Weltreformator emporstieg in den Aether des weltgeschichtlichen Bewußtseins.

Versöhnt mit aller Welt, erfüllte ihn nur das Verlangen messianischer Liebe, die ganze Menschheit in diese ewige Harmonie allgemeiner Freiheit, allgemeinen Glückes emporzuziehen. Die kleine Störung seiner innigen Beziehung zur Geliebten, die Zwistigkeiten zwischen dem gutgesinnten Hermann und dem ebenso gutgesinnten Krist, der Schmerz, den er seiner armen Mutter verursachte, die Trübsal der Armuth, deren Anblick ihn so tief erschüttert hatte, alle Zwistigkeiten, alle Schmerzen, alle Trübsal dieser Welt, mußten sie nicht zu unendlicher Glückseligkeit gesühnt werden in dem Cultus der allgemeinen Menschenliebe? O, es war nur nöthig, daß das Evangelium der neuen Zeit, die Religion des Gedankens, rücksichtslos klar und frei ausgesprochen wurde, so mußten ja Alle, die es hörten, daran glauben und also thun!

Thränen weltumfassender Liebe rollten von Wagner's Augen, er fühlte sich unerschütterlich selig, der Verkünder dieses Evangeliums zu werden,

als er am Weihnachtsmorgen eine Predigt hielt, in der er damit begann ein Bild aufzurollen der bestehenden Lebensverhältnisse in Staat und Familie, Erwerb und Geselligkeit, wie sie alle im Großen und Kleinen begründet sind auf den Egoismus, ein Bild mit der Unterschrift: „Unser Verkehr", das die Ueberschrift verdiene: „Betrug und Wucher", ein Bild, dessen Grundton die Lieblosigkeit, dessen Schattirung das Verbrechen sei. Dann fuhr er fort:

„Das allgemeine Elend ist da, es wächst mit jedem Tage, — Niemand wagt es zu leugnen! Wollen wir in Verzweiflung die Achseln zucken, in träger Selbstsucht die Hände in den Schoos legen, auf Gottes Hilfe und den Messias warten?

Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Und die Hilfe ist da! die Hilfe ist ein neues Princip, das Princip der allgemeinen Bruderliebe, die Solidarität des Menschengeschlechts!

Stehen wir Einer für Alle, Alle für Einen, der Mensch für die Menschheit, die Menschheit für den Menschen!

Was haben wir an dem Dasein, das wir jetzt führen, an dem Dasein ohne Liebe, ohne Freiheit, ohne Glück? Wie eine Last nur tragen wir es, und wenn nicht die Furcht vor einem ungewissen

Jenseits wäre, — wer würfe es nicht von sich? Wohlan denn, werfen wir es von uns, dieses Dasein der Lüge und des Elends, von uns für die Menschheit in die Wagschale, und wir werden es eintauschen mit einem verklärten Dasein ewiger Liebe, ewigen Glückes! Versuchen wir es, Alle auf einmal die Bruderliebe und nur die Bruderliebe zu üben, und wir werden erlöst sein von allem Uebel, der Himmel wird sich zur Erde senken!

Scheuen wir uns nicht vor todten Worten! Nenne man uns immerhin Communisten! Ja, wir sprechen es frei aus, es gelte die Gemeinsamkeit, die Brüderlichkeit, die Solidarität des Menschengeschlechts!

Umschlingt einander, Millionen! Gebt der ganzen Welt den Kuß! Dann wird die Zeit erfüllt sein. Ueber den Erdboden wird der Jubel schallen: Es ist Ehre Gott in der Höhe, es ist Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Sechstes Capitel.

„Recht so, lieber Bruder! Du bist also auch einer von denen, welche lesen: selig sind, die da arm sind, — und nicht: die da geistlich arm sind, wie die Mammonspfaffen es verfälscht haben, die uns Armen auch noch den Trost des Evangeliums nehmen und ihn nur den Dummen lassen wollen!“

So trat Schneider Krist dem Prediger in der Sacristei entgegen; an der Lämmelbrudersüßigkeit, mit der er ihn wieder dutzte und unter thränenden Augen ihm die Hand drückte, erkannte der noch tief bewegte Wagner in freudiger Rührung, daß das der erste Erfolg seines Evangeliums sei.

„Ja, lieber Bruder“, so erwiderte er, noch im Kanzeltone weihevoll, „zu den Freunden der Armuth gehöre ich, und mit ihnen werde ich stehen und fallen.“

„Du hättest nur sehen sollen“, so fuhr der

Schneider fort, indem aus der Lammessanftmuth seiner erschlafften Mienen ein wolfsähnlicher Grimm hervorsah, „du hättest nur sehen sollen, wie es diese Dickbäuche von Bourgeois wurmte, was du ihnen zu verbeißen gabst! Der Pfeffer kam ihnen spanisch vor. Ja, für die leidende Menschheit essen, tanzen, singen, in Concert und Theater gehen, für wohlthätige Zwecke enorme Summen in die Zeitungen setzen lassen, Champagnertoaste auf die allgemeine Bruderliebe ausbringen, — das ist ihre Sache. Warum denn auch nicht? Bringt doch jede gute That auch ihren Segen: man stopft der Canaille das Maul, die gefährlich wird, wenn sie hungert. Lieber ein paar Brocken Brot hingeworfen, wie den Hunden! Aber meint ihr, daß wir Hunde sind? Oho! Wir sind Menschen und haben ein Recht auf das Brot. Wenn der liebe Herr Gott mich geschaffen hat, habe ich da nicht auch ein Recht zu existiren? Wo aber ist das Recht, wenn Tausende davon abhängen, daß die Bourgeois ihnen ein Stück Brot zuwerfen, wie räudigen Hunden? Es ist so lange keine Freiheit auf Erden, als die Gesellschaft nicht einem Jeden das Recht der Arbeit und der Existenz zusichert. Das heißt der leidenden Menschheit helfen; das heißt Brüderlichkeit! Das ist aber keine Kost für diese

abgefeimten Gourmands der Menschenliebe. Ich sage dir, dem großen Politiker, deinem Herrn Stadtrath Hermann, wurde ganz übel, als er das deiner Brüderlichkeit anschmecken mußte!"

Wie am ersten Feiertage nach der Kirche ein Fluch auf ein frommes Gemüth, so wirkte dieser Haß auf Wagner's von weltumfassender Liebe erfüllte Seele. Auch für ihn war die Idee des socialen Staates, der die Arbeit und den Unterhalt Aller garantirt, eine unbedingte Consequenz. Die Freiheit Aller war ja ein Princip, das keinen Scrupel erlaubte; die Freiheit Aller aber ist die Gleichheit Aller, denn ohne diese kann jene nicht sein; die Gleichheit wiederum ist eine illusorische, so lange sie eine blos rechtliche ist, so lange es einen Unterschied des Besitzes gibt. Es gibt somit nur eine Freiheit, das ist die vollkommene Gleichheit: entweder Alle besitzen oder Keiner. Die logische Consequenz dieser Ideen lag ihm so mathematisch klar vor Augen, war ihm so sittlich unabweislich, daß er gar nicht begreifen konnte, daß nicht jeder denkende und liebende Menschenfreund, — und dafür hielt er mit Ausnahme weniger Sonderlinge alle Menschen, — zu derselben Einsicht von der nothwendigen Erweiterung des Staatszweckes gedrängt werden müßte. Und nun wollte Krist gerade die

Gebildeten als dieser Einsicht unfähig verdammen! Gerade der Erste, der seine communistischen Ideale ganz und rücksichtslos theilte, mußte ihn so misverstehen, sein reines Evangelium so verunstalten! Der Schneider kam ihm plötzlich vor wie der tückische Versucher, der ihm seine festliche Gottseligkeit höhnisch zerstörte. Er wartete sehnlich auf Hermann, um sich an einem entsprechenderen Erfolge seiner Predigt erbauen zu können. Aber Hermann kam nicht. Wagner wartete länger als gewöhnlich in der Sacristei, aber es kam auch keiner seiner sonstigen Gönner.

Vor der Kirchthüre mußte Wagner sich wundern, daß Mancher, der sonst wohlwollend oder ehrerbietig ihn zu grüßen wartete, heute ihn nicht zu bemerken schien.

Der verhaßte Krist hatte sich wie eine Klette an ihn gehangen. Dessen Freunde schlossen sich ebenfalls an ihn an. Gottlieb Winkler und andere Handwerker, in ihren langen blauen oder schwarzen Sonntagsröcken, — eine ganz andere Gesellschaft, als der Geistliche sie sonst gewohnt war.

Krist setzte seine beißenden Verhöhnungen fort über die Bourgeois, die dem Volke das Blut aussaugen, über diese Liberalen, die Geldsäcke haben, wo Andere das Herz, — und seine langröckigen

Freunde sagten mit ihren Worten zu Ernst, „das sag' ich Euch", und mit ihren Blicken: das ist Einer, der's zu sagen versteht!

Wagner selbst mußte sich über die Beredtsamkeit dieses Handwerkers verwundern; aber nur um so unheimlicher kam er ihm vor. Er hielt ihn keiner Antwort für würdig, aber bei seinem Mangel an Selbstbeherrschung malte sich in seinen Zügen bald die tiefe, sittliche Entrüstung über seine Aeußerungen.

Krist war heute nüchtern und viel zu schlau, als daß er diesen Eindruck seiner Worte nicht bemerkt haben sollte. Wagner war also noch nicht ganz zu den Seinigen zu zählen, und um ihn zu gewinnen, mußte er andere Töne anschlagen.

Er drängt sich mit in Wagner's Wohnung. Dieser besaß so wenig Entschlossenheit, daß er ihn nicht abzuweisen vermochte, wie lästig der Mensch ihm auch war.

Bald aber begann seine Stimmung gegen den Zudringlichen eine ganz andere zu werden. Der Schneider saß eine Weile auf einem Stuhle da, mit stierem, gläsernem Blick und jener allgemeinen Mattigkeit der Haltung, die den an geistige Getränke Gewöhnten zu befallen pflegt, wenn er derselben sich enthalten hat. Wagner glaubte, bei

diesem Anblick an der Richtigkeit seines Verstandes zweifeln zu müssen, und war darin noch bestärkt, als jener plötzlich außer allem Zusammenhange seine Lebensschicksale zu erzählen anfing. Bald aber fing Ernst an, den Zusammenhang zu erkennen, da er sah, wie das Leiden der Armuth es war, was sein ganzes Leben erfüllt hatte und all sein Denken in Anspruch nahm. Die äußere Zusammenhangslosigkeit erhöhte nur den Eindruck der Schilderung, welche Krist ihm von dem Drucke machte, mit dem stets seine Lebensverhältnisse belastet gewesen seien. Er erzählte ihm, welches die Erinnerungen waren, die ihm von seinen ersten Lebensjahren haften geblieben: wie er, das Kind eines Lastträgers, in einer Kellerhöhle, von mehreren Familien bewohnt, oft vor der Wuth des betrunkenen Vaters unter einem morschen Bettgestell eine Zufluchtsstätte suchen mußte; er erzählte, wie ihn nach den Lehren, die er auf Veranlassung eines mildthätigen Frauenvereins über die christliche Religion erhalten, der phantastische Traum befallen habe, die Liebe, die er nirgends auf Erden gefunden, zu predigen, ein neuer Apostel mit härenem Gewande durch die Welt zu ziehen. Statt dessen sei er zu einem Schneider in die Lehre gekommen. Seine Sucht, Bücher aller Art zu lesen, habe ihm hier von

einem rohen Meister die entwürdigendsten Mishandlungen zugezogen, die aber in ihm den Gedanken nicht hatten erschüttern können, daß er ein bevorzugtes Kind Gottes sei, und noch irgend ein Wunder ihn zum großen, reichen Manne machen werde. Dieses Vertrauen auf Gott habe ihn endlich, als die Mishandlungen unerträglich wurden, getrieben, das Wunder, das in der Schneiderwerkstatt ihn nicht erlösen wollte, in der weiten Welt zu suchen. Er schilderte nun, indem er auffallend leicht mit den Jahren umging, das Elend, in das, oft dem Verhungern nahe, in den verschiedensten Lagen des Vagabundenlebens sein Wunderglaube ihn gebracht habe, und aus dem er die Lehre gezogen, daß der Mensch nur in sich selber Hilfe zu suchen habe; in der Schweiz endlich, in den Handwerkerbildungsvereinen, sei sein Durst nach einem großen, unbestimmten Ziele gestillt; dort habe er gelernt, daß es eine Schande sei, ein reicher Mann werden zu wollen, daß arm zu sein das größte Glück der Welt sei, denn die Armuth allein ließe dem Menschen Platz für Gerechtigkeit und Menschenliebe. „Seitdem“, sagte er, „will ich nichts sein, als ein Armer, aber auch Alles, was ein Armer sein kann, ein Heiland meiner Mitleidenden, ein Apostel für die Elenden. Ich gehöre nicht mehr mir

an, nur der gedrückten Menschheit; mein ganzes Leben will ich daran setzen, sie wieder zu erheben zum wahren Menschenthum!"

Nach dieser Rede sah der Theologe nichts mehr vom Versucher oder Verrückten in dem Schneider; er war ihm jetzt plötzlich wieder das Ideal eines Menschen, der Arbeiter, der das ganze Gebiet der menschlichen Thätigkeit umfaßt, von der Handarbeit des Tagelöhners bis zur geistigen Arbeit für die weltgeschichtlichen Zwecke, — der absolute Mensch. Die Lieblosigkeit, die er aus Verkennung ihrer wohlmeinenden Bestrebungen gegen die besitzende Classe darthat, erschien Ernst als die Trübung, mit der jedes Ideal versetzt zu sein pflegt, eine Folge seiner unglücklichen Lebensschicksale, die er selbst durch die Verklärung seiner Bildung zum Bewußtsein der reinen, allgerechten Vernunft sich vornahm ihm auszuschmelzen. „Krist", sagte er mit freudiger Rührung, „wir wollen beide dasselbe. Sei mein Bruder, laß uns Alle, Alle zusammengehen!"

Der Schneider erwiderte abweisend: „Alle? Auch mit den Blutsaugern, den Bourgeois?"

„So habe doch kein Vorurtheil gegen Leute, die einen anderen Rock, aber doch dasselbe Herz darunter tragen, wie du. Wenn sie auch aus einem ähnlichen Vorurtheil gegen dich, — gegen

uns verstimmt sein sollten, — es kann ja nur eine Verständigung nöthig sein, und sie werden mit uns gehen. Mit uns muß ja Jeder gehen, der denkt und liebt, und — wer müßte nicht denken und lieben?"

„Wer nicht denkt und liebt? — Jeder, der aus Anderer Hände Arbeit seinen Verdienst zieht. Denn der müßte, anstatt länger ein Blutsauger zu sein, seinen feinen Rock ausziehen und selbst Hand an die Arbeit legen. Der Mensch hört auf Mensch zu sein, sobald er Geldmensch ist. Suchst du Menschen, so komm zu uns; unter den Arbeitern ist noch der Rest von Vernunft und Liebe; das Proletariat ist der einzige Boden der Freiheit. Aber immerhin, geh hin, versuch's mit den Herren vom gesetzlichen Fortschritt! Du wirst doch sehen, daß sie Schurken sind und zu uns kommen müssen. Ich weiß es, denn wer die ganze Freiheit begriffen hat, kann nimmer an der halben Geschmack finden!"

An demselben Tage stand Constanze wieder vor dem Bilde ihres Lieblingsdichters. Wie hatte sich seit jenem Abende auf dem Balle der Stern des Salons verändert! Nichts von jener kecken Be-

weglichkeit des Hauptes — das Kinn war tief auf die Brust niedergesenkt; statt jenes herrischen Lächelns — ein tiefer, echt weiblicher Schmerzenszug um den Mund; das Auge war nicht auf das Bild gerichtet, in die leere Luft starrte es, wie in ein trübes Schicksal, finster hinein.

Da — wieder schellt es — wieder hört sie eine theure, theure Stimme. Wagner fragt nach ihrem Bruder. Sie sinnt einen Augenblick nach; dann plötzlich hat sie einen Entschluß gefaßt; sie eilt zur Thüre ihm entgegen, — aber zu spät! Er ist bereits durch die Nebenthüre in das Empfangszimmer ihres Bruders getreten.

„Mein Gott, wie wird das werden!“ Mit angstvoller Miene lauscht sie; schon sind sie bei der Sache.

„Kennen Sie den Mann? Kennen Sie sein früheres Leben?“ fragt Hermann.

„Er selbst hat es mir erzählt.“

„Und aufrichtig?“

„Warum denn nicht?“

„Weil er Gründe hat, es nicht zu sein. Hat er Ihnen gesagt, daß er, wegen eines gewaltsamen Einbruchs, in der Rheinprovinz drei Jahre auf dem Zuchthause gesessen hat? Wissen Sie, daß er ein Trunkenbold ist? Wissen Sie, wie liederlich er in

seinem Hauswesen ist? Vor zwei Jahren kam er aus der Schweiz mit Empfehlungen von Mannheim hier an, hungrig und zerlumpt. Wir nahmen uns seiner an, verschafften ihm Kleidung, Unterkommen, die Mittel, um Meister zu werden. Er hätte es bei unserer Kundschaft sehr gut vorwärts bringen können; aber er arbeitete schlecht und wenig, schmökerte viel, kaufte Bücher, sodaß er ganz herunter gekommen ist. Kürzlich erst habe ich seine Mysterien erfahren und Sie werden sehen, es dauert nicht lange, so wird irgend ein sauberes, conservatives Blatt die Enthüllung bringen, daß die liberale Partei nicht nur aus Judenjungen, sondern auch aus Corrigenden besteht. Aber mein Entschluß steht fest, ehe es dazu kommt, soll Krist aus der Gemeinde heraus: entweder er oder ich!“

„Nun, bei Allem, was Vernunft ist“, — so hörte die lauschende Constanze Wagner's Stimme erwidern — „ich kann in dem keinen Grund sehen, ihn wie einen Aussätzigen zu behandeln. Seine Unthätigkeit, sein Bücherlesen und -Kaufen sind doch wahrhaftig kein Verbrechen, sondern das Unglück, daß der Mensch, der seinem inneren Berufe nach zum Gelehrten, vielleicht zum Reformator bestimmt ist, Schneider werden mußte — eher ein Vorzug,

als ein Vorwurf! Wenn er gestohlen hat, so kann ich darin keine Schuld von ihm sehen, sondern nur ein Schicksal; die Schuld ist bei der Gesellschaft, bei den ungerechten Verhältnissen, die den Trieb nach Vervollkommnung zum Verbrechen ausarten ließen. Ich weiß, das Wesen des Menschen zu erfassen; Sie stoßen sich an den zufälligen Aeußerlichkeiten."

„Nennen Sie das zufällige Aeußerlichkeiten? Es ist doch wol ein Unterschied zwischen einem Schurken und einem ehrlichen Manne? Krist ist ein Schurke durch und durch; der ganze Kerl ist eingefleischter Hochmuth, — kein Stolz, denn der Stolz ist auch vor sich selber stolz; dieser elende Hochmuth aber ist jeder Erniedrigung fähig, um empor zu kommen. Und im eigenen Hause träge und liederlich sein, das nennen Sie wol, das eigene Wohl dem allgemeinen opfern, um den Staat, die Gesellschaft zu reformiren? Ei was, Faulheit ist es! Fange ein Jeder mit sich selber an zu reformiren. Sei Mosje Krist erst selbst ein ganzer Kerl, ein Mann von Charakter. Wer das ist, der wird, wenn er auch einmal gefehlt hat, sich immer noch retten können; wo aber ein elendes Subject wie dieser Schneider ins Verbrechen hineingerathen ist und noch der Gesellschaft die Ehre gibt, die

Schuld daran zu tragen, der ist verloren; solch ein Corrigende ist incorrigibel."

„Aber um Alles in der Welt, fühlen Sie denn nicht selbst, daß Sie der Sache nicht auf den Grund gehen und die Consequenzen zu ziehen sich weigern? Warum bleiben Sie auch auf halbem Wege stehen? Natürlich, wenn Sie nur den einen Fuß weiter setzen und mit dem andern nicht nachkommen, können Sie zu keinem Ziele kommen. Aber thun Sie einmal alle Schritte, die der erste nach sich zieht. Sie sagen solch ein Corrigende wird sich nie bessern. Nein, allerdings nicht, — so lange nämlich die Verhältnisse, die ihn früher zum Verbrechen zwangen, ihn ferner dazu zwingen. Und doch soll er besser werden. Nicht wahr, die tausend und aber tausend Corrigenden, die unsere Gesellschaft aufzuzählen hat, die geachteten und die verstoßenen, die im Frack und die in der Bluse, die mit und die ohne Ordenszeichen, die sollen doch alle besser werden? Das müssen Sie doch zugeben, und auch das, daß sie unter den alten Verhältnissen nicht besser werden können; folglich — nun? drängt sich Ihnen die Folgerung nicht selber auf, daß — nun, daß eben die Verhältnisse anders werden müssen! Wer denkt, kann doch gar nicht anders denken; wenn er sich nur nicht vor seinem

eigenen Denken fürchtet. Aber haben wir nur den Muth, uns der Wahrheit hinzugeben; sie kann uns nur zu gutem Ende führen. Der Mensch ist das absolut freie Wesen, der Geist, der sich selbst begreift und bestimmt; nichts darf er in sich und in allem Menschlichen gelten lassen, weil es ist, sondern nur, weil es vernünftig ist. Die Kritik ist es, die alles Bestehende, Naturwüchsige in seiner Nichtigkeit begreift. Die praktische Kritik, die das Urtheil vollzieht und das Unberechtigte zerstört, damit die positive Vernunft sich eine neue Welt erschafft, ihrem eigenen Wesen adäquat, — das ist die Revolution!"

Schon bei den Männern hatte Wagner's Rede, die von Herzen kam und zum Herzen drang, Eindruck gemacht; um wie viel mehr bei Constanze und bei der Gemüthsstimmung, die ihren Busen damals hob. Das Schwellen, das die Knospe von innen heraus zur Blüte sprengt, überkommt irgend einmal auch das Herz jedes Menschen und weitet seinen Lebensdrang in phantastischem Schwunge zu ungeahnter Tiefe und Kraft. Constanze aber, bei ihrem klaren Verstande und kräftigen Egoismus, war ein kleiner Trotzkopf, der Trotz bot selbst ihrer eigenen weiblichen Natur, der keinem Zwange seinen Eigensinn unterwerfen wollte. In ewig heiterem

Gleichmuth hatte sie ihre Jugend bis zum zwanzigsten Jahre hingelebt; die Erscheinungen, die ihr begegneten, konnten nichts in ihr erregen, als neckenden Widerspruch oder wohlwollendes Mitleid. Es mußte etwas Ungewöhnliches, von außerhalb der sie umgebenden Welt, an sie herankommen, um ihren Starrsinn zu beugen vor der holden Naturnothwendigkeit, dem das Erblühen der Seele wie des Leibes unterliegt. Der allgemeine Enthusiasmus der Zeit, der auch Constanze's Seele fortgerissen, hatte in ihrem Herzen den Boden erweicht, in dem die erwachte Neigung zu dem Apostel dieser allgemeinen Seelenerhebung Wurzel fassen und zu einer mächtigen Leidenschaft aufschießen konnte. Mit demselben starken Sinne, mit dem sie ihm getrotzt, gab sie sich ihrem phantastischen Aufschwunge jetzt hin. Ihre Umgebung, die ihr bisher gleichgültig gewesen, wurde ihr verächtlich; in der geistigen Wonne schwindelnder Begeisterung fühlte sie sich fortgetragen mit des Apostels kühnen Gedanken; heute in der Kirche war es ihr klar geworden, daß sie nicht dem Boden der Alltäglichkeit angehören könne, es war der Entschluß in ihr gereift, nicht mehr von dem Erwählten zu lassen.

Als sie darauf zu Hause dem Bruder begegnet, ist dieser empört über Wagner's Rede. Constanze

kann diese Heftigkeit nicht begreifen und vertheidigt ihn. Der Bruder, schon längst durch den Eigensinn, mit dem sie die besten Partien ausgeschlagen, gegen sie verstimmt, fragt sie, ob sie in den tollen Pfaffen sich etwa auch vergafft habe; mit Entrüstung weist sie den beleidigenden Ausdruck zurück, aber gesteht, daß jener der Mann ihres Herzens sei. Hermann war zu sehr Kaufmann, als daß eine solche Verbindung je seine Billigung erfahren hätte, und in verletzenden Worten, wie sie in dieser glücklichen Familie bisher unerhört waren, machte er seiner doppelten Empörung Luft. Als er jetzt mit Wagner sprach, hörte Constanze den unterdrückten Zorn an dem gepreßten Tone seiner Stimme ihm an. Nach dem hinreißenden Zauber, den Wagner's seelenvolle Beredtsamkeit eben wieder auf sie gemacht hatte, hörte sie die Worte des Bruders, den sie bisher geliebt und geachtet hatte, plötzlich mit Widerwillen, als er jenem entgegen rief: „Sie wollen die Revolution?"

„Ja", hörte sie Wagner freudig bekennen, „ich habe den Muth gewonnen, die Revolution zu wollen, — die Empörung der Wahrheit gegen die Lüge, den Triumph der Vernunft!"

„Revolution, das nennen Sie den Triumph der Vernunft?" erwiderte Hermann mit dem höhni-

schen Tone, der ihm eigen war, wenn ein Widerspruch ihm lästig wurde. „Wer soll denn die Revolution machen? Das Volk? Sehen Sie sich doch das Volk an, das unten auf den Straßen herumläuft. Ein paar Ehrenmänner, viel Schurken und fast lauter Lumpe! Und diese viehische Masse wollen Sie entfesseln? Wie schwer ist es jetzt schon, bei der überall unterwühlten Moralität durch den Zwang des Gesetzes die Gesellschaft zusammenzuhalten; und Sie wollen auch diese Bande noch lockern? Fürchten Sie nicht, daß Staat und Sittlichkeit einer ganzen Welt bei Ihrem philosophischen Experimente zu Grunde gehen?"

„Nein, wahrlich, — was wäre da zu fürchten! Ist es nicht besser, daß an der Wahrheit Staat, Sitte, Wohlstand zu Grunde gehen, als daß an ihnen die Wahrheit zu Schanden würde? Der Staat, die Sittlichkeit, die durch das Gesetz erzwungen werden, sie sollen untergehen. Hinweg mit der Lüge der Gesellschaft! Alle zwingenden Fesseln sollen schwinden. Die Gesetzlosigkeit sei das Gesetz; nur durch die Freiheit des Geistes, durch die Freiheit des Herzens sei die neue Gesellschaft zusammengehalten!"

„Ah — so? Freiheit des Herzens? Freie Liebe, freies Lieben? Gehören Sie auch zu denen, die die

Frivolität mit dem Princip maskiren, die Frechheit — Freiheit nennen?" so sagt Hermann mit plötzlich verändertem, hämischem Tone, und Constanze wurde bleich vor Schreck; sie ahnte den Zusammenhang in den Gedanken ihres Bruders: er glaubte Wagner im Einverständniß mit ihr und hielt ihn für den Verführer. Zitternd, in gesteigerter Angst mußte sie weiter hören, wie ihr Bruder heftig auffuhr: „Hören Sie, mein Herr, dann sind wir geschiedene Leute. Spotten Sie immerhin über den Mann vom gesetzlichen Fortschritt: hier stehe ich auf meinem Grund und Boden und ihn will ich ewig wahren. Wer mir die Ehre meines Hauses, mein wohlerworbenes Eigenthum antastet —"

„Eigenthum?" unterbrach ihn Wagner's Stimme. „So wäre es doch wahr?"

„Wol, was Ihnen der Lump von Communist gesagt hat, daß ich ein Geldmensch, ein Bourgeois bin? Ja wohl, ich bin es — in meinem Sinne. Nehmen Sie aber es im Sinne dieses Corrigenden, — nun denn, so bitte ich, daß Sie meine Schwelle nicht wieder betreten. Ein Hermann wird es mit keinem Lumpen halten!"

Eine Thür wurde bei diesen Worten zugeschlagen, Hermann war zürnend von Wagner geschie-

den; Constanze sank vor Schreck in dem Fauteuil zusammen, an den sie sich gelehnt hatte. Da hörte sie Wagner's Schritte, sie hörte ihn die Thüre öffnen und gehen, — um nie wiederzukommen. Sie sprang auf und eilte in den Corridor, ihm entgegen. In diesem entscheidenden Augenblicke, ohne Scheu vor dem fremden Manne, ohne Furcht, überrascht zu werden, ergriff sie ihn bei der Hand, um ihn zurückzuhalten. „Sie dürfen so nicht gehen; es ist ein unglückseliges Misverständniß. Ihr dürft euch nicht trennen!"

So sprach sie zu ihm, er aber hörte sie nicht und sah sie nicht. Der Fanatiker verachtete sie wieder, die an ihren bürgerlichen Verhältnissen behaglich haften blieb. „O ihr Zweifler, Apostaten an der Religion des Geistes! Sind das die Menschen? Um des Himmels willen, wo finde ich denn noch einen Menschen?" rief er aus, indem er an diesem Mädchen vorüberging, — er ging zum Schneider Krist.

Constanze weinte nicht, als sie verlassen, hoffnungslos in ihr Zimmer trat. Es lag eine männliche Entschlossenheit in ihren Zügen; sie war eine Gläubige, eine Anhängerin der Religion dieses Apostels, und der Zornesmuth ihrer Augen zeigte, daß sie einer That für ihren Glauben fähig war, —

es lag etwas von der Judith in ihrem Blicke, das sie noch beweisen wollte!

Krist schwur Wagnern bei Gott und Allem, was ihm heilig sei, die Entdeckung Hermann's sei eine falsche, eine verleumderische; er habe nie ein Verbrechen begangen, sein Bruder aber habe auf dem Zuchthause gesessen und diese Schande über die Familie, diesen Fluch über ihn selbst gebracht.

Als der junge Geistliche ihn aber allein gelassen hatte, saß er in finsteres Brüten versunken da. Dann sprang er auf mit einem wahnsinnigen Blicke, schlug mit den Händen in die Luft und stöhnte: „Gespenst, das du immer wieder vor mir aufsteigst zwischen mich und meine Ehre! So kann ich nicht mehr restaurirt werden? Wo ich mich anklammern will an die Gesellschaft, da starrt meine Schande mir entgegen. Die Welt oder ich! wir beide können nicht zusammen bestehn. Die Welt oder ich? Ich, der ich aufgegeben bin, der ich nichts zu verlieren habe, ich — das Nichts, wie wär's, wenn ich den Kampf auf Tod und Leben aufnähme: die Welt oder ich!"

Von neuem versank er in sein Brüten. Er erwachte nur daraus, um zur Schnapsflasche zu

greifen, und in wenigen Zügen sie zu leeren. Dann warf er sich auf sein Bette und stöhnte: „ich ruinirter Mann —! Vergessen kann ich Alles, mich selbst vergessen; aber nicht vergessen machen, die Andern nicht vergessen lehren!“

Constanze trat vor ihren Bruder; sie eröffnete ihm, wie sehr er Wagner Unrecht gethan, daß er ihm eine Absicht auf sie selbst zutraute, und bat ihn, seine Uebereilung gegen denselben gut zu machen. Sie hatte mehrere Tage gebraucht, um ihren Stolz zu dieser Bitte vor dem Bruder zu beugen, und Hermann, der den aufrichtigen Wunsch zu einer Versöhnung nicht hatte, konnte seine Gesinnung hinter dem Bedauern verbergen, daß es dazu bereits zu spät war.

Das Wort „Communist“, das Wagner in jener Predigt ausgesprochen, war wie ein chemisches Scheidungsmittel in die Elemente der liberalen Gesellschaft gefallen. Augenblicklich sonderten sich zwei Lager: hier die Reichen, dort die Armen.

Ein offenes Zeugniß dieses Gegensatzes gab die neue Vorstandswahl der Gemeinde, die in diese Tage fiel. Krist wurde nicht gewählt, nur Hermann und dessen Freunde. Wagner mußte aus

diesem Ausfalle lernen, daß nicht nur viele, sondern die meisten seine Meinung nicht theilten. Ein anderer Vorfall bewies ihm erschreckend, wie schroff die Trennung war.

Er war schon mehr als ein mal bei Bekannten vorübergegangen, ohne daß sie seinen Gruß erwiderten. Er konnte das nur für Zufälligkeit ansehen, denn er vermochte nicht zu begreifen, wie man den großen Kampf der Principien auf kleinliche Beleidigungen der Person übertragen könne. Er trug deshalb auch kein Bedenken, als er im Foyer des Theaters Hermann mit dem corpulenten Probst zusammenstehen sah, an sie heranzutreten, zumal da sie mit einem Medicinalrath sprachen, der sich früher ihm gegenüber im Schimpfen auf Pfaffen und Wunderglaube als entschiedener Atheist kund gegeben, und von dem er nicht anders meinen konnte, als daß dieser wenigstens seine Consequenz noch anerkennen müsse.

Als er diese Herren begrüßt hatte, brachen sie ihr bisheriges Gespräch ab, und der Medicinalrath begann: „Hören Sie, Commerzienrath, Sie haben mir 'ne große Freude gemacht mit dem Zeitungsblatte. Ich meine das, wo das aus der Schweiz drin steht. Nu wissen wir doch, was sie wollen; alles Geld, und — he, he — alles Frauensleute. Und das

Beste ist, daß sie 's selber sagen, sie selber sagen's frei heraus!"

„Und wir werden denselben Schwindel auch bei uns bekommen", fuhr der Probst fort. „Diese Schreier müssen ja Alles nachmachen. Passen Sie auf, Medicinalrath, weil sie 's in der Schweiz und in Paris so gemacht haben, müssen sie's hier auch anfangen."

Wagner war begierig, was Hermann davon denken möge, vor dem er immer noch einige Hochachtung hegte. Hermann sagte: „Nun Gott sei Dank, noch haben wir ein Gesetz, das uns davor schützt, und eine Policei, die es ausführt!"

Die Liberalen, die über Unterdrückung ihrer Ideen durch die brutale Gewalt klagten, wollten dieselbe Brutalität anwenden gegen Ideen, die von den ihren abwichen! Krist hatte Recht bekommen: die Bourgeoisie will nur ihre eigenen Interessen, sie hat keinen Gedanken an das Volk, keine Aufopferungsfähigkeit für das Allgemeine!

Wagner warf sich dem Schneider in die Arme und sie beide schlossen einen Bund, für die leibliche und geistige Erlösung des Menschengeschlechtes bis zur letzten Consequenz zu wirken.

Wenige Wochen darauf, nach Ende Januar, schieden Wagner, Krist, Gottlieb Winkler und ihre

Freunde aus der deutsch-katholischen Gemeinde aus und stifteten die „freie Gemeinde."

Als Wagner die erste Versammlung derselben eröffnen sollte, fand er kleine Handwerker und Kaufleute, heruntergekommene Candidaten und Literaten, mit einem Worte Proletarier, die zur Gründung der neuen Gemeinde zusammengekommen waren. Wagner fühlte sich glücklich, als ihr Führer unter sie zu treten; was er damals beim Anblick Constanze's an sich vermißt hatte, das hatte er jetzt gelernt: die Menschen lieben. Diese Leute mit dem derben Händedruck, mit dem zutraulichen, ehrlichen Blicke, die von ihm Hebung ihrer Lage erwarteten, und mit ihm für seine Principien einstehen wollten, hatte er lieben gelernt, aber zugleich hatte er hassen gelernt, hassen den Besitz, die träge Behaglichkeit, die der Idee sich entgegenstämmt.

„Allianz von Kraft und Intelligenz! Feindschaft dem Besitze!" das waren die Gedanken mit denen er die Rednerbühne betrat, und damit fühlte er, hatte er einen neuen Schritt gethan: er hatte den Boden der Wirklichkeit betreten. Es war nicht mehr eine allgemeine Harmonie, in die sein Geist mit der ganzen Welt einzuklingen meinte; die halbe Welt schien ihm von dem Zuge des Geistes abgefallen und in greller Dissonanz dagegen anzustür-

men. Sie wieder in die eine Harmonie gewaltsam emporzuziehen, das dünkte ihm seine Aufgabe; er wußte, welcher Titanenkampf das sei, Himmel und Erde, Gedanke und Wirklichkeit zusammenzubringen; aber er scheute keinen Kampf; er fühlte sich stark im Bewußtsein, der Wahrheit zu folgen, im Hinblick auf die Kräfte, die sich ihm zur Seite stellten. Und mochte der Kampf ihn immerhin zu Boden werfen, mochte die ganze Welt erdrückend auf ihm lasten, — ihm konnte sie nichts anhaben, er hatte immer noch ein unnahbares Asyl, wo die Harmonie unzerstörbarer Glückseligkeit ihn umfing, die Nähe der verwandten, theuren Seele.

Siebentes Capitel.

„Du kannst unter solche Leute wol gehen, aber für eine Dame paßt sich das nicht.“ So antwortete Delphine dem Apostel der Armuth, als er sie wenige Wochen nach Stiftung der freien Gemeinde frug, warum sie die Versammlungen derselben nicht besuche.

Delphine, die große, freie, erhabene Delphine, das emancipirte Mädchen war – eine Dame geworden, eine Dame der schönen, glänzenden Welt des guten Tones, in der man stets nur danach fragt, was sich paßt, und für diese paßte die freie Gemeinde allerdings nicht!

Die Parteiungen des öffentlichen Lebens fallen zusammen mit den Classen der Gesellschaft, und die Ansichten der Einzelnen sind bestimmt durch ihre Lebensverhältnisse; ihre „Meinungen“ maskiren ihre Interessen. In der freien Gemeinde, der

Partei des Radicalismus, sammelten sich die Elemente, die mit der Gesellschaft zerfallen waren, Banquerotteurs, Handwerker von zerrüttetem Hausstande, verkannte Genies, selbst Corrigenden und übelberüchtigte Frauen. Sie selbst rechneten es sich geradezu zum Verdienste an, der öffentlichen Meinung der Welt zu trotzen, die Verrufenen und Verstoßenen des menschlichen Geschlechtes zu erheben.

Manche erfreuliche Frucht sah Wagner als den Segen dieser messianischen Liebe erwachsen. Vor Allem war ihm rührend die blonde Elise, Gottlieb Winkler's unglückliche Schwester, die Jahre lang aus tiefer Scham in keines Menschen Antlitz und nicht in ihr eigenes Herz zu schauen gewagt hatte, die in Zerknirschung sich selbst verzehrend schon einem nahen Tode entgegen zu gehen schien. Als sie nun von ihrem Bruder in die Gemeinde geführt wurde und den neuen Heiland hörte, der die Erlösung von allen Sünden verkündete und sie Sünden der Menschheit nannte, der Glück und Liebe als die Bestimmung des Menschen predigte, da begann ein neues Leben der Seele und des Leibes in ihr zu sprossen. Gesundheit und Lebenssehnsucht erblühten wieder in ihren leidend schmachtenden Zügen.

Niemand empfand ihr Glück lebhafter als ihr

Bruder, und mit ihrem Glücke wuchs seine dankbare Anhänglichkeit zu dem Prediger. Wie ehrlich blau war das Auge, mit dem er zu dem begeisterten Lehrer emporblickte; wie derb, vom Fleiße gefirnißt, die Hand, die er ihm reichte! Er war das, was der Socialist unter einem vollendeten Arbeiter sich vorstellt, ehrlich, geschickt, fleißig, und dabei zu geistigem Bewußtsein erweckt. Dieses Geschwisterpaar erfüllte Wagner'n mit Stolz; er sah in ihnen herrliche Früchte heranreifen, den Segen seiner Lehre.

Aber nicht überall schlug sein Evangelium so glücklich an, als es ihm hier erschien. Konnte man vielen Mitgliedern nachsagen, daß sie ihre verloren gegangene, gesellschaftliche Stellung in der Sorge für die Menschheit wiederzufinden suchten; so waren umgekehrt viele, die über der Theilnahme am Allgemeinen ihren wohlbestellten Haushalt zu vergessen schienen. Auch der Parteihaß der Wohlhabenden, die ihnen Arbeit und Credit entzogen, mochte dazu beitragen, daß mehrere der Gewerbtreibenden ihren Wohlstand einbüßten, und mit dem Wohlstande die Ehrlichkeit. Ein Gasthofpächter machte Banquerott, wie man sagte, betrügerisch; ein Buchhalter und ein paar Gesellen wurden wegen Unterschlagungen aus ihren Diensten entlassen.

Ernst verhehlte sich nicht, daß die neuen Grundsätze daran Schuld sein konnten; aber er konnte durch „einzelne Zufälligkeiten", durch „unvermeidliche Uebelstände der Durchgangsphase" sich nicht irreleiten lassen. Er gab Krist Recht, als dieser sagte: „Wer wird den Besen wegwerfen, wenn es beim Auskehren ein Bischen stäubt! Unverzagt all den großen Dreck der Gesellschaft ausgefegt, dann wird es nie mehr stäuben."

Undelicater war für Ernst's Zartgefühl eine andere Art von Stäuben. Aus der Lehre, die Freiheit sei, seine Natur zu entfalten, und nur aus der Tyrannei gegen diese entständen die Laster, folgerte man, nur um der Consequenz willen, das Recht, sogar die Pflicht zur Entfaltung der Natürlichkeit in einer gewissen Art, die nach dem gemeinen Sprachgebrauche Unsittlichkeit genannt wird.

Wagner sprach in einer Versammlung mit seinem würdigen Ernste, daß gerade die Mitglieder der freien Gemeinde die besondere Pflicht hätten, sich sittlich zu erhalten, um der Welt ein Zeugniß davon zu geben, daß die Tugend nicht vom Aberglauben abhinge und nicht falle mit diesem, sondern daß sie der innewohnende Rhythmus sei, in dem das menschliche Wesen sich von selbst bewege, sobald es wahrhaft frei sei.

Ein College Wagner's, ein verunglückter Candidat der Theologie und eifriger Apostel des neuen Unglaubens, der durch naturwissenschaftliche Vorträge den Atheismus und die Bestimmung des Menschen zur Liebe zu begründen pflegte, wobei er ohne Rücksicht auf die Anwesenheit der weiblichen Gemeindemitglieder, natürlich in rein wissenschaftlichem Interesse, mit mehr als kindlicher Naivetät den Grundsatz befolgte: naturalia non sunt turpia, — dieser, in seiner Erscheinung ein erbarmungswürdiges Bild von Noth und Ausschweifung, warf Ernst am Tage darauf in engerem Kreise vor, seine Rede sei doch nur eine Inconsequenz, eine Concession an den Aberglauben der öffentlichen Meinung; für den, der consequent sein wolle, gebe es keine andere Sittlichkeit, als der Natur gehorchen; die Natur kenne selbst ihr Maß; der Mensch sei nicht eher zur Freiheit, zur wahren Gesundheit des Leibes und des Geistes gelangt, als bis er die Differenz zwischen Mann und Weib negirt und so zum ganzen, zum absoluten Menschen sich erhoben habe. Diese Unbefangenheit, diese Vollendung zu erstreben einer ganzen Welt von alten Jungfervorurtheilen zum Trotz, sei die wahre Sittlichkeit.

Ernst mußte erschrecken, den todten Freund

Horn auch in der neuen Zeit noch leben zu sehen. Mit dem Hinübertreten auf den Boden der Praxis, in das Wirken für das Allgemeine glaubte er den Geist vor allen individuellen Verirrungen gerettet zu sehen; und nun trat ihm auch hier dieses Afterbild des freien Geistes entgegen. Um so mehr war er dadurch geängstigt, da er sich eingestehen mußte, daß der logische Schluß zu dieser Consequenz dränge, wie sehr sein Gefühl sich auch dagegen sträubte. „Mag das die vollendete Freiheit sein; wir aber erstreben sie erst, und wir erstreben sie nicht um unseret willen, sondern um ihrer selbst willen, um sie der ganzen Menschheit zu schenken. Deshalb müssen wir allerdings der öffentlichen Meinung eine Concession machen. Wir dürfen die Früchte der Freiheit nicht genießen, sondern müssen sie als Saat ausstreuen für spätere Geschlechter."

Der Denker von der traurigen Gestalt antwortete diesmal nur mit dem suffisanten Lächeln des Radicalismus, der über Alles, auch über jeden begründeten Widerspruch, längst hinaus ist. Es dauerte aber nur wenige Wochen, in denen er vor den Mitgliedern durch seine Consequenz sich Achtung verschafft hatte, so trat er in offener Versammlung gegen Wagner auf, dem er „sentimentalen Stoicismus, romantische Märtyrerlust" vor-

warf. „Was ist das mit der Freiheit, der ich und du und wir alle Alles und uns selbst opfern sollen? Wer genießt sie? Weder ich, noch du, noch irgend einer, und sie selbst sich doch auch nicht! Wir sollen für die Nachwelt wirken? — was hat denn die Nachwelt für uns gethan? Fangen wir mit dem Märtyrerthum an, so lacht alle Welt uns aus; fangen wir aber damit an, die Freiheit zu genießen, so werden die Andern einsehen, was für Narren sie sind und klug sein wie wir. Der Genuß der Freiheit ist die beste Propaganda für die Freiheit."

Als nach diesen Worten Bravo und Klatschen durch den Saal dröhnte, überkam Ernst unwillkürlich ein aristokratischer Dünkel: es widerte ihn heute an, daß der Athem dieses Jubels übelriechend und die Hände ungewaschen waren. Er, der viel zu abstract war, als daß er um Beifall hätte eifersüchtig sein können, war bis zur Wuth verletzt durch diesen Widerspruch. Es fiel ihm wider Willen ein, daß Hermann von dieser Menge einst gesagt hatte, sie sei „viehisch." Damals entsetzte er sich über das Wort; heute noch viel mehr darüber, daß er ihm Recht geben mußte.

Der Idealist mußte sich eingestehen, daß seine Proletarier ebenso menschlich waren als die Bourgeois, daß sie Idealisten waren aus demselben

Grunde, aus dem jene es nicht waren, aus Egoismus. Sie verwechselten die Freiheit mit ihrem eigenen Vortheil; sie wollten ihre ewige Sorge um das Dasein einem Anderen aufbürden, und wer war dazu bereitwilliger als der Gedanke des Staates, der Menschheit! Eine Zeitlang verzagte Ernst auch bei dieser Enttäuschung nicht; er wollte den Politiker spielen, und das egoistische Interesse für den allgemeinen Zweck benutzen; aber er wurde bald aufs neue enttäuscht und mußte erfahren, daß dieses egoistische Interesse den Gedanken des Allgemeinen, den es als sein Mittel benutzte, aufgab, sobald ein näherer Weg sich ihm öffnete.

Krist's Erscheinung hatte in der letzten Zeit ein unheimlich verändertes Ansehn gewonnen. Der weiße Hemdekragen, der ihn sonst geziert hatte, verschwand; nirgends zog er mehr den Paletot aus, weil er keinen Rock darunter hatte; seine spitze Nase wurde noch spitzer; seinen eingefallenen Backen sah man den Hunger, seinen umherrollenden Augen die Wuth an. Die liberalen Kunden hatten dem Corrigenden die Arbeit entzogen, und sie hatten Grund genug dazu, denn er arbeitete schlecht und unregelmäßig. „Keine Almosen!" hatte er früher gesagt; „der Hunger muß das Volk klug und tapfer machen." Jetzt mußte er selbst diese

Schule kosten. Der Gesellschaft, die ihn verstoßen, zum Hohn wurde er Tagelöhner: „Die Menschen müssen gleich sein; die Unterschiede zwischen Handwerker und Tagelöhner, Meister und Gesellen sollen aufhören; alle Menschen müssen Tagelöhner werden." Er arbeitete als Sackträger beim Schiffsabladen. Diese Erniedrigung steigerte seinen inneren Grimm nur höher. Er zog sich von Wagner zurück, den er den „Demokraten mit weißen Händen, den Aristokraten der Bildung" nannte. Ein paar rohe, verliederte Subjecte zog er an sich in einen engsten Kreis, den Wagner nur mit Mistrauen betrachten konnte.

Ernst war immer noch weich gestimmt und hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, durch gemüthliche Verständigung die Welt zu reformiren. Er ging zu Krist. Obgleich gewohnt, die traurigsten Wohnstätten der Armuth zu besuchen, war er doch erschreckt über die wüste Kellerhöhle, in der er den heruntergekommenen Schneider fand, beschäftigt mit der Abfassung communistischer Gedichte. Er bemerkte, wie der Poet bei seinem Hereintreten die Schnapsflasche, die er als Hippokrene benutzt haben mochte, schnell verbarg. „Du hast noch immer keine Arbeit?" frug er ihn.

„Arbeit genug, zu viel, wie es scheint, für

das ganze Menschengeschlecht!“ erwiderte der Schneider mit rollenden Augen in einem düsteren Tone, der ihm selber imponirte.

„Ich meine, du scheinst kein Verdienst zu haben.“

„Wenigstens nicht mit der Nadel. Die Leute scheinen doch zu merken, daß ich zu gut dazu bin.“

„Wenn du Noth leidest, will ich dir helfen.“

„Schön Dank! Ich nehme keine Almosen.“

„Ich leihe dir, bis du dich herausgearbeitet hast.“

„Könnt ich mich herausarbeiten, so wär ich nicht hineingekommen. Lieber verhungern, als meine Existenz der Gnade verdanken. Und ehe ich verhungere, will ich sie mir lieber nehmen, wo sie mir nicht gegeben wird.“

„Aber, lieber Bruder, wie willst du dein Recht dir nehmen, was kannst du denn thun?“

„Was ich thun kann? Nun, du studirter Kopf, dazu bist du ja da, mir das zu sagen. Dazu frißt du ja unser Brot. Und wenn auch du es mir nicht sagen kannst, nun, dann werd ich thun müssen, was mir selber gut scheint.“

„Du allein aber kannst doch die Gesellschaft nicht anders machen als sie ist! Halten wir nur alle zusammen! Die Wahrheit wird siegen und

um so eher, je unverzagter, besonnener und einiger wir handeln. Also nimm das Geld, das ich dir gerne gebe, und warte bis —"

„Abwarten —? So? Vielleicht bis wir alle verhungert sind, die wir Hunger leiden. Dann ist allerdings die Noth abgeschafft, radical abgeschafft!"

„Was willst du denn sonst thun?" frug Wagner, beunruhigt durch die Wuth, die aus Krist's Blicken und Mienen noch mehr als aus seinen Worten sprach.

„Was sonst? Pah — z. B. nach Amerika gehen."

„Woher willst du die Mittel dazu nehmen?"

„Oho!" sagte er, in der Aufregung der Wuth und Trunkenheit sich steigernd; „glaubst du, du hast allein den Verstand gepachtet? Wir wissen auch, was wir thun, wir —." Hier verrieth er durch sein plötzliches Abbrechen, daß er zu viel gesagt zu haben fürchte, aber in seinem Taumel redete er aus Schreck darüber sich nur tiefer hinein. „Aber halt", schrie er auf, in stierer Angst ihn anblickend, „du kommst wol her, uns auszuforschen? Haben dich die Bourgeois gedingt, uns zu verrathen? Wart, Spion, du kommst mir nicht von der Stelle!" Damit sprang er auf

und packte ihn am Rock, aber er war seiner selbst nicht mehr mächtig und mußte sich taumelnd an die feuchte Wand lehnen.

„Was ist dir, Krist? Ich komme dir zu helfen, und du —“

„Mir zu helfen?“ lallte jener und suchte sich zu sammeln, um sich nicht zu verrathen. „Mir zu helfen?“ wiederholte er, dumpf in sich hineinsprechend. „O, mir ist nicht mehr zu helfen. Und ich wollte der Menschheit helfen! Pah! die Menschen sinds nicht werth. Ich muß mich selber restauriren — ha, ha! mich selber restauriren!“ so lachte er im Taumel über den Doppelsinn dieses Wortes, und indem er mit der Hand nach der Flasche suchte, sank er lallend in Schlaf. —

Kein Radicalismus der Intelligenz kommt dem der Noth gleich. Das war das Resultat, das Wagner aus seiner Alliance mit den Zöllnern und Sündern des neuen Evangeliums davontrug.

Hier war der Punkt, wo er endlich hätte lernen müssen, daß zur Einwirkung auf die Wirklichkeit, zur Reformation der Welt es nicht hinreicht, aus dem reinen Denken Principien zu entwickeln und deren Consequenzen kühn zu verfolgen; sondern daß eine aus dem Detail zusammengetragene Kenntniß der Wirklichkeit, ein den

Charakter der Individuen durchdringender Scharfblick, eine nur durch Beobachtung und Uebung zu erlangende, berechnende Lebensgewandtheit, kurz, daß eine Kunst, nicht nur Principien, dazu erforderlich sind, um in die spröde, widerspenstige Oberfläche der realen Welt die Resultate des höheren, freien Geisteslebens hineinzuzwängen und zu schmeicheln. Wagner aber erlebte jene Enttäuschungen eben deshalb, weil seine Natur dieser Weltbildung nicht fähig war, und weil sie es nicht war, sammelte er auch aus allen seinen Enttäuschungen keine Erfahrungen. Er sah die Erfolglosigkeit seines Strebens, aber nicht, daß sie in der Einseitigkeit seines Idealismus ihren Grund hatte. So konnte er nur verzagen, aber nicht den muthigen Entschluß einer neuen wirksameren Handlungsweise gewinnen. Er fürchtete, daß Krist, durch den Hunger tapferer als klug gemacht, irgend eine wahnsinnige Handlung begehen werde, die auch ihn ins Verderben stürzen könne, aber hatte nicht Rath noch Kraft dem entgegenzutreten. Eine muthlose Beängstigung bemächtigte sich seiner, die ihn in planloser Verwirrung hin- und hertappen ließ.

Achtes Capitel.

Delphine saß in die Ecke ihres rothen Divans zurückgeworfen, den Arm graciös aufgestützt, das Haupt melancholisch gesenkt, mit den schwärmerischen grünen Augen das schwergoldene Armband, ein Geschenk des polnischen Grafen, nachdenklich betrachtend, das weiße Battistnegligée, in dem das Weiß der mattglänzenden Haut ruhte wie eine Perle im Schnee, mit seinen reichen Falten malerisch ausgebreitet, — Alles in Allem eine feenhafte Erscheinung, zu der nur zweierlei contrastirte: die zerrissenen, alten Schuhe an den kleinen Füßchen und die geistlos mürrischen Mienen, die beide aus der dritten Etage der Berliner Vorstadt mitgekommen waren. Heute gerade hatte Delphine eine Entschuldigung für ihre Abspannung: sie hatte die Nacht hindurch geschwärmt auf dem Balle bei Hermann's und der interessante, blonde Dichter mit

der rothen Sammetweste hatte ihr eine sinnige Veranlassung zum Nachdenken gegeben. Er hatte seit dem ersten Zusammentreffen fortgefahren, ihr den Hof zu machen; seine Politik aber, die den Halt für sein Dichterherz in besserer Gesellschaft suchte, erlaubte ihm nicht, ein solches vieldeutiges Verhältniß fortzusetzen. Auch war es sein Grundsatz, für Umgang mit Weibern kein Geld auszugeben, — wodurch die Finanzen ruinirt werden, und da er bei Delphinens prächtiger Toilette und geringer Gage ohne Douceurs nicht wegzukommen fürchten mußte, so nahm er auf diesem Balle Gelegenheit, mit anmuthiger Sentimentalität sich zu empfehlen, indem er ihr seufzend zuflüsterte: „Schöne Dame, ich fürchte mich vor Ihnen. Wir müssen scheiden. Uns trennt — die Sünde!"

Diese mysteriöse Phrase war gut berechnet. Delphine mußte fortwährend darüber nachdenken, was für eine Sünde er meine, und dabei kam der Gedanke der Sünde ihr so poetisch, so romantisch mystisch vor, daß sie sich nicht, wie er, davor fürchtete, sondern von einer verführerisch lüsternen Neugier danach befallen war. Die seelisch sinnliche Coketterie des geistreichen Dichters hatte in ihr eine Leidenschaftlichkeit erregt, die keineswegs durch einen Kummer über seine Abtrünnigkeit ihre

Seele trübte, sondern nur gereizt in ihr fortlebte, in dem lechzenden Verlangen, zu leben und zu lieben, zu glänzen und zu genießen. Daß sie dieses Verlangen im Umgange mit dem Manne, der ihr in diesem Augenblick Gesellschaft leistete, stets unerfüllt sah, war es, was den bleifarbenen Ton der Apathie wieder über ihre Züge deckte.

Ernst saß bereits eine halbe Stunde ihr gegenüber, ohne ein Wort zu reden. Seine Mienen waren von tiefer Sorge niedergedrückt. Endlich ergriff er ihre Hand, die sie ihm ließ, ohne sich ihm zuzuwenden, und sagte mit feierlicher Stimme: „Delphine, ich habe heute etwas mit dir zu reden, etwas Lebenentscheidendes. Willst du hören?“

Sie nickte mit dem Kopfe, bezeugte sonst aber keine große Neugier.

„Delphine“, sagte er und seine Stimme stockte, „Delphine, es kann mit uns beiden nicht so bleiben, wie es ist. Lieben wir uns denn noch? Wir wissen es wenigstens kaum. Meine Stimme stockt vor Verlegenheit, da ich mit dir vertraut reden will, so fremd sind wir einander geworden. Und sind wir denn glücklich so, wie wir mit einander leben? Ich bin es wahrhaftig nicht. Ewig werde ich hin- und hergerissen zwischen Entzücken und Unbefriedigtheit. Seit dem Weihnachtsabende, wie

oft haben sich Verstimmungen, Misverständnisse zwischen uns wiederholt. Delphine, das darf nicht mehr sein, wir müssen es anders einrichten, unsere Liebe auf ein festes Verhältniß begründen, — Delphine, wir müssen uns vermählen!"

Durch das perlfarbig blasse Antlitz Delphinens leuchtete für einen Augenblick ein noch blasserer Schein. Mit den unbewegten, stolzen Mienen sah sie ihn groß an und schüttelte mit dem Kopfe.

„Erschrick nicht", beruhigte er sie lächelnd; „wir wollen unseren Principien des freien Geistes ja nicht untreu werden! Nur — eine zweckmäßige, praktische Einrichtung wollen wir treffen. Wir lieben uns und werden uns ewig lieben, das wissen wir, das ist die freie Selbstbestimmung unserer freien Geister. Was wird es uns hindern, wenn die innere Vereinigung ein äußeres Band zu tragen hat? Sag, ist es gegen deine Principien?"

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Also, du willigst ein —!"

Sie schüttelte wieder, es war eine Scene, ganz so, wie jene, die Horn's lebensentscheidende Katastrophe in Berlin herbeigeführt.

„Gegen deine Principien ist es nicht und doch willst du es nicht? Höre nur, Delphine, es ist kein aus der Luft gegriffener Wunsch, es ist eine

unendliche Beruhigung für mich und noch ein theures Herz. Ich will dir erzählen, was mich zu dem Gedanken veranlaßt. Meine Mutter schreibt mir, — seit ich ihr treulos geworden bin, hat sie immer nur kurze, nichtssagende Briefe mir geschenkt, durch Verschweigen so viel klagend, — diesmal endlich schreibt sie mir einen innigeren Brief, inniger nur, um mich zu bitten, ich solle sie über das Verhältniß beruhigen, in dem ich mit dem Mädchen lebe, das ich entführt, — ich solle sie versichern, daß unser Bund durch die Sitte geheiligt sei, und sie wird wieder meine Mutter sein, wie sie es bisher gewesen! Delphine, laß diese äußere Ceremonie über uns ergehen, unsere freien Geister berührt und hindert sie nicht. Thus mir zu Gefallen, zu Gefallen meiner armen, kranken, guten Mutter! Ich frage dich nicht blos, ob du es willst; Delphine, ich bitte dich, daß du es thust."

Auch jetzt noch das lautlos verneinende Kopfschütteln.

„Aber, um meiner Seele willen, wenn es nicht gegen deine Principien ist, wenn du zwei Herzen so glücklich dadurch machen kannst, warum willst du es dann nicht thun? Sag mir das Warum! Kläre mich auf! Ich kann ja Alles begreifen.

Nur öffne den Mund. Sei Mensch gegen Mensch; laß uns Vernunft um Vernunft austauschen, und aller Widerspruch ist ausgeglichen."

Delphinens Lippen aber öffneten sich nicht; finster blickte sie vor sich hin; ihr Antlitz blieb todt und unbewegt wie eine Statue.

„O, um meiner Seele willen, was ist mit dir vorgegangen? Höre noch das Letzte! Ich bitte dich nicht blos, es zu thun: du mußt, du mußt es thun! Ich sehe es kommen, wir entfremden uns, deine Liebe geht mir verloren, o! und mit deiner Liebe bin ich selbst verloren! Alles bricht unter mir zusammen; von dem, was ich zu erlangen hoffte, als ich mit dir dem Zuge des freien Geistes mich hingab, habe ich nur noch dich. Laß mich nicht auch dich verlieren! Halte, halte mich, sonst stürz ich in das Wasser hinab, von dem ich in jener Nacht dich errettete!"

Er war vor Delphine auf die Knie gesunken. Wenn sie Gedächtniß hatte, mußte sie sich erinnern, daß es die Verzweiflung jener Nacht war, die sich jetzt auf seinen Mienen wieder malte. Sie aber hatte kein Wort für ihn. Ein dunkles Feuer leuchtete innerlichst in ihren Augen; um den Mund spielte ein diabolisches Lächeln: dadurch, daß sie ihn zu ihren Füßen leiden sah, fühlte sie sich endlich

befriedigt. Wie es eine Erfahrung ist, daß Frauen oft aus Liebesraserei in völlig unzurechnungsfähigem Zustande Feuer anzulegen getrieben werden, so freute sich Delphine in grausamer Wollust, zum Ersatz für die Qualen der Entsagung, die sie erlitten, über die verzehrende Glut des Schmerzes, die sie in dem Busen des für sie verständnißlosen Geliebten entzündet hatte.

„So himmlisch schön und doch — so verständig!" fuhr Ernst in Wuth empor, als er diesen eisig kalten Hohn erblickte, und um zu beurtheilen, was ihm in dem „verständig" lag, muß man wissen, daß der nüchterne Verstand für den Philosophen das ist, was für den Religiösen der Teufel. Wie man das, wovor man sich am wenigsten zu vertheidigen vermag, zu höhnen pflegt, so verachten und hassen beide, der Fanatiker des Glaubens wie der des Gedankens, nichts mehr als die Skepsis des einfachen egoistischen Menschenverstandes.

Es war für Ernst ein fürchterlicher Schlag, in dieser Priesterin, die sich Einem Gotte mit ihm gewidmet zu haben schien, jetzt Nichts als das profane, weltliche Weib zu sehen. Die Berliner Delphine, das verlogene Kind, trat ihm wieder in Erinnerung. Er wollte in ihrem ganzen Verhalten

gegen ihn jetzt nichts als falsche, kluge Berechnung sehen, die die Absicht verfolgte, ein Abenteuer zu bestehen, durch ihn aus den verhaßten Verhältnissen entführt zu werden. Und doch vermochte er es nicht zu begreifen: wie konnte hinter dieser Fülle glühender Leidenschaft, hinter diesem Aufgehn in schwärmerischer Begeisterung ein so nüchternes, selbstsüchtiges Ich verborgen sein, das sich nie vergißt und nie sich verliert, wenn es über sein Selbst auch in himmlische Höhen hinausgetragen scheint!

Wie damals in Berlin, als seine Vernunft sich abquälte, den Trug der groben Sinnlichkeit zusammenzureimen mit ihrem idealen Geiste, so suchte er jetzt die Einsamkeit und mühte sich vergeblich, diesen eisig kalten Egoismus neben jener glühenden Schwärmerei zu begreifen. Wie damals war sein ganzes Geistesleben niedergedrückt; seine Gedanken wühlten sich in ein Labyrinth von Räthseln hinein und verirrten sich so tief, daß er sie nicht wieder sammeln konnte. Alles wiederholt sich im Leben! Wie damals in diesem Zustande ein unerwarteter Schlag ihn an den Rand des Lebens stieß, so mußte auch jetzt ein erschütterndes Ereigniß ihn völlig zu Boden werfen.

Sein Glaubensgenosse und College in der

Apostelschaft, der Schneider Krist, machte die Befürchtung wahr, die er durch sein neuliches sonderbares Betragen erweckt hatte. Wenige Tage darauf wurde ein nächtlicher Einbruch in die Casse des Regierungsgebäudes verhindert. Die dabei Verhafteten waren der Schneider Krist und fünf andere Mitglieder der freien Gemeinde. Man fand bei ihnen Pässe nach Amerika vor, wohin sie mit dem gestohlenen Gelde sich und ihre socialistischen Ideen flüchten wollten.

Welchen Eindruck dieses Ereigniß machte, wie es ausgebeutet wurde, um die freie Gemeinde mit Schmutz zu bewerfen, ist leicht zu begreifen. Niemand wurde dadurch so getroffen wie Ernst Wagner. Welche neue, vollendete Enttäuschung, welche Beschämung gegenüber Hermann und den bornirten Philistern! Er wagte vor Niemandem sich sehen zu lassen. Weit, weit ins schneeige Feld hinaus machte er einen einsamen Spaziergang. Einsam! wieder einsam! Er schrak vor sich selber zusammen, denn er fühlte sich erinnert an die Spaziergänge in Hansdorf, und mußte denken, daß er heute wieder und noch immer ganz so einsam war wie damals. Ganz so einsam, aber noch viel unglücklicher; denn damals war er schuldlos, heute lasteten die Schmerzen einer getäuschten

Mutter, einer betrogenen Braut auf seiner Seele. Nein! er war heute so einsam wie in jener Verzweiflung, als er am Ufer der Spree bei dem Blute seines Freundes platt auf dem Boden rang zwischen Leben und Tod. Und doch war er heute noch verzweifelter; denn damals gab es noch ein großes Wagniß für ihn zu thun; jetzt hatte er auch dieses Wagniß vollbracht, nur Undank und Schmach hatte er geerntet, kein neuer Entschluß lag vor ihm, ein entsetzliches Gespenst, das er endlich gebannt zu haben meinte, umgarnte ihn von neuem, — der Gedanke an Selbstmord!

Nur Eins noch lockte ihn ins Leben zurück: jenes unheimliche Blitzen in Delphinens Auge, jenes diabolische Lächeln, mit dem sie sein Flehen der Verzweiflung beantwortete, ließ seinen Geist nicht ruhen. So ging es dem Denker: er wollte nur die Welt anerkennen und lieben, die er begriffen, und doch war es das Unbegreifliche, ein mystisches Naturspiel, was den letzten unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausübte! Gott liebt man und verliebt sich in den Teufel. Für Delphinens erhabene Seele hatte der Philosoph geschwärmt; durch diese satanische Caprice war er von ihr verzaubert, und nie, so lange er für sie geschwärmt, hatte er eine solche Sehnsucht nach ihr getragen,

als jetzt, hatte sie nie solche Macht auf ihn ausgeübt. Er fühlte sich ganz von ihr beherrscht, durch jeden Basiliskenblick, jedes anderen Willens unfähig, zu ihr hingezogen, sodaß er, von dem Spaziergange zurückgekehrt, unwillkürlich zu ihrer Wohnung seine Schritte lenkte.

Er wollte sie um Aufklärung, um Verzeihung flehen; arm und krank wie ein Bettler kam er sich an ihrer Thüre vor, als er sie im Zimmer mit dem übermüthigen Tone, den er lange an ihr nicht gehört hatte, lachen hörte, dann eine Melodie trillern; eine Männerstimme fiel in ihren Gesang ein, und beide brachen in ein neues Gelächter aus, — ganz wie er in einer verzweifelten Stunde in Berlin es erlebte. Eifersucht packte ihn; er mochte jetzt mit ihr nicht anders als allein zusammen sein; doch mußte er eintreten, da er bereits geschellt hatte.

„Ah, brav, tapferer, alter Freund, daß du kommst! Ich habe dich hier erwartet", so fiel Graf Cesar mit seiner cavaliermäßigen Lebhaftigkeit ihm um den Hals, die noch feuriger war als sonst. An den stechenden Augen, den raschen, bestimmten Bewegungen sah es Ernst ihm an, daß er in nicht gewöhnlicher Stimmung war. Cesar's Worte überzeugten ihn bald, daß etwas Außerordentliches mit ihm vorgehe.

„Erlauben Sie nur ein paar Worte“, so bat er Delphine um Entschuldigung, als er Ernst bei Seite zog und mit frappant bestimmtem Tone ins Ohr flüsterte: „Ich konnte nicht in deine Wohnung kommen, man darf um keinen Preis uns beisammen sehen. Ich habe wichtige, entscheidende Dinge mit dir zu reden, — Alles steht auf dem Spiele, wir stehen am Vorabend gewaltiger Ereignisse! Ich gehe mit dir aus, sobald es völlig dunkel ist!“

Wagner imponirte der große Schwung, den Cesar's Wesen in diesen Worten genommen hatte, sodaß er fühlte, wie unbedeutend und ungewandt sein Aeußeres dagegen abstach. Er war nicht wenig überrascht, als derselbe eben so rasch in seine unbefangene heitere Weise umschlagen konnte. Vertraulich setzte er sich neben Delphine auf das Sopha, die den Kaffee auf dem vor ihr stehenden Tische servirte, und sagte: „A propos, nun erzählt mir von eurem Glücke. Aber — pardon, das ist indiscret zu fragen! Dafür erzählt mir von eurem Unglück, euern Zwistigkeiten. Sagen Sie einmal, Phinchen, wie oft haben Sie schon geschmollt?“

„O, was Sie sich denken! Bei uns ist keine polnische Wirthschaft. Sag einmal, Ernst, bin ich

schon einmal böse gewesen?“ So frug Delphine, die heute ihre lebensfrohe, kindliche Miene plötzlich wiedergewonnen hatte, mit einer anmuthig lieb-reichen Offenheit, die Ernst's erweichtes Gemüth eben so tief erbitterte, als der herzliche Empfang Cesar's ihm wohlgethan hatte.

Er war durchaus nicht Willens auf die Komödie einzugehen, kam aber mit einer Antwort in keine Verlegenheit, da Cesar ihm nicht Zeit dazu ließ. Dieser konnte nie das Gespräch eine Minute ruhen lassen und entfaltete sein Unterhaltungstalent wieder in einer fortreißenden Weise, die Wagnern bald durch die Theilnahme, die Delphine ihm schenkte, auch noch die Freude verbitterte, die das Wiedersehen des Freundes für ihn gehabt hatte.

„Wenn die Policei nicht um mich eifersüchtig auf Sie würde, so bliebe ich hier, bis ich Sie spielen gesehen. Aber ich kann es, — ich kann es jetzt nicht riskiren. Man kennt mich überall, Alles steht jetzt auf den Karten! Aber, bei Gott, wenn ich nur mein Leben dabei wagte, ich bliebe hier!“ So fing er an und kam nun auf die Partien zu sprechen, die Delphine gespielt hatte. Sie mußte ihm ihr Repertoir herzählen. „Die paßt für Sie vortrefflich“, sagte er bei der einen Rolle, bei der andern: „sie ist zu tief.“ Dann

ging er auf die Opern ein, trillerte eine Stelle und rief: „Das ist doch das Schönste, das je componirt ist"; sie fügte hinzu: „und das —" und sang eine andere. „Sie haben es so aufgefaßt?" ging Cesar darauf ein, „schön, eigenthümlich! Aber wissen Sie, wie die Garcia diese Arie gesungen?" Er sang ihr die Melodie vor und sie brach in Freude aus: „Herrlich! Nun geht mirs auf! So muß es sein!" So kamen sie von Arie auf Arie, von Oper auf Oper; Cesar trug ihr vor, wie die Garcia, die Schröder, die Malibran durch verschiedene Auffassungen ihre Wirkungen erreicht; Delphine war ganz hingerissen, Cesar wurde immer lebendiger, hastiger von diesem auf jenes überspringend, und — Ernst war ganz vergessen.

Cesar war an den Flügel gegangen, sie sangen zusammen. Als sie auf das Duett zwischen Don Juan und Zerline kamen, das sie in Berlin an dem alten Klapperkasten so oft zusammen gesungen, und — gespielt hatten, da wußte sie sich nicht zu halten; hingerissen von Cesar's Gegenwart und der Erinnerung an heitere Stunden, die ihr jetzt in einem rosig-poetischen Lichte erschienen, ließ sie sich ganz gehen, umfaßte Cesar's Kopf und küßte ihn leicht auf seine dunkeln Locken. In dem Augenblicke erst, als sie es gethan, dachte sie an

Ernst. Sie wandte sich nach ihm um und sah es an seinen Mienen, wie sehr er sich vernachlässigt fühlte. Sie ging zu ihm heran; während Cesar eine Arie sang, stellte sie sich hinter Ernst's Stuhl nahm seinen Kopf jetzt in die zarten Hände und ließ gegen ihn die Zärtlichkeit aus, die sie Cesar nicht schicklich bezeigen konnte, — wobei sie wol daran dachte, welche Empfindungen sie zugleich in diesem dadurch erregte. Ernst durchschaute diese Komödie sehr wohl. „So verständig! so verständig!" rief es über die Falschheit in ihm; ihre Liebkosungen waren ihm Marterqualen, sein Kopf brannte ihm zwischen ihren Händen; er konnte diese entwürdigende Rolle nicht länger tragen, und wollte eben zornig aufspringen, als Delphine, seine Unruhe durch ihre Fingerspitzen merkend, ihm zuvorkam, und sowie Cesar die Arie schloß, der Unterhaltung noch zur rechten Zeit eine andere Wendung gab.

„Was Ihnen noch wichtiger sein sollte, als mich singen zu hören, ist, Wagner predigen zu hören", sagte sie zu Cesar. „Sie glauben nicht, wie wunderschön er redet."

„O, ich habe davon gehört", so ging dieser rasch darauf ein. „Dein Ruf ist bis nach Berlin gedrungen. Auch hier habe ich schon davon gehört, zum Exempel, höre nur, quibus facetiis

nocturnis gloriam tuam expertus sum!“ So verfiel er plötzlich ins Lateinische und erzählte Ernst in drolligem Sermone, in dem oft ein französisches Wort das fehlende lateinische ersetzen mußte, wie eine junge Dame, venusina mente et facie, die er noch gestern Abend nach seiner Ankunft per larifari kennen gelernt habe, ihm mit Schwärmerei von dem schönen Geistlichen erzählt habe; sie gehöre auch zur freien Gemeinde, habe sie gesagt, denn Herr Wagner sei ein reizender Mann und predige himmlisch, die Versammlungen seien so heilig; endlich bezeichnete er die Dame noch mit dem Namen „die blonde Elise“, mit dem sie der Kellner des Gasthauses ihm benannt habe.

Indem Ernst verschämt und erschreckt war über den Hohn, mit dem er seinen Stolz auf die „herrlichen Früchte“ seines Evangeliums beantwortet sah, entschuldigte sich der Graf bei seiner Nachbarin, daß er in einer ihr unverständlichen Sprache in ihrer Gegenwart geredet habe. „Ich hatte eine kleine Replique aus einer Fachwissenschaft gegen Wagner, die sich nur in der Sprache der Gelehrtheit ausdrücken ließ, — etwas von der Propagationstheorie! — Aber, bei Gott, Wagner“, fuhr er schnell fort, „ich weiß nicht recht, was du mit dieser freien Gemeinde willst. Du scheinst eine

wahre Aristokratie des Lumpengesindels concentrirt zu haben. Politisch ist es gewiß nicht, so exclusiv zu sein."

„Lumpengesindel — die unteren Classen? Seid ihr polnischen Edelleute wirklich alle Aristokraten, wie die Herren der Praxis euch nachsagen? Sprecht nur zu euren Bauern von Lumpengesindel und ihr werdet sehen, wie weit ihr kommt!" So antwortete Ernst in gereiztem Tone.

„Ja, du lieber Himmel, wir brauchen den Bauer, die unterste Classe. Bei uns ist das etwas Anderes; wir haben keinen Mittelstand. Ihr aber müßt eure Revolution durch den Bürger machen, und durch das Aufhetzen des armen Volkes schreckst du ihn zurück."

„Ich muß Ihnen auch Recht geben, lieber Cesar, mir kann diese freie Gemeinde nicht gefallen. Du hast mich auch gar nicht gefragt, lieber Ernst, was ich dazu sagte, und wenn du mir hättest einen Gefallen thun wollen, so hättest du es lieber bleiben lassen und wärst in der deutsch-katholischen Gemeinde geblieben. Was sind das für liebenswürdige Menschen!"

So sprachen Cesar und Delphine zu Wagner mit dem wohlwollendsten Tone, und sie ahnten beide nicht, was sie, er mit dem: „die unterste

Classe brauchen", und sie mit dem: „lieber bleiben lassen", bei ihm verbrochen hatten. Daß Delphine ihn nicht begriff und nur seiner Verachtung würdig war, hatte er längst gemerkt und es freute ihn nur, sicherer darin bestärkt zu werden; daß aber auch Cesar, dieser letzte Freund, von dem er verstanden zu sein glaubte, in so gemein verständigem Standpunkte befangen sein konnte, das ließ ihn völlig am Menschengeschlechte verzweifeln. Grollend zog er sich in sich selbst zurück, und wollte nichts mehr von Cesar, nichts mehr von der Welt wissen.

Da sprang Cesar plötzlich auf: „Ach, mon dieu, es ist dunkel genug. Ernst, laß uns gehen. Meine Stunde ist abgelaufen, ich muß meine Rechnung machen mit — diesem Himmel. Schöne Delphine", sagte er und verfiel plötzlich in einen wehmüthig düstern Ton, „leben Sie wohl! leben Sie wohl — vielleicht auf Nimmerwiedersehen! Jeder Tag kann meine letzte Stunde bringen. Ich spiele ein großes, ein gewagtes Spiel. Aber — va banque!" so schlug er eben so schnell wieder um in jene sorglos kecke Ritterlichkeit, die ihm so schön stand: „Kann ich Alles verlieren, kann ich auch Alles gewinnen. Ich lieb mir's so, das ganze Leben auf der Degenspitze schweben sehn. Die

That ist mir des Lebens Werth, und ein ganzes Dasein voll Ruhe und Behaglichkeit geb ich gern um ein einziges, wenn auch mislungenes Reiterwagniß! Und wenn es mislingt, wenn der Reiter den Hals bricht, nicht wahr, theure Delphine, dann weinen Sie ihm ein paar Thränen, aber nicht mehr, bitte ich, als sie Ihre Augen verschönen, denn — ich liebe die Schönheit mehr als das Mitleid um mich. Und nun, adieu, schöne, schöne Delphine! Lassen Sie den Abschied so herzlich als kurz sein!"

Bei den letzten Worten küßte er sie mit chevaleresker Sicherheit auf den Mund, nach polnischer Art mit doppeltem Kusse. Sie wurde blaß. Mit verwirrten Mienen frug Sie: „wann reisen Sie?"

„Noch diese Nacht", antwortete er, und sie entließ ihn, ohne adieu zu sagen, — ohne ihm den Abschied zu geben!

Ernst war durch Cesar's bedeutsamen Worte aus seiner mürrischen Verschlossenheit völlig herausgerissen. Er hatte, wie es abgemacht war, die Correspondenzen der Propaganda zwischen Polen und Frankreich durch seine Hände gehen lassen, und in der letzten Zeit hatte er an der steigenden Lebhaftigkeit des Parteiverkehrs gemerkt, daß etwas Außergewöhnliches vor sich gehen müsse. Er war durch Cesar's Worte in hohem Grade wißbegierig

gemacht und jetzt ganz wieder dessen Mann, als er ihm sagte. „es bereiten sich große Dinge für ganz Europa vor. Die Entscheidung unseres Unternehmens wird in den nächsten Wochen mit Waffen vor sich gehen. Du sollst unsere Hauptstütze werden, — ich werde dir Alles enthüllen!"

Ernst lebte wieder auf, als er sich so mit einemmale im Mittelpunkte der Geschichte sah und ihre Pulse schlagen hörte. Er fühlte plötzlich, wie ihm jetzt erst der wahre Begriff der That aufging und wie er bisher immer noch im Sumpfe der Theorie herumgewatet sei. Damit wußte er auch, warum er bisher aus dem Schmerze des Daseins noch nicht hinausgekommen sei, und daß er jetzt endlich das Land der Erlösung vor sich sah. Mit blinder Leidenschaftlichkeit, ähnlich wie Delphine in die Arme des Geliebten sich stürzte, lechzte er danach, auf das Feld der Schlachten zu stürmen. Er hatte nichts mehr, auch sich selbst nicht mehr zu verlieren; um dem Selbstmorde zu entgehen, gehörte er der Geschichte an.

Er konnte Cesar's Offenbarungen kaum erwarten, als dieser sich von ihm zu einem Banquier führen ließ, um eine ungeheure Summe zu erheben. Säcke mit Gold und Packete von Bankscheinen wurden durch eine Hinterthüre in Cesar's Ho-

tel geschafft. Dann wurde nach Speis- und Weinkarte die Tagesordnung festgesetzt, und erst als der Tisch mit den Schüsseln eines reichen Soupers und mannigfachen Flaschen besetzt war, schloß Cesar die Thüre und kam an sein Geschäft.

Der Leser kann auch hier, weil wir die Jugendsünden des Patriotismus mancher Personen, die sie längst bereut haben, nicht verrathen dürfen, nur das Aeußerlichste der Verabredung erfahren. Bei der Bouillon entdeckte Cesar den bevorstehenden Ausbruch einer allgemeinen polnischen Insurrection; beim englischen Beefsteak sprach er von den Blutbädern, Schlachtplänen, Guillotinen u. s. w.; dann aß er, — der nichts ohne Absicht that! — ein Rührei und kam auf die Principien der allgemeinen Menschenliebe, des Humanismus, um auseinanderzusetzen, daß die Revolution der Polen allein nicht gelingen könne, daß es sich nicht mehr um bornirtes Racenbewußtsein, sondern um allgemeine Principien handele, und daß mit der polnischen Erhebung eine allgemeine Insurrection der ganzen Partei der Freiheit erzielt werden müsse. Indem er dann ein Rebhuhn delicat tranchirte, gestand er, mit forschenden Blicken seinen Nachbar durchbohrend, er suche für Deutschland den Dictator, den Mann, der die Agitation zur Zeit des polnischen

Aufstandes betreibe und die Revolution leite. Als Wagner's Augen bei diesen Worten funkelten, ließ er den Champagner knallen und rief aus: „Nun, und du, Wagner, — willst du ein Danton des neunzehnten Jahrhunderts werden?"

Dem Philosophen, der alle „Verständigkeit" verachtete, war die Erwägung der Mittel und Zwecke, die Berechnung der politischen Bedingungen eines Unternehmens etwas ganz Fremdes. Sobald er sich auf dem Gebiete der Geschichte glaubte, kannte er nur vernünftige Nothwendigkeit, die unaufhaltsame Entwickelung des geschichtlichen Bewußtseins. Diese drängte ihn zur That, zur Revolution und er warf sich dem Polen mit der ganzen Blindheit des philosophischen Idealismus in die Arme.

Von Cesar's Blicken war jeder Lauern, jedes seiner Worte Berechnung. Er trank Wagnern tüchtig Champagner zu, der ihn selbst kalt ließ, diesem aber Blut und Begeisterung in den Kopf trieb. Als Ernst sich zu der ihm zugedachten, weltgeschichtlichen Rolle bereit erklärt hatte, setzte Cesar ihm seine Aufgabe dahin auseinander, daß er zunächst die Aufregung in der Stadt zu steigern und seine Partei für die Polen zu interessiren, möglicher Weise zu einem Aufstande zu organisiren habe; dann solle er ein Packet wichtiger Papiere

bei sich aufbewahren, die um keinen Preis verloren gehen oder vernichtet werden dürften; um dieser willen solle er seinen Posten in der Stadt bewahren, bis Cesar, und bei dessen Tode oder Gefangenschaft andere legitimirte Personen sie abholen würden.

Wagner schlug mit hingebender Begeisterung, froh, etwas Gefährliches für das große Unternehmen thun zu können, in Cesar's Hand ein.

Der Pole aß jetzt Austern, ließ eine neue Flasche Champagner knallen und rief: „es lebe deine Dreieinigkeit!“

„Was meinst du?“

„Nun, Freiheit, Schönheit, Wahrheit, ist das nicht die Trinität des Humanismus? Wir haben jetzt der Freiheit gedient durch die Propaganda, der Schönheit bei deiner — Dame, — nun laß uns der Wahrheit dienen. In vino veritas! Laß uns die Gläser leeren!“

Der Intrigant meinte unter der Wahrheit nicht den Wein, sondern eine delicate Thatsache, der er durch denselben auf den Grund kommen wollte. Er begann, mit unbetheiligter Kennermiene, Delphinens Schönheit zu loben; ihre Reize hätten sich erst entfaltet, seit er sie nicht gesehen. „Es ist doch nicht wahr“, sagte er, „was die jungen Mäd-

chen zu fürchten pflegen, wenn sie erst heirathen, sei es mit der Schönheit vorbei. Nein, die Frau entfaltet erst die ganze volle Schönheit!"

Ernst, dem der Scherz des Grafen in dieser feierlichen Stunde durchaus unangemessen schien, mußte doch lächeln, wie delicat er diesen delicaten Punkt zu berühren verstand. Bei dem Enthusiasmus dieses Kenners vergaß er seinen Groll gegen Delphine und fühlte, welcher Stolz es sei, diesen Schatz den seinigen zu nennen. Mit halbgefälliger Miene sagte er: „dann hätten wir Aussicht, Delphine noch viel schöner zu sehn!"

„So?" erwiderte der Andere mit ganz gleichgültiger Miene, indem er in den Zähnen stocherte. Dann stieß er, wie um eine Ceremonie zu erfüllen, mit Ernst an: „deine Braut", und führte das Gespräch auf das politische Gebiet über. Er hatte das Terrain sondirt, und so trennte er sich bald von Wagner unter dem Vorwande, heute noch eine Conferenz mit andern Emissären zu haben. Er erinnerte ihn nochmals an sein gegebenes Wort, übergab ihm die versiegelten Papiere und verabschiedete sich mit heroisch pathetischem Schwunge.

Es thut unendlich wohl, ins Leben, von dem man sich abgesondert hat, wieder hineingezogen zu werden. Ernst war in seiner heroischen Begeiste-

rung mit der Welt wieder einmal versöhnt. Der ungewohnte Wein war ihm in den Kopf gestiegen; seine Wangen brannten; sein Herz war wehmüthig geschwellt; er dachte an Delphine, und dachte wieder mit Liebe an sie. Cesar's Worte, die Erinnerung an jenes diabolische Lächeln hatten ihn wieder gefesselt; er konnte sich nicht denken, daß sie ihn nicht liebe; er dachte an die Lorbeerkränze, die er sich verdienen, die sie ihm auf das Haupt setzen sollte — o, es mußte noch Alles gut werden. Mit solchen üppig aufkeimenden Gefühlen schlenderte Ernst an dem schönen Frühjahrsabende durch die Straßen. Ein sanfter Frost hatte den Boden, der bereits aufgethaut war, getrocknet und heller Mondschein glitt von den Dächern hinab. Magnetisch fühlte sich Ernst vor Delphinens Thür gezogen. Sie hatte, des Anstandes wegen, ihm streng verboten, sie so spät zu besuchen. Aber wie gern hätte er sie heute noch gesprochen! Seine Aufgeregtheit ließ ihn nicht mehr studiren, aber sie mußte ihm die Worte geben, die Zweifel, die er auf der Seele trug, vor ihr auszuschütten, ihr zu Herzen zu reden; er fühlte sich so recht in emphatisch schönrednerischer Stimmung, und nach der Zutraulichkeit, mit der sie heute seinen Kopf in den Händen gehalten und die ihm jetzt plötzlich als zärt-

liche Liebkosung erschien, — er konnte es sich gar nicht anders denken, sie mußte ihn heute verstehn. Er entschloß sich die Uebertretung des Gebotes zu wagen. In dem Augenblicke, wo er im Schatten quer über die Straße auf ihre Thüre zuschritt, sah er im Mondlicht einen Mann, tief in den Mantel gehüllt, in das Haus gehen. Er kannte den Mantel und den Mann; er hatte ihn eben erst verlassen, — es war Cesar.

„Und du lügst doch, du himmlisch schönes, teuflisch falsches Weib!" rief er in Ernst wieder einmal über Delphine aus. Er stürmte fort in sein Zimmer. Eifersucht tobte mit der dämonischen Naturgewalt der Leidenschaft in ihm; seine Principien suchten sie zu überwinden; sein Denken und sein Fühlen kämpften fürchterlich in seinem Busen. In der Begeisterung für das Allgemeine schwang er sich aus diesem Kampfe empor; er gehörte nicht mehr der Welt, nicht mehr dem Leben, nur noch den Thaten an, denen er sich geweiht.

Stundenlang hatte er so mit sich gerungen, es war bereits längst Nacht, als er noch im Hause Geräusch vernahm. Man kam die Treppe hinauf. Man suchte seine Thüre. Er öffnete. Fremde Männer traten herein. Sie frugen nach ihm. Als er sich zu erkennen gegeben, erkundigten sie sich hastig

nach Cesar. Am polnischen Dialecte erkannte er dessen Freunde. Aber er zauderte, ihn und die Dame zu verrathen.

„Mon dieu! Wir müssen den Herrn Grafen sprechen. Wir dachten ihn hier zu finden: o, großes Malheur! Denken Sie, Herr, die Explosion ist zu früh losgebrochen, — in Krakau ist Revolte! Jede Minute verdirbt uns. Wo ist Herr Graf?"

Wagner sah ein, daß er bei so dringenden Umständen alle Scheu außer Augen setzen mußte. Er versprach Cesar aufzusuchen. Nach einer Viertelstunde schellte er um Mitternacht an Delphinens Klingel.

Ihre Fenster waren noch erleuchtet; der Graf war noch bei ihr. Cesar hatte Veranlassung genommen, in ihr Haus zu gehen, um der Frau Generalin die Miethe für ihre und Delphinens Wohnung zu zahlen. Delphine, die, auf jeden Tritt lauschend, ihn kommen gehört, sprang, schon im Negligée, unbefangen heiter wie ein Reh in das Zimmer der „gnädigen Frau", und war zum Tode erschreckt, als sie den Grafen fand.

„Also doch nicht auf Nimmerwiedersehen!" sagte sie, als sie sich hatte begütigen lassen, mit einer Schelmerei, die ihm zeigen sollte, daß sie nicht zürnte, ihn wiederzusehen. „Aber sagen Sie nur,

bester Cesar, was haben Sie denn vor? Sie waren ja impertinent sentimental!"

Cesar bedauerte, es sei ein politisches Geheimniß, das er ihr nicht sagen könnte, da sie nicht allein seien. „Nun so kommen Sie in mein Zimmer", sagte sie kurz entschlossen, und — die beiden waren allein.

Cesar war leichtsinnig genug, der Schauspielerin so viel von seinen Unternehmungen mitzutheilen, daß er sich ihr durch seinen Heroismus unendlich interessant machte. „Dem Polen", so declamirte er weiter, „ist das Vaterland das Höchste. Wer kann's länger so ansehen? Sei's wiederum einmal gewagt! Wen noch irgend etwas Theures, ein geliebtes Herz ans Leben fesselt, der mag es dulden. Aber ich, — ich habe nur zu vergessen! Sie glauben nicht, wie schwer es ist zu vergessen! Lernen kann man Alles, vergessen — nichts! Ich kann's sagen, ich freue mich darauf, die Kugel pfeifen zu hören, die mich vergessen lehren wird."

Er versank in melancholisches Nachdenken, — in den Fauteuil zurückgesunken, den Kopf in die Hand gestützt, bildete er eine malerische Figur. Die Schauspielerin fand dieses Pathos eines ersten Helden würdig; sie fand es der Heldin angemessen, gerührt zu sein und Gewissensbisse zu verrathen.

Mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme that sie an ihn nach einer Pause die Frage: „Was haben Sie zu vergessen?“

Indem er sein leuchtendes Auge auf sie richtete, antwortete er mit sanft drohendem Tone: „Fragen Sie mich nicht danach! Ich kann es Ihnen nicht sagen. Denn wenn mich jetzt um des Vergessens willen ein Unglück träfe, könnte es Ihnen noch viel schwerer werden, — zu vergessen!“

Es trat eine Pause ein. Delphine, um sich ihm zu nähern, ließ Verlegenheit wahrnehmen; ihr Auge, das dem seinen begegnete, fuhr verwirrt zurück. Dann versank sie in ihre rührende Trauer.

Nachdem Cesar eine Weile an ihrer Verlegenheit sich geweidet hatte, in der ihr Auge mehrere mal und jedes mal verwirrter dem seinen begegnete, ergriff er ihre Hand und sagte mit hinreißend vergebender Milde: „Sie werden traurig, meine schöne Freundin? O, ich hoffe, daß ich nicht die Ursache davon bin. Ich will nicht die Schuld auf mir tragen, je einen Ihrer schönen Züge getrübt zu haben. Seien Sie heiter! Das Bild, das ich heute von Ihnen nehme, wird vielleicht vor meiner Seele stehen, wenn mein letzter Seufzer Ihren Namen nennt, — o, lassen Sie dies Bild mich mit Allem

versöhnen, um was ich mit dem Schicksal oder — den Menschen zu zürnen hätte!"

Mit dem Gefühle, das er dadurch in Delphinen angeregt, hatte er den Boden für die folgende Situation gewonnen, auf dem er die Sicherheit gewann, die sie verlor. Er hatte ihr gezeigt, was sie an ihm gut zu machen habe, und begann jetzt ihr zu zeigen, was er an ihr — besser machen könne.

„Wie leben Sie mit Wagner?" begann er, mit seinem Gefühle eine schnelle Schwenkung machend, „macht er Ihnen tüchtig den Hof? Ist er ein galanter oder feuriger, sentimentaler oder frivoler Liebhaber?"

Delphine merkte an diesen Fragen, was Ernst Alles nicht war. Sie blieb in die Melancholie versunken, von der sie wußte, daß sie ihr beim Lampenlicht besonders gut stand.

Cesar fuhr fort: „Hat er Sie in die beau monde eingeführt? — Sorgt er für Ihre Toilette? — bei einer Schauspielerin so wichtig wie Andern das Seelenheil! — Schreibt er Ihnen, — einem alten Freunde, wie ich, können Sie es eingestehen — schreibt er Ihnen galante Recensionen? — Hat er für Sie den Krieg mit der Direction geführt? — o, ein amusantes Geschäft! eine Diplo-

matie im Kleinen! Welcher Triumph, wenn man seiner Großmacht sich bewußt ist, durch eine Malice, einen coketten Blick diese ganze große, kleine Welt im Schach halten kann!“

Aus diesen Fragen merkte Delphine, was ein Liebhaber ihr sein könne. Unwillkürlich stahl sich ein Lächeln um die äußersten Mundwinkel; ein entzückender Blitz leuchtete aus ihren Augen. Sie wollte sich aber nicht verrathen; sie schüttelte auf seine Zumuthungen abweichend mit dem Kopfe.

„Wie? Haben Sie noch immer nicht cokettiren gelernt?“

Sie verstand ihn nicht.

„Ich will nicht sagen, daß Sie früher nicht cokettirt hätten, aber sie trieben es damals zu sehr con amore, zu ernst, zu pedantisch; es fehlte Ihnen der Humor, die künstlerische Objectivität, — Sie wußten manchmal selbst nicht, daß Sie cokettirten!“

Delphine mußte jetzt wider Willen erröthen. Sie war alles Ernstes im Begriff, böse zu werden.

„Aber, mon dieu, liebes Phinchen, was ist denn da böse zu werden? Ich denke ja nicht daran Ihnen einen Vorwurf zu machen. Coketterie ist das nothwendige Substrat des Geistes, ist die Virtuo-

sität der Schönheit, ist die Kunst, sich selbst geliebt und das Leben interessant zu machen!"

Delphine wollte seinen Paradoxen gegenüber, die ihr imponirten, nicht unbeholfen erscheinen; sie ging darauf lächelnd ein und sagte: „Lehren Sie mich diese Kunst!"

„Diese Kunst, wie jede, ist lang, das Leben nur kurz. Ich müßte das ganze Leben hindurch mit Ihnen zusammen sein, und Sie hätten noch nicht ausgelernt! Nur eine kleine Lection erlauben Sie! Wenn ich Ihnen eine Lehre geben dürfte, z. B. was Toilette betrifft: Ihr Profil verlangt, daß Sie Locken tragen. Hier am Ohre, verzeihen Sie, sind die Contouren zu gerade; das ist keine Schönheitslinie; die Locken bedecken diese Partie und heben zugleich Auge und Stirn hervor. Und dann — erlauben Sie, daß ich in meiner Aesthetik der Coketterie fortfahre — Ihre serieusen Züge werden von den hüpfenden lockenden Locken originell contrastiren. Das lassen Sie sich lieb sein, das können Sie im Leben wie auf der Bühne mit glänzendem Effecte anwenden; aber — es will jeder Contrast dann doch auch seine schöne Lösung haben! Sie müssen selbst mit Ihren Locken verschmelzen, selbst ganz Locken werden, — so schwebend, schmiegend, schmeichelnd, kosend — kosend!

Ja, da komme ich auf ein neues Capitel. Meine Kunst hat ein weites Gebiet. Die Kunst des Cokettirens ist die Kunst des Lebens. Und diese, liebe Delphine, ist Ihnen fremd, ganz fremd", sagte er plötzlich in seine scherzende Weise Ernst mischend, und mit steigendem Enthusiasmus fuhr er fort: „Das Leben will, daß wir mit ihm kosen, wenn es uns beschenken soll; wir müssen alle seine Genüsse uns von ihm erschmeicheln. Dazu, meine theure Freundin, lassen Sie sich herab! Hören Sie auf, so überirdisch, engelhaft zu sein; versuchen Sie es mit der Dame, mit der Künstlerin! Das ist der Werth der Kunst, daß sie das Leben in der Quintessenz darbietet, daß sie die Poesie des Lebens genießen lehrt. Lassen Sie sich das die schönste Bedeutung Ihrer Kunst sein: die Mühen Ihrer Studien, die Schmerzen Ihrer Seele geben Ihnen das Recht dazu, nach den höchsten Preisen des Glückes zu haschen, das Leben in seiner vollsten Poesie zu erfassen! Auch das ist eine Kunst, zu der Genie gehört, das Genie, frei zu leben, frei zu lieben!"

Delphinens Augen flammten auf. Die leidende Nonne war zum wonnelechzenden Weibe geworden. Sie begann sogleich die Koketterie mit Absicht, als ehrliche Kunst, zu betreiben. Mit sehnsuchttrunkenen Blicken sah sie den schönen Polen an; sie hin-

derte nicht, daß ihr Busen merklich wogte. Und doch war sie ihrer selbst nicht mehr ganz mächtig. So hatte noch Niemand ihr aus dem Herzen gesprochen. Alle ihre Ahnungen wollten wirklich werden. Das war das Evangelium, das sie dunkel vorausempfunden.

„Sie hängen zu sehr an Ihren Träumen“; sagte Cesar, als er lange genug mit dem wohlgefälligen Lächeln kritischer Beobachtung ihre Bewegung gemustert. „Die Träume sind Sünden; nur die Wirklichkeit führt zum seligen Leben. Sie dürfen den Mondschein, die einsame Nacht nicht mehr lieben!“

Delphine war stark, wo es ihr Seelenheil galt. Mit Entschlossenheit unterbrach sie ihn: „Ich liebe nicht die Nacht. Ich hasse sie. Sie ist so qualvoll —“

„Ihnen fehlen die Sterne —!“ lispelte Cesar plötzlich zu ihren Füßen. Seine glühenden Augen drängten sich ihren Blicken entgegen; sie mußte sie mit den Sternen vergleichen! Sie fühlte sich durchbohrt von den Strahlen derselben; ein Schmerz durchzuckte sie, daß sie hätte aufschreien mögen; aber er war so wonnig zugleich, daß sie die Kraft nicht besaß, sich ihm zu entziehen. Wie zauberisch umspinnend, zart und fest zugleich, erfaßte er ihre blo-

ßen Arme und küßte den durchsichtig weißen Batist, der ihren Hals bedeckte. Ihrer selbst nicht mächtig, und mit bewußtem Behagen ihrer Ohnmacht wie längst ersehnter Erlösung von herzdrückender Pein sich hingebend, sank sie wie leblos in seine Arme.

Aber so liebte Cesar seine Eroberungen nicht, — nicht todt, sondern lebend wollte er den Gegner überwunden sehn. Er wußte sie zu wecken. Er machte den einen Arm frei aus ihrer Umarmung, suchte nach dem unteren Saum ihres Kleides, hatte im Nu das zarte Knöchel des Fußes umfaßt und ihr den Schuh vom Strumpfe gezogen. Cesar zu Ehren hatte sie statt der alten zerrissenen neue Atlasschuhe angelegt, und dieser hielt ihn mit triumphirendem Lächeln, wobei der dunkele Bart von den weißen Zähnen so interessant abstach, hoch in die Höhe.

Delphine raffte sich erschreckt auf und wollte zürnen. Der geschmeidige Pole aber bat sie flehend um Verzeihung, wobei er spielend Gelegenheit hatte, ihr Entzücken durch seine einschmeichelnde Liebenswürdigkeit noch zu erhöhen. Er sagte: „Lassen Sie mir den Schuh! Es ist das bei uns eine patriotische Sitte, der Schuh der Geliebten ist uns ein Amulet, das in der Schlacht das Herz gegen die

Kugel schützt, und nach der Schlacht als Becher beim Siegesschmause dient. O, seien Sie nicht pedantisch! Soll ich auch bei Ihnen das Vaterland noch vermissen?“

Wie gelehrig die Frauennatur doch ist! Die große, erhabene Delphine verstand augenblicklich in diesen leichten Scherz einzugehen. Mit schelmisch cokettem Lächeln sagte sie: „Pedantisch will ich sein, aber nicht zu Ihrem Nachtheil. Sie haben mich erschreckt, Sie sind unartig gewesen, deshalb sollen Sie mir den Schuh wiedergeben. Wenn Sie aber artig sind und folgen, so sollen Sie doch ein Andenken haben und sollen — den anderen bekommen.“

Cesar fügte sich gern in diese Pedanterie. Er erfaßte sie wieder beim Knöchel, das er mit einer Hand umspannte und dessen warme Haut er durch den dünnen Strumpf aufmerksam hindurchzufühlen strebte. Delphine aber behauptete, es anders gemeint zu haben, und wollte selbst sich den Schuh an- und den anderen ausziehen; sie sträubte sich mit schelmischem Stolze. Er rang mit ihr; sie war von Natur der Sache die Schwächere und — glitt mit dem Fuße aus. Ungeschickt und doch sehr geschickt stürzte sie, noch immer widerstrebend, von neuem in seine Arme.

Dem moralischen Leser zur Beruhigung ent-

stand in diesem Augenblicke an der Thüre des Hauses Geräusch. Man begehrte um Einlaß. Delphine zürnte, erschreckt zu werden; doch beruhigte sie sich, denn das Begehren konnte ihr nicht gelten. Und dennoch galt es ihr. Nach wenigen Augenblicken trat Ernst in das Zimmer.

Cesar, wüthend wie ein wildes Thier der Tropenlande, riß einen Dolch aus dem Rocke und sprang auf ihn los; aber er war wie zum Steinbilde erstarrt, als er die blassen Gesichter der polnischen Agenten durch die Thür sah.

„Mon dieu! Qu' est ce qu'il y a?“ rief er hastig aus, jetzt ganz der Emissär; und als sie ihm ins Ohr flüsterten: „A Krakau la révolte est éclatée“, — ohne sich zu besinnen, ohne von Delphine Abschied zu nehmen, eilte er mit den Andern fort.

Eine halbe Stunde darauf war er mit Courierpferden nach Krakau abgereist, nachdem er Ernst noch einmal an sein Wort erinnert hatte.

Neuntes Capitel.

Fast eine Woche darauf, — es war Sonntag — als Wagner in seinem bescheidenen Studirzimmer begierig in der Zeitung den Fortgang der Krakauer Ereignisse verfolgte, wurde er plötzlich von einem nicht geringen Schreck getroffen. Er las in dem Blatte, das ein Organ der Regierung war, von einem großen Wechsel, der vor wenigen Tagen von Agenten der polnischen Propaganda erhoben sei. Man hoffte, hieß es, dadurch einen der Quellpunkte der Verschwörung aufzudecken und eine bevorstehende Verhaftung werde das Publikum darüber aufklären, was es aus der freien Entwickelung des sogenannten „deutschen Geistes" für patriotische Bestrebungen zu erwarten habe.

Wagner wußte, daß Niemand anders gemeint sei als er. Ein jäher Schreck lähmte den Welt-

umstürzer; alle seine Glieder zitterten; für einen Augenblick war er keines Nachdenkens fähig.

Der Candidat der Theologie, der Sohn der frommen Pfarrerfamilie, der Privatgelehrte aus der Dachstube wurde auf der Höhe des weltgeschichtlichen Lebens vom Schwindel ergriffen. Die unerschütterliche, ihrer selbst ewig sichere Vernunft war aus den Fugen gerückt, als sie sich dem handfesten Gensd'armen und massiven Festungsmauern, dem ganzen brutalen Apparate der preußischen Reaction feindlich gegenüber sah.

Daß man ihn verhaften, Gewalt gegen ihn gebrauchen, daß man frevelhaft mit roher Hand in die Entwicklung der Geschichte eingreifen werde, das hatte er sich nicht denken können, — er, der mit der polnischen Insurrection durch Pulver und Blei seine Principien verbreitete!

Er hatte geglaubt, die Geschichte mache sich von selbst, und nun er ins Gedränge kam und entscheidend einschreiten mußte, hatte er Kopf und Herz verloren. Die angeerbte krankhafte Gemüthsunruhe überkam den geschichtlichen Geist. Er mußte an Vergangenheit und Zukunft denken. Was hilft alle Dialektik des Verstandes! — Reue kam ihm von dort, Sorge von hier entgegen. Der todte Vater, todt aus Gram am Sohne, lebte auf in

seiner Seele; und die Leiden Aennchens und der Mutter sich vorzustellen, welchen weiten Spielraum hatte dazu seine Phantasie bei den dürftigen, nur durch Verschweigen klagenden Nachrichten, die er von ihnen erhalten hatte! Welchen Eindruck mußte seine Verhaftung auf die Mutter machen. Und doch, er konnte sein gegebenes Wort nicht brechen, die Geschichte nicht im Stiche lassen. Er mußte unaufhaltsam weiter und zwang sich wieder hinauf in die ewig klare Höhe der Vernunft. Er wußte nicht wie vorwärts, und konnte auch nicht rückwärts; Gemüth und Gedanke rissen sein Ich empor und hernieder. Wie im Starrkrampfe sah, hörte, fühlte er Alles, wußte er sich mitten im Leben drin; und doch vermochte er nicht, sich zu regen, nirgends hin aus sich herauszugehen; in fürchterlicher Angst mußte er thatlos verharren, während jeden Augenblick das Verderben über ihn hereinbrechen konnte.

Da brachte der Postbote einen Brief.

„Lieber Ernst!

Die Mutter weiß nicht, daß ich dir schreibe. Sie ist in großer Angst um dich und sehr krank. Sie wollte nie, daß du es wissen sollst; aber den ganzen Winter ist sie so schwach gewesen und hat

Husten und Zahnweh gehabt. Ach! wenn du sie sähest, du würdest erschrecken, wie sie verändert ist. Seit die große Kälte vorüber ist und wir das gute Wetter haben, hatte sie sich ein wenig erholt. Aber da kam der Herr Pastor Striegnitz zu uns und brachte uns Zeitungen, in denen du stehst. Wir haben erst gar nicht glauben wollen, daß du es bist. Es kann ja doch nicht wahr sein, was sie dir nachsagen. Du bist ja immer ein ganz guter Mensch gewesen. Du glaubst gar nicht, was die Leute Böses von dir denken. Lieber Ernst, wenn du es kannst, sieh, daß du es anders machen kannst. Sei nicht böse, daß ich dir das schreibe; du bist gewiß auch nicht glücklich; aber ich bin deiner Mutter zu gut und weiß, daß du es auch bist. Denk an deine Mutter. Mir geht es gut.

Deine Cousine

Anna."

Mit einem Schlage war jetzt der Starrkrampf gelöst, die Macht des klaren Denkens war gebrochen und entfesselt tobten in seiner Brust die unverständigen Gefühle der Natur. Die Thränen, die seit lange nur die Begeisterung nach seinen Augen gedrängt hatte, quollen jetzt aus zügellosem Schmerz in ungedämmtem Strome hervor, — welche

Wollust, ganz dem Schmerze sich hinzugeben, von dem Zwange der Gedanken entfesselt ganz willenlos dem Zuge des Herzens zu folgen! Aufgelöst in natürliches Empfinden ließ er ungehindert seine Thränen strömen; jede Thräne ein Tropfen der Wonne! Er kannte nur noch einen höhern Wunsch; als die Perlen über das Halstuch ihm auf die Brust fielen, dachte er: „o, wären es lieber noch rasche Kugeln des Feindes, die so mein Herz träfen!"

Es ist der Tod durch die feindliche Kugel nicht das einzige, nicht das schwerste Opfer, das die Freiheit fodert! Rasch und wonnig ist die Empfängniß des Gedankens, mit der Menschheit eine neue Zeit zu zeugen; aber schwer und langsam sind die Wehen. Welch schmerzliche Spannung, welch Hin- und Wiederzerren zwischen dem, was durch Liebe und Leben verbunden ist, ehe es zum Bruche kommt zwischen dem Alten und dem Neuen! Und wenn der Bruch geschieht, wie viel Herzen trennt er, durch wie viele geht er mitten hindurch!

Ernst wollte sich einreden: „laß das Herz deiner Mutter brechen, du gehörst nicht dir selbst, du warst verloren in jener fürchterlichsten Nacht deines Lebens; nur dem Gedanken, der dich damals rettete, darfst du leben; du gehörst nur dem Geiste,

der durch dich handelt"; — aber die Schmerzen und Gewissensbisse, die er empfand, übernahm der Geist nicht, der durch ihn handelte! Verzweiflung tobte vernichtend in seinem Herzen. Er fand keinen Ausweg in den Verhältnissen, keine Hülfe in sich, keine befreundete Seele außer sich, der er sich anvertrauen konnte; auf sich selbst allein war er angewiesen, und er selbst war zusammengebrochen. Da brach unwillkürlich der Name über seine Lippen, den er seit Jahren aus Princip nicht angerufen: „Mein Gott, o mein Gott!" — aber schnell antwortete er sich höhnend selber, über den Ton erschreckt: „Mein Gott? Gott soll dir helfen, der nicht ist? Ja, nichts kann dir helfen. Nichts! Und doch, wenn ein Gott mir jetzt seinen Engel zur Rettung sendete —" so brach er in tollen Humor der Verzweiflung aus, „ich wollte an ihn glauben!"

Da pocht es an die Thüre. Ernst im Augenblick gesammelt, seinen Schmerz vor Fremden verbergend, öffnet. Eine ältere Frau fragt ihn: „Kann mein Fräulein den Herrn Prediger sprechen?" Er erklärt sich bereit. Eine tief verschleierte Dame, von anmuthigem, edlem Anstande tritt in sein Zimmer. Als sie sich mit Wagner allein sieht, schlägt sie den Schleier zurück, — es ist Constanze.

Mit bebender Stimme, die ihm unendlich süßer klang, als Delphinens Gesang, denn es war nichts von Kunst darin, redete sie ihn hastig an: „Herr Wagner, diesen unbegreiflichen Schritt von mir werden Sie begreifen, wenn Sie wissen, in welcher Gefahr ich Sie sehe. Ich muß ein paar Fragen an Sie thun, — beantworten Sie dieselben nicht mir, nur sich selber! Sind Sie in diesen Tagen mit einem polnischen Grafen hier zusammen gekommen? Haben Sie bei einem hiesigen Banquier den großen Wechsel erhoben? Haben Sie endlich Schriftstücke der polnischen Propaganda in Händen?"

Ernst erbleichte. Er antwortete nicht, aber sie wußte, daß er das Alles sich selber bejahte. Damit hatte sie die ganze Entschlossenheit ihres Charakters wiedergewonnen. Sie fuhr mit sicherer Stimme fort: „Wenn dem so ist, so droht Ihnen die größte Gefahr. Mein Bruder hat Freunde in Berlin im Ministerium, — man hat ihm mitgetheilt, daß Ihnen die Verhaftung bevorsteht. Er wird Sie nicht retten wollen; durch Zufall, durch List habe ich noch zur Zeit die Entdeckung gemacht. Nur die größte Eile kann Sie retten!"

Wagner wurde jetzt durch die Gewißheit der Gefahr weniger erschreckt, als vorher durch ihre

Ahnung. Mit unerschütterter Ruhe antwortete er dem jungen Mädchen: „Wie soll ich mich retten? Ich kann nichts thun, ich werde Alles über mich ergehen lassen."

„Nein, das dürfen Sie nicht; Sie müssen fliehen, augenblicklich fliehen."

„Fliehen? Wohin? Mit welchen Mitteln?"

„Sorgen Sie nicht dafür. Hier ist meine Chatoulle. Es sind nur ein paar hundert Thaler. Sie werden Ihnen hinreichen, um nach Paris zu kommen. Ich kann Ihnen das anbieten, weil ich weiß, daß Sie mir nicht dafür danken werden: zwischen Menschen, die für dieselbe Gesinnung leben wie wir, versteht sich das von selbst; diese äußeren Mittel haben uns keinen Werth, weder wenn wir sie geben, noch wenn wir sie nehmen. Drum — nur Eile! Augenblicklich entschließen Sie sich! Fort, fort von hier!"

„Ich darf nicht. Ich kann meine gute Sache nicht verlassen im ersten Augenblicke, wo Gefahr an mich herankommt."

„Sie sollen ja Ihre, — unsere Sache nicht verlassen; retten sollen Sie sich ihr! Eilen Sie über die Grenze, warten Sie die Untersuchung ab, vernichten Sie noch jetzt alle gefährlichen Papiere, und, wenn Sie freigesprochen sind, kehren Sie

wieder, — Sie stellen sich dann mit der Welt in ein versöhnteres Verhältniß, — nicht wahr? gehören wieder dem Vaterlande und — Ihren Freunden!"

Bei diesen letzten Worten hüpften wieder einmal ihre Locken; in ihrer neckischen Art schüttelte sie den Kopf, und ein Strahl von Coketterie blickte aus dem Auge, das heute von muthiger Entschlossenheit düster leuchtete.

Verständiges Ueberlegen war Ernst unbequem; er suchte vor sich selbst einen Vorwand dagegen und zwang sich zu heroischem Aufschwunge, indem er antwortete: „Ich kann und kann nicht vom Platze. Sie ahnen nicht, in welche Verwickelungen ich mich verstrickt habe. Ein heiliges Wort fesselt mich. Sie können mich nicht retten, aber Sie können mir helfen. Wenn Sie etwas für mich thun wollen, nehmen Sie diese gefährlichen Papiere an sich. Ich weiß, bei Ihnen sind sie sicher. Und wenn ich ein Unglück haben sollte, händigen Sie dieselben dem aus, der Ihnen das Siegel zeigt, mit dem diese Schriften geschlossen sind. Das ist das Einzige, was ich von Ihnen bitten kann. Wollen Sie es erfüllen?"

Constanze war eifrig dazu bereit; sie trauerte nur, keine größere Gefahr übernehmen zu können,

denn sie ahnte nicht, wie groß schon diese Gefahr war, sie ahnte nicht, welchen Schritt sie gethan, indem sie in das Haus eines Compromittirten ging, das von allen Seiten policeilich umlauert wurde.

Wagner gab ihr das von Cesar ihm anvertraute Packet. Constanze sah die Veranlassung ihres Besuches erledigt, aber sie konnte so noch nicht scheiden. Welche Ueberwindung ihrer mädchenhaften Schüchternheit hatte dieser Schritt ihr gekostet, — all ihr Lebensglück stand auf dem Spiele; sie wollte den entscheidenden Moment nicht verloren geben. Wagner hatte sie mit seiner finsteren Miene empfangen, wie einen bloßen Parteigenossen, ohne die Dame in ihr zu sehen, ohne ihre cokette Andeutung mit einer Herzlichkeit zu beantworten. Sie wußte mit zartem Tacte ihn zu erinnern, daß sie auch zu ihm gekommen als das Mädchen. „Verzeihen Sie eine Frage, Herr Wagner", sagte sie mit tief niedergeschlagenem Blicke, — „es ist das eine Frage, die ich an keinen Mann thun dürfte, und die ich nur an einen Mann wage, der mir mehr werth ist als alle anderen. Herr Wagner, ist es wahr, was mein Bruder Ihnen vorwirft, daß Sie zu der schönen Sängerin, die Sie bei uns trafen, — ein Verhältniß haben?"

Durch diese Frage endlich wurde Wagner auf

die Gesinnung Constanze's aufmerksam gemacht. Er blickte ihr ins Gesicht, und da ihr Auge sich zur Erde senkte, hatte er den Muth, sie länger zu betrachten. Er war schon einmal durch Constanze's liebliche Schönheit überrascht worden, heute aber war er bezaubert von der echt weiblichen Schamhaftigkeit in diesen geistig belebten Zügen. Er erkannte zum ersten male, was das heißt: Jungfräulichkeit. Er gedachte an Delphinens diabolisches Lächeln und dachte, daß Jungfräulichkeit in ihren Zügen nicht wohnte. Der weite Gegensatz dieser beiden weiblichen Wesen wurde ihm jetzt klar. Er mußte sich vor diesem Mädchen schämen, durch jene Dame verdächtigt zu sein, und nach dem, was zwischen ihm und Delphine zuletzt vorgegangen, glaubte er das Recht bei sich, sagen zu dürfen: „Nein, bei Allem, was mir heilig ist, ich stehe außer allem Verhältniß mit dieser Dame, ich habe nichts mit ihr gemein."

„Ich wußte es ja", sagte Constanze, ihn unterbrechend, und, indem sie ihren Kopf wieder emporwarf zu seiner kecken Haltung, dankte sie ihm durch einen Blick, der seelenvoll war, aber so ganz anders als Delphinens seelenvolle Blicke; dieser kam aus einem klaren, tiefblauen Auge, jener aus einem Auge, dessen unbestimmte Farbe er sich nicht

einmal gemerkt hatte, das ihm aber plötzlich entsetzlich unheimlich dünkte. In dem Unterschiede dieser Augen erkannte er erst, daß es Seelen geben kann, die innerlichst falsch sind, und daß hier eine Seele sprach, deren er ganz sicher sein, der er ganz trauen konnte: hier ging ihm auf, hier ist eine Liebe möglich, die weiß, warum sie liebt, die ihrer selbst ewig, ewig gewiß ist!

„Constanze!" seufzte er, durch den fürchterlichen Irrthum seines Lebens erschreckt.

„Nun?" frug sie, ihre Schamhaftigkeit unter neckischem Uebermuth verbergend, aber die Stimmung des Augenblickes war doch zu erschütternd. Es wurde ihr plötzlich so weh. Sie seufzte, nicht um ihm Abschied zu geben, sondern um zu zeigen, wie schwer er ihr wurde: „Leben Sie wohl", und Thränen füllten ihre Augen. „Erhalten Sie sich der Freiheit und denen, die — Sie lieben."

Thränen aus diesen Augen um ihn, und über diese Lippen das Wort „Freiheit", — mußte der Denker daran nicht das Mädchen erkennen, das ihn verstand, das ihn liebte, wie er geliebt sein wollte! In der krampfhaften Stimmung, in der er vorhin, in Verzweiflung niedergeschmettert, einen Gott anrief, fühlte er sich jetzt gen Himmel getragen und glaubte fast abergläubisch, den von Gott

gesandten Engel vor sich zu sehen. In seiner Verlassenheit, von aller Welt verrathen oder verdammt, faßte ihn ein wahnsinniges Entzücken über diese Seele, die ihn liebevoll tröstend kam, daß er vor ihr auf die Knie sank und ihre Hände küssend ausrief: „O, du gottgesandter Engel! Welchen Trost Sie mir in dieser Stunde gewähren, Constanze, das ahnen Sie nicht. Von dem Schmerze, der in meinem Busen wühlt, hat Ihre Seele keinen Begriff. Ich wollte so unendlich lieben, ich bedarf so viel Liebe, und — überall bin ich verrathen!"

Dieser renommistische Ausbruch seines wüsten Schmerzes machte einen tiefen, das Leben überdauernden Eindruck auf dieses Mädchenherz, das, stets von einem ungetrübt heiteren Leben umgeben, nun, wo es zum ersten mal der Glut der Leidenschaft sich erschließt, von solchen, die Grundpfeiler des Daseins erschütternden Stürmen getroffen wird. Bei dem Mitleid, das sie beim Leiden des Geliebten jetzt ergriff, war sie nicht mehr das schüchterne, sondern das liebende Mädchen, das stark genug ist, der Lebensentscheidung entgegenzugehen. „Um Alles in der Welt", bat sie ihn, ihre Hand auf sein Haupt legend, „wenn Niemand Sie liebt, — retten Sie sich für mich!"

„Ich kann's nicht! Ach, wenn Sie wüßten,

was für mich in den Worten liegt: ich kann's nicht!" So rief er aus, indem er sie verließ und sein Gesicht mit den Händen bedeckte: er konnte sich nicht mehr retten. Er war entschieden radical, weil er nichts mehr mit sich anzufangen wußte, weil er ein Banquerotteur war, banquerott mit seinen philosophischen Speculationen, wie die ordinairen Radicalen der freien Gemeinde es waren mit ihren pecuniairen. Er konnte sich nicht mehr retten, er konnte nur noch ein Märtyrer werden.

So ließ er Constanze von sich scheiden.

Zu Hause durch die prächtigen, lichten Zimmer triumphirend einherschreitend, fühlte Constanze ihr jugendfrisches Herz so groß und darum so glücklich, wie sie meinte, daß es noch Niemand in den Räumen dieses reichen Kaufmannshauses gewesen sei. Die peinliche Sorge um eine Nebenbuhlerin war von ihrem Herzen genommen, der Geliebte betete sie an; nur ein tragisches Schicksal trennte sie, und ein Schicksal zu haben, für einen Gedanken Alles thun, Alles leiden können, — darin glaubte dieses lebenskräftige, lebenersehnende Herz die Erfüllung seiner Bestimmung zu finden. Auch dieses Mädchen, ohne daß sie es gewollt hatte, war emancipirt, hinausgetragen über die Gesellschaft, um die Entscheidung über sich selbst — sich

selber zu bewahren. Dieses Bewußtsein des echten Mädchenstolzes gab ihr Kraft, dem Vermeidlichen die That entgegenzusetzen, das Unvermeidliche mit Fassung zu tragen.

In Wagner's Brust tönte das „ich kann's nicht!" fürchterlich wieder. Noch nie war ihm sein Untergang, seine Unfähigkeit zu leben, so klar geworden, als jetzt, wo ein neues Glück ihm lächelte. Aber je mehr er erkannte, daß das erst sein wahres Glück sei, um so mehr mußte er den Contrast fühlen zwischen dem Heroismus dieses reinen Kindes und der wüsten Verzweiflung seiner zertobten Seele; um so mehr mußte er fühlen, daß er — er, der Denker, der Apostel des Geistes, der Idealist, der mehr auf sich selber gab als auf die ganze Welt, daß er jenes kindlichen Herzens nicht mehr würdig sei! Er mußte untergehen! Nur noch Eins konnte er thun: untergehn mit Brillantfeuer. Den Funken wollte er in eine Pulvermine werfen, um sich selber mit Eclat in die Luft zu sprengen.

Die polnische Insurrection hatte unterdeß eine traurige Wendung genommen. Es ist bekannt, wie die Erhebung der galizischen Bauern, die dem Krakauer Unternehmen den Ausschlag geben sollte, für die Sache der Regierungen in die Wagschale

fiel. Krakau war so gut wie verloren und die ganze Conspiration war es, wenn nicht an irgend einer andern Stelle die Flamme von neuem aus dem Boden schlug. Es cursirten allerhand Gerüchte; bald war Lemberg von den Insurgenten besetzt, bald sollte in Posen der Aufstand losbrechen, bald stand ganz Preußisch-Polen in hellen Flammen. Was man wünscht, glaubt man so gern; und Wagner vermochte für Augenblicke eine ganze neue, herrliche Zukunft auf solchen Glauben zu setzen. Eben war das Gerücht angekommen von einem Reitergefecht, in dem die Polen gesiegt hätten; die Radicalen waren wüthend, daß „das Volk" die Truppen aus der Stadt nach der Grenze ziehen ließ; dem Polen hatte er das Wort gegeben, die Aufregung zu steigern, womöglich zum Ausbruch zu leiten, — er wollte das Seinige thun. Alle Sonntage Nachmittag hatte die freie Gemeinde in einem großen Saale eine Versammlung, die von dem großen Publikum stets zahlreich besucht wurde. Wagner hielt jedesmal eine Rede; diesmal sprach er, auf das Gerücht von seiner Verhaftung und der Aufhebung der Gemeinde sich beziehend:

„— Der Ruf des Geistes hat uns zusammengeführt und verbunden; nach der Wahrheit ringen wir mit der ganzen Anstrengung unseres Daseins,

mit dem besten Willen unseres Herzens, dem besten Wissen unserer Ueberzeugung; unser Ziel ist die ewige Vernunft, unser Weg der untrügliche Gedanke —, und nun tritt uns der Gegner dazwischen mit ganz anderen Gründen, mit der Logik der Sergeantensäbel und der Bajonette."

„Du großer König, der du auf Sanssouci mit den geistreichen, witzelnden Genies dir einen neuen Zeitgeist nach deinem Sinn zurechtstutzen willst, fühlst du nicht, wie wenig groß es ist, mit solchen Waffen den Kampf des Geistes zu entscheiden, — wie der böse Feind, der die göttlichen Saaten darniederschlägt!"

„Nun denn, wohlan! Du bietest uns den Kampf, wir nehmen ihn auf. Hier stehe ich, ein einsamer, armer Mann, ich habe nichts als den Geist, meine Feder und das Wort; du — ein Heer von Tausenden von Schwertern. Ich — den Geist, du — das Commando! Ich fodere dich zur Schlacht!...."

„Brause, Gott, mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille", so citirte Wagner den Dichter und schloß: „Reißt die Kreuze aus der Erden, sie sollen alle Schwerter werden!" — aber wenn er diese Rede für den Zünder oder seine Versammlung für eine Pulvermine hielt, so irrte er sich.

Es blieb mäuschenstill; Alles war vor Schreck und Angst versteinert; zwei oder drei Stimmen, die exaltirt Bravo riefen, zeigten nur, daß die ganze andere Versammlung schweigen wollte, und hatten keinen anderen Erfolg, als daß sie von dem anwesenden Policeibeamten notirt wurden.

Wagner war von fiebrischem Schwindel erfaßt, als er so sprach; bei dieser Lautlosigkeit schrak er plötzlich daraus auf und fühlte sich auf festem Boden, — auf dem Boden der verhaßten Wirklichkeit. Matt von dem Schrecke des Erwecktwerdens, wünschte er nichts, als daß sogleich der Policeigensd'arm ihn der Sorge für sich selbst überhöbe. Mechanisch griff er nach dem Hute, der neben ihm auf dem Tische stand, und in den aus der Versammlung Zettel mit den Fragen, die zur weiteren Debatte anregen sollten, eingesammelt waren. Ohne zu verstehen, was er sprach, verlas er dieselben; plötzlich stockte er: „Ich muß um unserer Liebe willen —", so hatte er vorgelesen, und sah daß es weiter hieß: „— dich noch heute bei mir sprechen. Ewig die Deine." Er wandte die mit goldenem Schnitt gezierte Karte um, — es war Delphinens Visitenkarte.

Der Philosoph hatte Delphinen sehr unrecht gethan, als er ihr vorwarf, sie sei verständig.

Was er an ihr nicht begriff, war eben, daß sie genial, daß sie durch und durch —, aber auch nur Poesie war. Sie war nur aus ihrer Kunst zu begreifen. Von ihr mußte man sagen, daß sie nicht nur durch die Musik ihre Seele ausdrücke, sondern daß ihre Seele selbst ganz Musik war. Der Inhalt der Musik ist ein unbestimmtes, namenloses Fühlen, ein überschwängliches Sehnen; den Gegenstand dieses Gefühles aber erfaßt sie nicht, das Ziel ihrer Sehnsucht kann der Ton nicht bezeichnen. Wie das Herz gestimmt ist, ob Freude oder Schmerz, Haß oder Liebe, Heiterkeit oder Schwermuth darin wohnen, das kann die Musik schildern; warum aber und wofür das eine oder das andere, ob für Gott oder Menschen, für einen Geliebten oder einen Freund, für diesen oder für jenen, das spricht der bloße Klang nicht aus. So ließ Delphine alle Stimmungen auf sich eindringen, die ganze Skala der Gefühle stieg ihre Seele auf und nieder; sie kannte nur eine Sehnsucht und nur ein Recht, nach der Poesie zu haschen, wo sie sich ihr bot; sie war dabei naiv genug, jede ihrer Stimmungen für ewig zu halten und gab sich der Liebe und Leidenschaft jedesmal mit aller Excentricität hin. Sie ahnte nicht, daß das Wort etwas Wirkliches geworden war, das blieb, wenn

ihre Stimmung verblüht war; und wenn sich dann das Recht der Realität gegen sie geltend machte, dann kannte sie keine Rücksicht, die Prosa von sich zu stoßen; dann kannte sie keine Scheu, nach den Hausmitteln der weiblichen List, nach Lüge und Intrigue zu greifen. Daher ihre Herzlosigkeit bei aller Empfindsamkeit, daher die kleinliche Falschheit bei jener Hoheit der Leidenschaft!

Die erste unklarste Gestalt hatte jene überschwängliche Sehnsucht gefunden in der Liebe zur seligen Mutter. Dann schwärmte sie für Horn seines tragischen Schicksales, für Cesar seiner schönen Augen wegen, bis Ernst den Preis davontrug, weil beides, Augen und Schicksal, ihn interessant machten.

Als sie aber diesen nur einer langweiligen Schwärmerei für die Menschheit fähig fand, war sie von ihrer eigenen enttäuscht. Alle ihre Sehnsucht war wieder entfesselt; durch alle Regionen schwärmte ihre Seele haltlos einher, wie ein Stern, der aus den Himmeln gefallen; sie wollte bald nur der seligen Mutter, bald dem todten Horn angehören, bald dem lebendigen Cesar, welcher bei seinem überraschenden Erscheinen durch das tragische Schicksal, das er sich nun auch angeschafft hatte, ihre ganze pathetische Theilnahme gewann und durch

seine romantische Frivolität ihre Sehnsucht nach idealisch hoher Glückseligkeit, ohne sie erfüllen zu können, aufs Höchste gespannt hatte.

Wie Ernst in seiner Art, so in anderer lechzte sie nach der eigenthümlichen Wollust einer tragischen Katastrophe, und da Ernst ihr näher war als Cesar, so hing ihre musikalische Sehnsucht sich wieder an ihn an. Als sie am Sonntage von der Gefahr hörte, die ihm drohe, war sie in erotischem Heroismus über alle Rücksichten hinweggesetzt; das Mitleid mischte sich zur Liebe; sie ging, um ihren ernsten Willen zur Versöhnung ihm zu bezeigen, in die Versammlung der freien Gemeinde und, die kleine Intrigue so liebend, nahm sie die Gelegenheit wahr, beim Einsammeln der Fragezettel in seinen Hut ihn durch ein Billet-doux zu überraschen.

Ernst war auf seiner weltgeschichtlichen Höhe so bange wie einem Kinde, das von der Mutter verlassen ist. Er fühlte sich sinken, und in verzweifelter Hast griff er danach, wo sich der Schein einer Stütze ihm zeigte. Den großen, ewig ruhigen Geist hatte all das naturwüchsige Leben und Bangen des Liebesverlangens erfaßt. Er kannte nur noch eine Angst: wenn er nur auf dem Wege zu ihr nicht verhaftet wurde!

Mit pochendem Herzen, mit fliegendem Athem überschritt er ihre Schwelle. Sie erwartete ihn schon an der Thüre. Wie in der schönsten Blütezeit ihrer Liebe warf sie sich ihm um den Hals, strahlend von Schönheit, glühend von Leidenschaft. Sie brauchte nur zu sagen: „Mein Geliebter — es war nur unglückseliges Misverständniß — du bist doch nicht böse", — und er hatte wieder alle Zweifel vergessen. Ihre Liebe war ihm so sicher wie sein eigenes Dasein. Was man wünscht, glaubt man so gern, und Wagner konnte an Untreue nicht glauben, weil sie seinem eigenen Herzen so fremd war.

Delphine war eine gelehrige Schülerin; sie hatte Cesar's Lection schnell anwenden gelernt. Gleich den Tag nach seiner Abreise hatte sie den Friseur gerufen und ihr reiches, schwarzes Haar in Locken arrangiren lassen. Cesar's Gedanke war sehr treffend gewesen: die schlanke Knospe war dadurch zur vollen, üppigen Blume entfaltet. Die Züge des Gesichtes waren belebter, das Auge strahlend, die Haltung des Kopfes majestätisch, das Lächeln triumphirend in dem Bewußtsein ihrer Unwiderstehlichkeit, und auch unter diesem holden Lächeln tauchte jenes diabolische hervor, zu dem lüsternen Verlangen reizend, es ganz in Liebe hinschmelzen

zu sehen, — sie war eine brillante, eine dämonisch verlockende Schönheit.

Es war ein kostbares Glück, das dieses große Antlitz verhieß, aber ein ganz anderes als das edle, sichere Glück, mit dem die Seele, die aus Constanze's Augen sprach, beschenken konnte; diese Seele begehrte ein rastlos zu erhaschendes Glück und lockte, mit ihr es im Strudel verzehrender Leidenschaft zu suchen.

Ernst ließ sein Ich, das ihm selbst so zur Last war, von diesem bezaubernden Anblicke fortreißen. Obgleich er wußte, daß sie seinem Geiste fremd war, obgleich er sich nicht mehr beantworten konnte, warum er sie liebe, — es war ihm so unendlich bang, ein fürchterlicher Schmerz drückte sein Herz, nur die Liebe konnte ihn erlösen. Mochte seine Leidenschaft vor der Vernunft sich rechtfertigen lassen oder nicht, mochte sie Geist oder Natur, Wahrheit oder Täuschung sein, er mußte, wenn auch nur für den Augenblick, erlöst werden, und diese Erlösung dünkte ihm unendliche Wonne.

Er saß neben ihr und berauschte sich absichtlich in dem Anblick ihrer Schönheit. Er küßte ihr die Hände; sie strich die Haare ihm aus der Stirn. Er drückte sie an seine Brust; sie schwur ihm unter glühenden Küssen ewige Liebe, ewige Treue.

Er kannte nur ewige Liebe und er traute ihren Schwüren wieder wie seinem eigenen Selbst. Er fühlte sich wieder unerschütterlich fest in der Harmonie mit ihr, und es mochte geschehen, was da wollte, er konnte jetzt Alles tragen in dem Gedanken an die ihrer selbst ewig sichere Liebe.

Aber diese Liebe war nicht mehr das in sich ruhende Bewußtsein des geistigen Bundes, es war der Drang eines zusammengepreßten Herzens, seine Leidenschaft auszuströmen, sich selbst verlierend, an ein anderes Wesen sich hinzugeben.

In der Unendlichkeit des Gefühles verloren sie die Worte. Schweigend saßen sie nebeneinander. Aber das Schweigen, in dem sie den Tact ihrer Herzen und das Stocken des Athmens hörten, erhöhte ihre Verwirrung. Delphinens Wangen, die sonst stets bleich gewesen, glühten. Sie kam Ernst so zauberhaft sonderbar vor, wie er sie noch nie gesehen. Er fürchtete sich vor ihr, als wäre sie ihm ganz fremd. In seiner Verwirrung stand er auf und trat an das Fenster, seine heiße Stirn an den feuchten Scheiben zu kühlen. Er erschrak, als er daran dachte, daß man so seine Gestalt draußen erkennen könne, und trat zurück. Delphine war ins Sopha zurückgesunken, die Hände über das Gesicht deckend. Er hörte sie seufzen und frug,

ihre Hand ergreifend, mit dem Tone innigster Zärtlichkeit: „Was fehlt dir, Geliebte? Bist du ermüdet? Ich will gehen und dich schlafen lassen.“

„Nein, bleib hier“, sagte sie, zutraulich sich an ihn lehnend, mit schlaftrunkenem Blicke. „Ich will noch nicht schlafen. Ich schlafe so ungern, denn ich träume so viel — von dir!“

„Von mir? Doch nichts Böses?“

„Nein, nur Liebes“, lispelte sie heimlich; „— im Traume wenigstens bin ich glücklich in deiner Liebe.“

Bei diesen Worten schlüpfte ein Lächeln um ihren Mund, das die Ueberlegenheit bezeugte, die sie über ihren schüchternen Amoroso hatte. Sie besaß eine schnelle Fassungsgabe für das praktische Leben und hatte schnell gelernt, gegen Ernst die Rolle zu spielen, die Cesar neulich gegen sie gespielt.

Ernst dagegen verlor mit der Deutung jener Worte die Macht über sich selbst; wie von einem elektrischen Schlage getroffen, lehnte er bewußtlos an ihrer Schulter; der weiße Battist war scheuer als sie selbst und floh vor seiner Berührung; seine Wange ruhte auf einer marmorweißen, lebenswarmen Schulter; seine Lippen bedeckten einen wogenden Busen mit glühenden Küssen. In wonnevoller Willenlosigkeit ließ er sich zu ihren Füßen nieder-

sinken. Bebend umklammerte er ihre Knie. Als wolle sie ihn abwehren, streckte sie ihm die Hände entgegen und ließ sie wie segnend auf sein Haupt sinken. Flehentlich erhob er sein Auge zu ihr, — welchem Blicke begegnete er da. Ein stiller, süßer Wahnsinn schwamm in dem matten Glanze ihrer weitgeöffneten Augen; Wonne und Angst, Verlangen und Bangen, Flehen um Liebe und Flehen um Schonung tauchten daraus hervor.

„O, sieh mich nicht so an!" rief Ernst von diesem Wahnsinn angesteckt; einst hatte er zwar diesem Blicke widerstanden, damals als er in Berlin in der Nacht vor Horn's Tode, vermeintlich auf immer, von Delphine Abschied nahm; damals aber fesselten ihn noch Pflichten und das Leben lag noch vor ihm; jetzt aber hatte er nichts mehr vor sich; für ihn gab es keine Sünde.

„O, sieh mich nicht so an, ich weiß nicht, was ich thue", rief er, als der Basiliskenblick noch immer dämonisch auf ihm ruhte. Er hatte keine Kraft mehr, zu widerstehn; in wonniger Angst barg er sein Gesicht in ihrem Kleide. Leise wie ein Athemzug hauchte ein Kuß auf seinen Scheitel. Muthig entflammt von diesem Glutwehen sprang er auf —

— „Mein Gott, was war das?"

— „Was ist das?“

— „Aufgemacht! Im Namen des Gesetzes!“

— „Sind Sie Herr Ernst Wagner?“

— „Der bin ich.“

— „Sie sind mein Gefangener.“

Und drei Herren in blauen Röcken mit rothen Kragen führten Ernst aus den Armen der Braut in die Einsamkeit des Untersuchungsarrestes.

Am anderen Morgen traten Policeibeamte in Hermann's Haus und durchsuchten Constanze's Zimmer. In ihrem Bette, unter dem Kopfkissen verborgen fanden sie das von Ernst ihr anvertraute Packet.

Man hatte sie beobachtet bei ihrem Besuche in Wagner's Wohnung, und sie trug von ihrer aufopfernden Liebe nichts davon als die Schande vor der Welt und in sich selbst den Schmerz, von dem Geliebten betrogen zu sein, denn es war ein öffentlicher Scandal, daß Wagner bei seiner Verhaftung in den Armen der Schauspielerin gefunden war, — eine Ungalanterie, die die Policei sich absichtlich zu Schulden kommen ließ, um ihre Gegner moralisch zu discreditiren.

Die Papiere, die man Constanze abnahm, ent-

hielten Schriftstücke, die Ernst Wagner als Mittelpunkt der Verschwörung darstellten und ihm wegen Hochverraths und Verschwörung zum Umsturz der Staatsverfassung eine Strafe von zwanzigjährigem Festungsarrest zuzogen.

Delphine verfiel über den Schreck an jenem Abende und aus Aerger über ihre compromittirte Ehre in ein nervöses Fieber.

Als sie nach mehreren Tagen aus dem bewußtlosen Zustande des Phantasirens erwachte, fand sie in ihrer Nähe außer der gnädigen Frau Generalin einen Lakai, den diese zur Unterstützung ihrer Pflege im Zimmer litt.

Als Delphine sich einigermaßen zu erholen anfing, und sie gerade von ihrer Pflegerin verlassen war, fühlte sie auf ihrer Hand, die sie über das Bett herabhängen ließ, glühende Küsse.

Erschreckt und empört wandte sie sich um, aber — sie zog die Hand nicht zurück, denn sie erkannte an den stechenden Augen unter der königlichen Stirn den verkleideten Grafen Cesar.

Er hatte sich, eine leichte Verwundung am Arme als gefährlicher vorschützend, denn sie wirklich war, aus der Insurrection davon gemacht und suchte in dieser Verkappung bei Delphine die Zu-

fluchtsstätte, die sie — natürlich nur der Nothwendigkeit nachgebend — ihm gewährte.

Als er einige Zeit darauf von einem Ausschusse der Propaganda aufgefordert wurde, Rechnung über die von ihm verwalteten Hunderttausende zu geben, bedauert er, daß die detaillirten Ausführungen seiner Ausgaben sich unter den bei Ernst Wagner's Verhaftung mit Beschlag belegten Papieren befänden!

Der reformatorische Probst mit der Lutherstatur, über die Predigt, in der er mit so viel Selbstgefühl die Göttlichkeit Christi bezweifelt hatte, vom Consistorium zur Rede gestellt, bot Alles auf, um nicht mit den Aufwieglern, mit den Leuten ohne Sittlichkeit und Gottesglauben verwechselt zu werden. Er hielt eine Predigt: „Christus über Alles! Jesus Christus heute und Jesus Christus gestern und derselbe auch in Ewigkeit!“ Er hatte sich damit restaurirt vor der Regierung und vor der guten Gesellschaft.

Kommerzienrath Hermann, um eine gleiche Verwechselung seiner Person zu vermeiden, gab eine neue Champagnerfête, bei der an der Spitze der Tafel der Oberpräsident der Provinz saß. Er

brachte auch heute wieder einen Toast, in dem er diesmal sich berief auf die „wahrhaft königlichen Worte: Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition.“ „Auch wir“, so fuhr er fort, „wollen das Recht Polens, wollen eine Constitution für Preußen. Aber wir wollen es nicht durch die Revolution, denn wir wissen, wenn wieder einmal Gefahr von außen drängt, wenn wieder einmal die eisernen Würfel fallen auf das rothe Feld der Schlachten, dann wird man von selbst sagen: hier, Preußen, eure Constitution! hier, Polen, euer Recht!“

Ein Jahr darauf, in Folge der Abtretung Krakaus an Oesterreich, machte Kommerzienrath Hermann Bankerott und — gab keine Champagnerfêtes mehr.

Fünftes Buch.

Golgatha.

Erstes Capitel.

„Deine Mutter ist todt. Der Doctor sagt, sie hat die Auszehrung gehabt; die Leute sprechen, sie sei am gebrochenen Herzen gestorben. Dein Name war ihr letztes Wort. Ihr sehnlichster Wunsch war immer, dich zu sehen. Je näher sie dem Tode kam, um so sicherer glaubte sie, es würde besser mit ihr. Oft nach deinem letzten, langen Briefe sagte sie, ich habe ihm so viel zu sagen und muß ihm einen langen, langen Brief schreiben. Aber wenn ich ihr Papier und Feder gab, war sie immer so angegriffen und sagte: es wird mir bald wohler werden, ich will noch ein paar Tage mich stärken, dann werde ich ihm besser schreiben. Drei Tage vor ihrem Tode weckte sie mich Nachts, als wir schon eine Weile geschlafen hatten. Ich fand sie im Bette aufrecht sitzend, sehr aufgeregt und im Fieber. Sie küßte mich und sagte zu mir: liebe Anna, ich glaube doch,

du wirst mich nicht mehr lange behalten. Ach! und mein Sohn. Was habe ich ihm noch zu sagen, aber ich fühle, daß ich ihn auf dieser Erde nicht mehr wiedersehe. Schreibe du ihm, sagte sie zu mir, schreibe ihm, wenn ich auch gestorben bin, daß wir uns noch sehen müssen, daß es mit diesem Leben nicht zu Ende sein kann. Jetzt erst, wo wir uns trennen sollen für diese Zeitlichkeit, hat er es mir offenbart, wie wir eines Geistes waren, und jetzt erst möchte ich ihm offenbaren, wie wir uns verstehen, und lieben mußten. Ach, im Leben kommt ja die Seele nie zu voller Klarheit und kann sich nie in voller Reinheit zu erkennen geben. Tausend Schranken und tausend Störungen hindern sie daran, und nun, wo alle diese Hindernisse fallen, wo die Seele die irdischen Banden abstreift, muß nicht jetzt erst das Leben beginnen, wo der Geist frei ist, wo wir uns verstehen und lieben können? O, wir müssen uns ja noch finden! Können Zeit und Raum, ein paar Tagereisen und todte Mauern die Geister von einander reißen, die sich erkennen und versöhnen wollen? Schreib ihm das; er wird es auch noch fühlen, daß wir nicht sterblich sind. Das muß man lernen; die Liebe lehrt es uns, und er hat noch nicht geliebt! Er macht noch eine schwere Schule durch, aber er wird es lernen! — Es schlug

gerade Mitternacht; sie verfiel in Phantasien und hat seitdem nur noch wenige lichte Augenblicke gehabt. Noch einmal rief sie aus: Oben, oben, da ist die Erfüllung, das Heil und das wahre Leben! Dann schlief sie ein und verschied.

Lieber Ernst, ich habe mir den Auftrag deiner Mutter Wort für Wort gemerkt und habe es gewiß richtig ausgerichtet. Tröste dich mit Gott und mit der Hoffnung auf das Wiedersehen.

Deine dich liebende Cousine

Anna."

Das zweite Jahr nach dem Krakauer Aufstande ging zu Ende, als Ernst Wagner diesen Brief aus den Händen des Gefangeneninspectors erhielt.

Zwanzig Jahre sollte er die Einsamkeit ertragen und wie war er schon unter diesen zweien zusammengebrochen!

Der Denker kannte kein Interesse, keinen Zweck des Lebens, als einzig seine abstracten Gedanken. Erst hatten seine Gedanken ihn um die Welt betrogen; jetzt betrog ihn die Welt um seine Gedanken. Der Glaube an die Idee war in ihm zusammengebrochen; er war an seinem Denken, an sich selbst irre geworden. Er, der sich ganz dem absoluten Zweck außer sich geschenkt hatte, fand nun in sich keine Spur von frischer Kraft, von

heiterem Gefühl des Lebens. Sobald er in sein individuelles Dasein zurücksank, war er das Nichts.

Ueber ihm in der Zelle saß ein junger Lieutenant, der bei einem politischen Disput im Weinhause einem Bürger den Degen durch den Leib gerannt hatte. Was war das für ein lustiges Blut! Von früh bis spät pfiff und sang er, dann tanzte er, dann voltigirte er über die Meubel, und warf diese durcheinander, daß Ernst durch die feste Stubendecke hindurch es dröhnen hörte. Wenn sie zusammen durch den Festungshof spazieren geführt wurden, unterhielt er sich mit der Wache, brachte sie durch seine Scherze aus ihrem amtlichen Ernste und war selbst keinen Augenblick niedergeschlagen oder gelangweilt.

Der Theologe saß in stillen Wahnsinn versunken auf seiner Zelle. Die Bücher widerten ihn an. Um zu schreiben, vermochte er aus dem wüsten Drängen seiner Gefühle keinen klaren Gedanken zu erfassen. Ja, zu denken wagte er nicht mehr; seine Gedanken konnten ja nur Zorn und Wuth in ihm aufregen über die Menschen, die dem Manne der Wahrheit ein solches Schicksal bereiteten oder es duldeten; und diesen Zorn und diese Wuth, wenn er sie zwanzig Jahre lang in seinem Herzen verschloß, mußten sie nicht sein Leben verzehren, oder

ihn zum Wahnsinn treiben? Ohne Lust und ohne Interesse brütete er sein Dasein dahin, — ein vegetirender Leichnam.

Nur ein Gefühl regte sich in ihm noch und verknüpfte ihn mit dem Leben, — die Liebe, die Liebe zu seiner Mutter und zu Delphine.

Er fühlte es jetzt, wie erzwungen die Harmonie war, in der er sich lossagte von der Liebe zur Mutter, um der Idee zu folgen. Jetzt, wo die Fesseln abfielen, die sein Herz gebunden, jetzt fühlte er erst, wie schwer sie gedrückt hatten. Wie wohlthuend war es ihm, an die Frau zu denken, die ihn liebte, wenn er auch nicht vergessen konnte, daß er ihr nur Schmerz machte, — wohlthuend war es schon, zu wissen, daß es ein Herz gab, das um ihn Schmerz empfinden konnte! So hatte er sich gedrängt gefühlt, das Band der Liebe, das er zerrissen, mit ihr wieder anzuknüpfen. Er bat sie um Verzeihung für die Betrübniß, die er ihr gemacht; er schilderte in seinen Briefen, wie ein politisches Verbrechen nichts Entehrendes sei, wie es unter jenen Verhältnissen gerade den Mann und den Charakter bezeichne.

Zwei mal antwortete ihm die Mutter mit Milde, aber zurückhaltend. Er drang mehr in sie, dem Sohne, der Alles verloren, nicht auch ihr Gemüth

zu entziehen und ihm ihre Verzeihung zu schicken. Da erhielt er einen Brief, worin die Mutter ihm ihr Gemüth ganz enthüllte. Aber wie erschrak er: sie war fromm, pietistisch fromm geworden! Sie habe nie mit ihm gezürnt, schrieb sie, allein was könne ihm ihre Verzeihung und Versöhnung helfen; er bedürfe ganz anderer Besserung und Tröstung, — des Glaubens. Ohne Gott, sagte sie, ist ja doch kein Halt und ohne Christum kein Heil im Leben.

Dieser Gedanke war für den Atheisten furchtbar, daß die Seele, die er sich ganz gleichartig geglaubt hatte, von ihm abfallen konnte. Er hatte gehofft, die Wahrheit, für die er im Kerker schmachtete, werde indeß draußen um sich greifen und das Zeitalter des modernen Bewußtseins mehr und mehr heranreifen; und nun muß er eine edle, wahrheitliebende Seele so in den Aberglauben zurück sinken sehen. Jetzt galt es, die Macht der Wahrheit prüfen und seine Mutter ihr erhalten. Er schrieb ihr einen Brief, in dem er seine ganze Lebensanschauung und das innerste Wesen seines Geistes ihr entfaltete. Was viele, und zwar die bedeutendsten sowol als die unbedeutendsten Menschen nicht kennen, darauf war unser Schwärmer stolz, jenes eigenste Innere des Ich, das sich im Leben nicht geltend macht und wohin die Macht

der Welt nicht dringt, das sich nur Seele gegen Seele offenbaren kann. Dieses sein ursprünglichstes Wesen, das er bisher nur Delphine mitgetheilt hatte, entdeckte er seiner Mutter. Er entdeckte es ihr jetzt, daß es ihre Sehnsucht und ihre Hoffnung auf Glückseligkeit gewesen sei, die er habe erfüllen wollen. „O meine Mutter", schrieb er, „die sanfte Wehmuth deiner Blicke war es, die mich hinaustrieb in den Kampf der Welt, um dir zu Ehren etwas Großes zu thun, um dir und mir eine freie geistbelebende Existenz zu erschaffen. Und nun ich besiegt bin von der Feigheit und der Niederträchtigkeit, nun soll ich auch dir fremd sein, meine Mutter? die That, die dein Geist geboren, willst du nicht erkennen, sondern verfluchen? O, und nicht nur mich gibst du auf, dich selber hast du verloren. Du willst die Foderung deines eigensten Wesens von dir werfen, weil du nicht die Kraft hast, sie von der Wahrheit erfüllt zu verlangen, und nicht den Muth, der Verzweiflung entgegenzusehen? Du willst nichts mehr wissen von der Wahrheit in dir, da du zu schwach bist, sie zu ertragen, und wirfst dich der Lüge und Selbsttäuschung in die Arme? Zürne mir nicht, theure Mutter, daß ich so zu dir rede; ich kann hier nicht mit halben Worten das Halbe sagen, wo es sich

um mein ganzes Sein handelt. Sei noch einmal stark und frei und laß mich Geist gegen Geist mit dir reden, die volle Wahrheit! Sein oder Nichtsein! Mensch, ganz und allein Mensch oder Nichts! Der Mensch ist sich das Maß seiner selbst und das Maß der ganzen Welt. Bist du wahr und stark, so gib dich den Bedürfnissen und Foderungen deines Geistes hin, und will die Welt sie nicht erfüllen, so erzwinge sie von ihr. Die Wahrheit über Alles! Immerhin verzweifeln, und wär's bis zum Selbstmord, nur nicht sich selbst betrügen! An Gott glauben, um am Menschen zu verzweifeln, das ist der Abfall von der Tugend, die Sünde gegen sich selbst. Lieber untergehen für die Wahrheit, als bestehen durch die Lüge!"

Viele Wochen darauf erhielt er von der Cousine die Nachricht, daß die Mutter an einem Nervenfieber schwer darniederliege. Sie genas von demselben; aber sie erholte sich nicht mehr so weit, daß sie an den Sohn zu schreiben vermochte. Zehn Monate kränkelte sie noch in beständiger Hoffnung auf Besserung, endlich mit dem Nahen des Frühjahrs rückte ihr Ende heran und sie trug ihrer treuen Pflegerin die Antwort an den Sohn auf, die er mit der Anzeige ihres Todes erhielt. „Die Leute sagen, sie sei am gebrochenen Herzen gestor-

ben“, so hatte Aennchen ihm die Ursache ihres Todes sanft und doch merklich genug bezeichnet. Der Kampf des Glaubens gegen die Macht des Gedankens hatte ihren Leib mit ihrer Seele geknickt.

„Lieber untergehen für die Wahrheit, als bestehen durch die Lüge“, dieser Gedanke sollte den verwaisten Sohn über seinen Schmerz erheben, aber er stand nur wie Hohn vor seiner Seele.

Vierundzwanzig Stunden — welche Ewigkeit und welch kleiner Theil seiner Gefangenschaft! — hatte er in dumpfem Dahinbrüten vollbracht. Da erhielt er einen neuen Brief, den er selbst vor acht Tagen abgeschickt hatte, von der Post zurück. Der Brief war an Delphine.

„Du und meine Mutter“, so hieß es darin, „ihr seid mein Alles, mein Letztes, das mir das Leben stützt. Meine Mutter ist mir entfremdet. Und du —? um meiner Seele willen, warum läßt du mich nichts von dir wissen? Seit sechs Monaten weiß ich nicht, wo du bist; endlich hat es mir ein Zeitungsblatt verrathen, wo mein Brief dich findet. Delphine, meine Delphine, ist es denn möglich, daß du mich vergißt? Wenn ich es nur denken könnte, dann wollte ich es tragen, aber das kann ich nicht denken; das will nicht hinein in meinen Verstand. O! jener Blick, der mich an

unserem letzten Abende zu deinen Füßen traf, der hat all meine Gedanken an dich gezaubert, meines eigenen Haltes mich beraubt, all meine eigenen Lebenskräfte mir ausgezehrt. Immer steht er mir vor der Seele, bald so groß und streng, so zauberhaft schrecklich, als wollte er mich vernichten, daß ich die Hände vor die Augen schlage; aber immer sehe ich ihn doch, denn er lebt in meinen Sinnen selbst. Wenn ich dann aber sein und dein Angedenken verzweifelt aus der Seele reißen möchte, dann ist dieser Blick mit einem male so sanft und flehend, so bezaubernd liebreizend, daß ich niedersinke auf den Boden, um deine Knie zu umfassen und dich zu bitten um mein Dasein. Wenn ich dann denke, daß du, die letzte Stütze meines zusammenknickenden Lebens, von mir weichen könntest, dann muß ich mich platt auf die Erde werfen und wünschen, der Grabhügel verhinderte mich, je wieder aufzustehen. Rette mich! Rette mich! Gib mir nur ein Zeichen von dir; sage mir nur, daß ich leben soll! sonst vermag ich's nicht mehr, sonst hast du mir das Herz gebrochen."

Diesen Brief erhielt der Verfasser zurück, unerbrochen, mit der Bemerkung auf dem Couvert: „Von Adressatin nicht angenommen. Retour an Herrn Ernst Wagner in ... auf dem Donjon."

Es war also doch möglich, was er nicht hatte denken können. Er mußte mehr lernen, als er denken konnte! Als er den Brief jetzt las, da fühlte er, was es hieß: „die Mutter ist am gebrochenen Herzen gestorben.“

Als er so in wüstem Schmerze vor sich hin stierte, fiel plötzlich unter seinem Fenster ein Schuß. Bei seinem krankhaft nervösen Zustande fuhr er erschreckt zusammen. Kurz darauf fiel ein zweiter Schuß, ein dritter und so fort. Die Officiere der Besatzung hielten im Festungsgraben eine Uebung im Pistolenschießen. Der einsame Gefangene wurde der ersten unwillkürlichen Erschütterung seiner Nerven bald Herr; der Druck jedes neuen Schusses traf ihn erwartet. Als nach einer guten Stunde das Schießen aufhörte, wurde es ihm bald wie ein Mangel; die Aufregung seiner gereizten Nerven harrte fortwährend auf den niederschlagenden Druck eines Knalls. Er suchte sich an die gleichmäßige Stille zu gewöhnen, aber die Empfindung einer dauernden Unbefriedigtheit und Erwartung blieb in ihm haften. In seiner Einsamkeit, in der er an nichts zu denken wagte, weil aus jedem Gedanken ihn nur vernichtende Verzweiflung angähnte, gab es nichts, was seine Empfindung von dieser Richtung hätte ablenken können; es bemächtigte sich

seiner instinctmäßig eine leidenschaftliche Sehnsucht, ein Pistol abzudrücken; sein krankes Gemüth lechzte danach, durch den Knall der Kugel einen Lauf zu geben; — er wußte selbst nicht gegen was, gegen sich selbst oder seine Verzweiflung, oder eine feindliche Macht außer ihm, die ihn dahineingestürzt. Ein Schuß erschien ihm als die größte Wollust, die ihn von seiner Verzweiflung und seiner zehrenden Leidenschaft erlösen würde. Des Nachts weckte ihn ein geträumter Schuß und steigerte sein Verlangen nach einem wirklichen; des Tages streckte er die Arme aus, als wollte er sich zum Schuße auslegen. Wenn die Uebungen unten wieder begannen, lauschte der Denker mit thierischer Begierde und konnte nicht satt werden an der Befriedigung des Knalls. Hörten die Officiere auf, so waren seine Nerven nur um so mehr gereizt; die unerklärliche Sucht steigerte sich nahe an Wahnsinn. Wenn der Unglückliche dann aus seinem Brüten erwachte und über sich selbst erschrak, brach er in lautes Hohnlachen über seine Unvernunft aus. Kam ihm dann der Gedanke an Verrücktheit ein, so überließ er sich mit Absicht ganz der sinnlosen Richtung seines Empfindens; denn Verstand und Vernunft zu verlieren und, frei von dem Zwange der Wirklichkeit und dem Bewußtsein der Verantwortlich-

keit, ganz seinen Einbildungen und Wünschen sich hingeben zu können — gab es für ihn eine vollkommenere Erlösung von seinen Qualen?

Aus seinen Träumen störte ihn das Eintreten des Unterofficiers, der ihn zu dem alltäglichen Spaziergange um den Festungshof auffoderte. Die zwei andern Staatsgefangenen warteten schon auf dem Gange. Matt und träge folgte er, wie gewöhnlich der letzte von ihnen. Wie die andern vor ihm eben um die Ecke des Ganges gebogen sind, tritt ein Soldat — er war an der Uniform als Unterofficier zu erkennen — um dieselbe hervor; statt aber an Wagner vorbeizugehen, faßte er ihn, da er sich unbemerkt sieht, am Arme und flüsterte ihm ins Ohr: „Heute Nacht — bleiben Sie wach — seien Sie reisefertig — fort!“ Mehr konnte er vor Angst nicht reden; man hörte Tritte; entsetzt, ging er weiter. Ernst sammelte sich schnell; die Begegnung hatte kaum Secunden gedauert und, ohne daß es auffiel, kam er seinen Leidensgefährten nach.

Er suchte das Räthsel zu erklären, aber er vermochte keine Lösung zu finden. Daß die Sache ernstlich sei, hatte er dem Manne an seiner beklemmenden Angst angesehen. Dabei kam er ihm in Miene und Stimme so altbekannt vor, aber er

wußte nicht, wo er diese hinrechnen sollte. „Wär' doch die Nacht erst da!" wünschte er mit Sehnsucht, indem er sich den mannigfachsten, abenteuerlichsten Combinationen hingab und endlich gar die Meinung gewann, eine allgemeine, selbst unter der Besatzung ausbrechende Verschwörung werde ihm und dem Vaterlande diese Nacht die Freiheit schenken.

Die Nacht kam endlich heran. Es war eine stockfinstere, windige Nacht, so recht geschaffen, um dem Ausbruch eines Complotts zu dienen: die Dunkelheit verhüllte sein Treiben dem Auge und der Sturm übertönte sein Geräusch. Wagner saß harrend in seiner Zelle; die Lampe hatte er bis auf ein unscheinbares Flämmchen gedunkelt. Gespannt lauschte er auf jedes Geräusch, aber der ersehnte Lärm der Empörung wollte sich aus dem Getöse des Windes nicht entwickeln. Aus seinem schmalen, vergitterten Fenster hinaus sah er nichts, als den dunkeln Himmel über dem noch dunklern Festungswalle, von dem der Schnee bereits abgethaut war. Die Staatsgefangenen mußten sonst die Zimmer bewohnen, deren Fenster auf den Hof hinausgingen; Wagnern war auf Verlangen des Arztes, da durch den grellen Schein der gegenüber stehenden, geweißten Mauer seine Augen gelitten

hatten, eine andere Zelle eingeräumt worden, von der aus er über den tiefen, gemauerten Ringgraben des Donjons auf eine grüne Schanze blickte. Er hatte keine Hoffnung, daß er von dieser Seite das Licht der Freiheit würde heranbrechen sehen; denn die großartige Meuterei, auf die er harrte, hätte im Innern der Festung selbst ausbrechen müssen.

Endlich, kurz vor Mitternacht, ließ sich vor seinem Fenster ein leises Geräusch vernehmen. Er meinte sich getäuscht und nur den vorüberstreichenden Wind gehört zu haben; aber als er von neuem horchte, überzeugte er sich, daß nicht die leichte Luft, sondern ein fester Gegenstand sich an der Mauer vor dem Fenster scheuerte. Er öffnete leise und, siehe da! zwischen sich und dem Himmel sah er durch den matten Schimmer der Nacht eine schwarze Linie senkrecht hinabgehen. Die Linie schwankte hin und her, sie schlug oben an das Fenstersims; er hatte sich nicht getäuscht; es ging ein Seil, das über ihm befestigt sein mußte, an ihm vorüber. Als er genau horchte, bemerkte er unten ein Geräusch, wie wenn etwas an der Mauer streift; das Geräusch kam allmählig näher; es kletterte Jemand von unten an dem Seile hinauf. Vor Angst und Hoffnung den Athem beklemmt, lauschte Ernst. Der Kletternde war bereits nahe

gekommen, schon hörte er ihn vor Anstrengung stöhnen. Es war eine gewaltige Höhe; wird er auch das Fenster noch erreichen können? Er konnte nicht hinaussehen, denn die Eisenstäbe hinderten ihn, über die breite Brüstung der Mauer hinweg zu blicken. Jetzt muß er da sein! Nein, noch einen Ruck am Seile. Aber jetzt! nein, wieder und wieder noch einen. Endlich — eine Faust reicht nach der Nische des Fensters hinauf, eine andere tastet nach dem Eisenstabe und eine Gestalt zieht sich nach. Gierig starrt Ernst in die Nacht; aber die Dunkelheit läßt ihn nichts erkennen. Ein schwarzer Kopf lehnt sich von außen gegen die Gitterstäbe. Voll Entsetzen und Erwartung beugt der Gefangene sich nahe an ihn heran; zwei stechende Augen sieht er im Dunkel grünlich funkeln, wie die einer Katze. Ein Thier oder ein Mensch? „Wer bist du?" frug er zitternd.

„Der Maulwurf wühlt", ächzte eine bekannte, heisere Stimme. „Ich bin's, ich, Bruder Prediger!"

„Krist?"

„Ja, Krist! Aus dem Zuchthause, um dich zu holen!" Der unerwartete Gast schwang sich an der Eisenstange hinauf auf das Fenstersims. „Hilf mir", sagte er dem Gefangenen und gab ihm aus der Brusttasche ein Instrument. Mit zwei

Uhrfedersägen wurden zwei Gitterstangen durchsägt. Was hätten sie Alles sich erfragen und erzählen mögen! Aber stumm sägten sie neben einander, nur dann und wann ein Wort über ihre Arbeit wechselnd. In einer halben Stunde waren sie fertig; Krist bewies, daß er Studien in dem Geschäfte gemacht hatte.

„Nun komm mir nach“, sagte der Meister, „auf Tod und Leben!“

Ernst warf einen Mantel zum Fenster hinab, und dann aus dem Fenster hinaus wagte er sich zwischen Himmel und Erde. Die Gefahr gab ihm Kraft und so ungewohnt ihm das Klettern war, erreichte er doch glücklich den Boden des Festungsgrabens.

Krist nach ging es nun an der Mauer entlang einen Theil um den Ringgraben herum. Dort war von Maurern ein Gerüst aufgeschlagen, um mit der wiederbeginnenden Bauzeit die schadhafte Außenwand auszubessern. An den Leitern und Balken kletterten sie hinauf und erreichten glücklich den Rand des Grabens. Dann noch über ein paar Schanzen hinweg gekrochen und — sie waren entkommen!

Querfeldein liefen sie vorwärts. Krist zeigte den Weg, Ernst folgte. Nach einer Weile erreich-

ten sie eine Chaussee. Diese verfolgten sie die Nacht hindurch. Als es anfing Morgen zu werden, kamen sie in ein Städtchen.

„Hier nehmen wir Courierpferde", sagte der Führer.

„Hast du Geld?" frug der Entführte.

„Genug bis in die neue Welt!"

„Woher?"

„Von uns", sagte Krist kurz, und schellte an einem Hause, das Ernst als ein Posthaus erkannte.

Während die schläfrigen Knechte den Wagen besorgten, fragte Ernst seinen Führer: „Wo gehen wir hin?"

„Wohin du willst! In alle Welt! Am liebsten aus der Welt!"

„So gehen wir nach ... burg", entschied sich Wagner.

„Nach ... burg? Du denkst dort deine Freundin zu finden?" sagte der Schneider ironisch.

„Freundin?" antwortete Ernst mit einem Ausdruck von Wuth, daß jener über dieses erste Zeichen von Ernst's Gemüthsstimmung erschrak. „Hast du Waffen bei dir?" frug er nach einer Pause.

„Zwei geladene Pistolen", raunte Krist ihm ins Ohr.

„Gut! Gut!"

Sie stiegen in den Postwagen und fuhren fliegend davon. Jetzt waren sie gerettet.

„Zeige mir deine Pistolen“, sagte Ernst, als sie aus dem Städtchen hinaus waren.

Krist holte die eine hervor, denn so sonderbar ihm das Verlangen auch dünkte, war die Waffe unschädlich, da das Kupferhütchen nicht aufgesetzt war. „Du kannst sie ja jetzt nicht sehen!“

„Ich will nur wiegen, ob sie schwer sind.“ Ernst behielt die Waffe unter dem Mantel und streichelte sie wie kindisch in wilder Wonne. Er fragte mit keinem Worte, keinem Blicke nach Aufklärung über die That, die der verachtete Verbrecher an ihm ausgeübt.

Krist hing indeß mit seinen Blicken fortwährend an dem schweigenden Genossen. Das Unheimliche seiner eignen Züge hatte das finstere Gepräge des Verbrechens gewonnen; doch lag in seinen Augen ein Zug von tiefer Reue und innigster Theilnahme an dem Geretteten.

Der Schneider war aus dem Zuchthause entsprungen, wohin der gestörte Einbruch in die Regierungscasse ihn gebracht hatte. Seine gewonnene Freiheit benutzte er zu nichts Anderem, als bei der Partei Geld zu verschaffen, zur Befreiung Wagner's und seiner Flucht nach Amerika. Der Um=

stand, daß sein Bruder an seinem ersten Diebstahl, der ihn zum Corrigenden machte, Theil genommen hatte, aber unentdeckt geblieben und im Militairdienste auf dem Donjon über Wagner's Zelle wohnte, kam ihm bei der Entführung desselben zu statten. Durch die Drohung, seine Theilnahme an dem Verbrechen zu verrathen, zwang er den Bruder, die Hand zu der Flucht Wagner's zu bieten.

Ernst merkte die Reue und Treue seines Begleiters sehr wohl und sein krankes Herz hatte reichen Dank dafür; aber er sprach kein Wort davon. Fast die ganze Reise saß er stumm; nur dann und wann, wenn es einen Berg hinauf langsamer ging, fluchte er über schlechten Weg und schlechte Pferde, oder er frug, wie weit sie schon wären. Es konnte nicht schnell genug gehen. Endlich wechselten sie die Postchaise mit dem Coupé des Dampfwagens. Das war ein Jagen, wie es ihm behagte, ihm, der doppelte Eile hatte im Entfliehen und Verfolgen. Welche Wollust für ihn, der Jahre lang seine Sehnsucht in die enge Zelle gebannt sah, jetzt so reißend schnell dahinzuwettern, wie die Rache auf ihr Ziel sich stürzen möchte! Welch Gefühl der Freiheit, rücksichtslos und schonungslos dem Zuge einer gewaltigen Leidenschaft ganz sich hinzugeben!

Die Eisenbahnen sind die Adern, in denen das Leben der Geschichte rollt, sie theilen durch alle Glieder der Menschheit die geistigen wie die materiellen Kräfte mit, gleichen aus die gemeinsamen Triebe des Schaffens, und wechseln Mangel und Fülle gegenseitig aus. Hier führen sie eine große Leidenschaft von Osten her, die ein Ziel ihrer Kraft sucht, und zur selben Stunde bringen sie von Westen das Erwachen des erlösenden Gedankens, das großer Leidenschaften bedarf!

Es war Nacht, als die beiden Flüchtigen das Ziel ihrer Reise erreichten. Sie stiegen in dem Hôtel ab, das sie als die Wohnung Delphinens erfrugen.

Während der drei Tage langen Reise hatte Wagner Zeit gehabt, sich auf die Worte zu besinnen, mit denen er der Treulosen entgegentreten wollte. Als sie gleich bei der Ankunft nach der Sängerin fragten, erhielt Ernst die Antwort: „Vor einer halben Stunde, nach Empfang eines Courierbriefes, ist sie nebst dem Herrn Gemahl nach Berlin abgereist.“

„Was? mit ihrem Gemahl?“

„Ja — der italienische Sänger!“

„Unmöglich!“ rief Ernst aus, und um es glauben zu können, mußte er sich in die Zimmer

führen lassen, in denen er an den herumliegenden mit Delphinens Namen versehenen Noten und den eleganten, männlichen Kleidungsstücken aller Art von der Richtigkeit der Nachricht sich überzeugte.

Wie wurde sein Schmerz jetzt erst lebendig, als er den prächtigen Comfort dieser Boudoirs bewunderte, als er diese Luft einathmete, deren Duft sie zurückgelassen, und auf die schwellenden Divans blickte, auf denen sie vor kurzem erst gekost haben mochten! Aber wie ein Schlag traf es ihn, als der Wirth eine Thüre öffnete und er hinter seidenen Vorhängen zwei Ehebetten neben einander stehen sah. „Du himmlisch schönes, teuflisch falsches Weib!" bebten seine Lippen.

In wildem Zorne eilte er auf sein Zimmer. Sorglich folgte der demüthige Krist ihm nach, treu wie ein Hund. Ernst hatte die Pistole aus seiner Manteltasche hervorgeholt. „Wenn ich's doch knallen hören könnte!" rief er Krist entgegen und warf die Waffe von sich. Dafür ließ er den Champagner knallen. Als könne er daran seine Wuth sättigen, fiel er über die aufgetragenen Speisen her und sprach der Flasche zu, als stille sie seinen Rachedurst. Die Eile und Spannung, mit der er die Reise gemacht, hatte seinen Appetit gesteigert; das Gefühl der wiedererlangten Freiheit würzte ihm

das Mahl. Was gewöhnliche Menschen von der Muttermilch her wissen, daß Essen und Trinken gut schmeckt, das ging diesem Genialen als eine neue Weltanschauung jetzt auf; überrascht empfand er den behaglichen Genuß, der in der Gourmandise liegt.

Er konnte dieses Beefsteak à l'anglais nicht in naivem Genusse verzehren; auch hierbei klaffte der ewige Gegensatz von Natur und Geist vor seiner Seele auseinander; er konnte das wohlschmeckende Fleisch nicht kauen, ohne in tollem Humor aufzulachen: „Das Fleisch! das Fleisch! Ist es nicht auch das Fleisch, das mich, den Denker, den freien Geist so rasend macht!"

So sprach er in sein Glas hinein. Die Blume des Weines duftete ihn an und er starrte hin in das unermüdliche Emporquellen der Gasbläschen aus dem untersten Grunde des Spitzglases. Er sah darin das Bild des Lebens, das aus sich selbst um seiner selbst willen unwillkürlich in unversieglichem Quell emporsprudelt. Ihm, der bisher nur das Leben des Geistes gekannt, das den unendlichen Zweck außer ihm selbst verfolgte, ging jetzt die Wonne des natürlichen Daseins auf, das in sich selbst Befriedigung findet. Hatte er bisher vergeblich stets gefragt, warum? jetzt frug er sich:

warum denn nicht? warum denn nicht dem unwillkürlichen Zuge des Herzens, der natürlichen Lust des Lebens sich hingeben? Es lockte ihn jetzt das epikureische Dasein, das eben in Delphinens Zimmer ihn angemuthet, der Genuß des Lebens, wie diese es sich stets geträumt, nicht wie er es gedacht hatte. Aber — er hatte keine Stätte in dem Lande seiner Muttersprache, und das Weib, das ihn hätte beglücken können, hatte ihm das Herz gebrochen. Er vermochte keine Aussicht, keine Kraft für das Leben mehr zu finden.

Statt dieses neu geahnten Lebens konnte er nur das Bild desselben erfassen. Da der Wein nicht aufhörte, seine Perlen aufquellen zu lassen, konnte er nicht aufhören, ihn hinab zu schlürfen. Aus seinem tollen Humor verfiel er in eine tiefe Wehmuth. Er befand sich in der Stimmung, die dem Weine das Sprichwort erworben hat: in vino veritas.

„Leben — leben —" so lallte er und sah mit gläsernen Blicken dem Nachbar tief in die Augen. Der Wein hatte jede Scheidewand des Standes und Charakters zwischen ihnen entrückt, sie sahen einander an Mensch gegen Mensch und die innerste Wahrheit seiner Seele ging dem trunkenen Denker über die Lippen. Er legte den Arm über die

Schulter seines Nachbars und sprach: „Wer wird das Leben je begreifen? Was heißt das: leben, lebendig sein, sich bewegen und genießen? Begreifen kann ich es nicht, aber — o, ich Thor! — was ich nicht begriff, warf ich von mir, ehe ich es unbegriffen genoß! Jetzt ahne ich die Lust des Daseins und Wirkens, jetzt möchte ich dieser süßen Gewohnheit mich in die Arme werfen, und nun — zu spät! Bruder, Bruder Menschenkind, was ist so ein Mensch! Denk, jetzt wär's zu Ende mit mir, der ich ja alle Stunden sterben kann und — möchte; jetzt, wo ich einsehe, wie mein ganzes altes Leben verfehlt war und wie ich das neue genießen könnte, denke, jetzt müßte ich vom Leben lassen! Mein ganzes Dasein nichts als ein großer Irrthum, ein misglückter Versuch, ein einziger Schmerz, verloren zu sein! Und was war es, was ich versucht hatte? Ich wollte Mensch sein, keine Puppe, kein Thier, kein Teufel — Mensch — Mensch — und nun — ein Leichnam! Ich kann nicht leben — laß mich verfaulen, Bruder Mensch!"

Fest hatte er sich an den Schicksalsgenossen angeklammert, lehnte sein Haupt matt an ihn und schlief ein.

Krist hielt den Schlafenden in seinen Armen

und sah ihm mit Verehrung und Mitleid in das edle, leidende Antlitz. Die Trunkenheit hatte Ernst's Blässe noch vermehrt; wehmuthsvoll waren die Lippen geöffnet; wüst fielen die dunkeln Haare über die Stirne; in jedem Zuge des regelmäßigen Antlitzes lebte der Schmerz seiner Seele. Mit Behutsamkeit legte Krist den theuren Gefährten aus seinen Armen in das Sopha zurück und bedeckte ihn mit einer Decke. Als er nun vor ihm stand und auf die bleichen, reinen Züge blickte, murmelte er: „eine Leiche, aber die Leiche eines Messias!"

„Und ich —?" frug er sich, nahm den Armleuchter, trat vor den Trumeau und blickte sein Gesicht an. Man sagt den Kindern, wenn man um Mitternacht vor den Spiegel träte, sähe man den Bösen darin. War es der Böse, der ihm jetzt aus dem Spiegel entgegensah? Die unheimlichen Augen, die finstere Stirn, die trotzigen Lippen, — das war kein Schmerz einer reinen Seele, die in den gemeinen, falschen Zügen sich malte; es war Haß und Niederträchtigkeit des Verbrechers. Krist schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Wilde Wuth entstellte seine Züge noch mehr. „Was war es, was ich versucht hatte? Mensch zu sein! und das, das hier bin ich geworden!"

Der Wein, den sie getrunken, vermochte nicht Krist's Schmerz in Schlummer zu versenken. Ihm war der Trank zu matt. Er sah sich um, ob Ernst auch fest schlafe; dann holte er die Flasche seines Getränkes aus der Tasche und goß den brennenden Fusel in sich hinunter. Endlich gab auch ihm der Schlaf die Erlösung seines schmerzlichen Bewußtseins, — den kurzen Vorgeschmack des Todes.

Ernst schlief, ohne einmal zu erwachen, bis tief in den Tag hinein.

„Auf nach Berlin! nach Berlin!" so rief er emporspringend Krist entgegen. Er war entschlossen, dem Zuge seines Herzens, der Leidenschaft seines wilden Rachedurstes ganz sich hinzugeben.

„Du willst nach Berlin?" sagte Krist, „der Policei gerade in die Arme laufen? Sei vernünftig und laß uns machen, daß wir zur See kommen."

„Ich gehe nach Berlin!" sagte Ernst sich dehnend.

Krist war entschlossen sich in die neue Welt zu retten, um dort restaurirt zu werden in Ehre und Besitz. Ehe er von neuem widersprechen konnte, schellte Ernst nach dem Frühstück. Verschlafen streckte er sich noch einmal auf das Sopha.

Der Kellner trat herein und brachte den Kaffee auf silbernem Tablette nebst der Zeitung. „Wissen die Herren schon die neuen Nachrichten? In Paris ist Revolution, das Ministerium ist gestürzt. Ein Reisender, der eben ankommt, bringt die Nachricht, daß die Republik proclamirt wird."

„Revolution!" rief Krist aus.

„Republik!" fuhr Ernst empor.

Sie verschlangen die Zeitung mit den Augen. Beide lasen sie laut. Die Nachrichten von dem Verbot des Banquets, von der Umlagerung der Kammer, von der Zusammenrottung des Volks, dem Entstehen der Barricaden, dem Fließen des Blutes, dem Angriff des Militairs, der Tapferkeit der Studenten, dem Uebergang der Nationalgarde, Wanken der Linie, Sturz des Ministeriums — und das Ende die Nachricht von der Republik, das Alles erschien in der thatenlosen, trägen Zeit wie eine Mähre aus vergangenem Jahrhundert.

„Jetzt reisen wir nach Berlin!" rief Krist, und der nächste Zug des Dampfwagens führte sie mit sich dahin.

Auf einer der Stationen fand Ernst in einem Zeitungsblatte seinen eigenen Steckbrief, worin in- und ausländische Behörden aufgefodert werden, ihn zu fahnden. Damit hat es keine Noth, dach-

ten die beiden Reisenden, denn in Berlin hofften sie den Ausbruch der Revolution zu finden.

Aber gleich beim Eintritt in die Stadt überzeugten sie die vom Policeipräsidenten verschärften Maßregeln der Paßvisitation, daß das alte Régime noch mächtig oben auf war. Nur mit Noth schlüpften sie mit ihren falschen Pässen durch.

Die vereinigten Landtagsausschüsse tagten indeß weiter über ihren drakonischen Strafgesetzen. Die Carnevals- und Hutvereine hielten ihre harmlosen Sitzungen. Die Stadtverordneten beriethen über Straßenreinigung und Cultur des Friedrichshains; nirgends ein Symptom, daß die neue Zeit erwachen wollte. Und wenn man diese hellen, breiten, eleganten Straßen entlang sah, wo war hier der Punkt, an dem sich eine Barricade hätte erheben, wo der Schlupfwinkel, von dem die Hyder der Revolution ihr Haupt hätte hervorrecken können?

Mit dem Entschlusse, für die Freiheit nur sein Leben daran zu setzen, hatte Ernst Wagner diesen für sein Lebensschicksal so verhängnißvollen Boden betreten. Aber seiner Begeisterung fehlte es an Charakter, seiner Tapferkeit an Ausdauer; er war ein innerlichst zusammengebrochener Mann und keiner Kraft, nur fliegender Hitze noch fähig. Die

entscheidungslose Haltung des Bürgerstandes und der städtischen Corporationen, die perfide ausweichende oder impertinent drohende Sprache der Regierungspresse, das Herbeiziehen der soldatesken Kräfte, — das Alles raubte dem Denker jede Aussicht. Er schrak zusammen vor der Macht der realen Welt und hatte keinen Muth, ihr beizukommen. Er vermochte nur im Champagnerrausche dem Zuge seines Herzens, den Gelüsten seiner Sinne sich hinzugeben.

Vergeblich hatte er Delphine gesucht. Er gab sich der Gesellschaft hin, die er in seinem Gasthause gefunden. Das Hôtel war ein abgelegenes, unansehnliches Haus; den Wirth bezeichnete Krist als einen von „unseren Leuten"; unter den Fremden waren ein paar abenteuerliche Gestalten, Franzosen und Polen, die den Haut-gout wüster Lebensart besaßen. Die tausend Thaler, die Krist zur Uebersiedelung nach Amerika erhalten, schienen nicht enden zu können; bis tief in die Nacht hinein wurde gezecht, gespielt. Das Rauschen seidener Kleider, das Zerreißen parfumirter Busentücher hatte Ernst's Sinne in wüsten Taumel versetzt; er wollte nur der Natur bewußtlos angehören, ganz aufhören Geist und Wille zu sein.

Wochen waren in diesem Schwelgen vergangen,

— Krist ging anderen Pfaden nach und hatte seit mehreren Tagen seinen Genossen nicht gesehen —, als Ernst des Abends an der kleinen Wirthstafel eine sonderbare Figur erblickt. Die schlanke Gestalt, die kecke Haltung des Kopfes, das bartlose Gesicht lassen auf einen sehr jungen Mann schließen, während die abgelebten Züge, der scharfe Blick und die sicheren Manieren auf große Lebenserfahrung deuten. Ernst meinte den Kopf schon gesehen zu haben; das Gemisch von Jugendlichkeit und Reife zog ihn unwiderstehlich an.

Die Roué's, mit denen Wagner seine Orgien feierte, gingen Tags geheimnißvollen Geschäften nach, über die sie keine Auskunft gaben; erst spät Nachts kehrten sie zum Spieltisch heim. Ernst erwartete sie auch heute. Der jugendliche Fremde blieb mit ihm im Zimmer; doch ließ er sich kein Wort entlocken und schien in Zeitungslesen versenkt.

„Louise!“ rief einer der Polen, als er hereintrat, und fiel dem sonderbaren Gaste mit einem Feuer um den Hals, wie es nur am Busen einer Frau zu erklären war.

Bei dem Namen Louise erkannte Ernst den Fremden: es war die emancipirte Zerrissenheitsdichterin, deren Anblick in der Hippel'schen Weinstube ihn zu seinem ersten Leichtsinn verlockt hatte.

Wie war sie verändert in den wenigen Jahren! Ihre Augen, damals dunkel glühende Sterne, glichen jetzt ausgebrannten Kratern. Ernst mußte denken, daß ebenso seit der Zeit seine Ideale von Liebe und Freiheit ihm verblüht waren, daß er selbst ruinirt war, wie dieses Weib. Das gleiche Schicksal flößte ihm ein tiefes Mitleid, eine innige Liebe zu ihr ein: er empfand eine wehmüthige Sehnsucht, mit ihr zu weinen über ihren gemeinsamen Verlust der Ideale.

Die Clique war indeß beisammen. Die Dichterin, die aus Berlin ausgewiesen war und nur in dieser Verkleidung sich in die Stadt gewagt, fürchtete nun nicht mehr von dem Fremden erkannt zu werden, da sie ihn mit ihrem Vertrauten vertraut sah. Sie gab Ernst jetzt Antwort. Er frug sie, ob sie sich ihrer früheren Begegnung noch erinnere. „Ei ja wohl!" rief sie und hieß ihn herzlich willkommen; bald aber merkte er, daß sie sich nur verstellte und keine Ahnung hatte, wo sie ihn gesehen. Er merkte die Charlatanerie, die mit dem Gewerbe des freien Weibes unzertrennlich ist wie mit jedem andern.

Ein „Sumpf" von Champagner und Annanas wurde zubereitet, das Pharao eröffnet. Die Dame in Pantalons riß das Halstuch ab, knöpfte den

Rock auf, öffnete weit das Busenhemde, ihre dunkeln Locken, die künstlich zusammengesteckt waren, riß sie auseinander und ließ sie in ganzer Fülle zum Busen niederwallen, — sie war wieder ganz die „Wilde.“

Ernst sehnte sich nun nicht mehr, mit ihr zu weinen; mit ihr hätte er wild sein, und die freie Liebe genießen mögen, wie er sie jetzt erkannte. Er wußte ihr auf keine Weise zu nahn, als ihr gegenüber an den Spieltisch tretend.

Die Fremden waren heute toller als je. Va banque! hieß es einmal über das andere unter tollem Gelächter, das Ernst sich nicht zu erklären vermochte. Man spielte nicht anders als mit enormen Summen.

„Aujourd'hui la bourse, demain la vie!“ rief die Emancipirte, als sie Alles verloren.

„Eh bien, madame!“ rief der junge Pole, der sie so feurig begrüßt hatte: „Votre amour pour cette bourse! Va banque!“

„Bravo“, lachte die Wilde, „wer spielt mit? Meine Küsse in dieser Nacht! Wer setzt dagegen?“

Wagner warf mit flammenden Blicken funfzig Louisd'or auf den Tisch. Er verlor. Er setzte nochmals und verlor wieder. Er setzte zum drit-

ten male und — war bankerott. Das Geld zur Uebersiedelung nach Amerika für ihn und Krist war verloren. Nur wenige Thaler fühlte er noch in der Tasche.

Die Emancipirte sah ihn erbleichen. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" rief sie, „und so weiter —! hier 100 Louisd'or gegen deine Küsse in dieser Nacht!"

Ernst verlor, was er verlieren, und gewann, was er gewinnen wollte!

Am anderen Morgen hatten für Ernst die freie Liebe und das freie Weib auch den letzten Schimmer eines idealen Glanzes eingebüßt. Für genial hatte er angesehen, was Andere liederlich nennen; sein besseres Selbst lernte er jetzt schätzen. Er hatte in dem Genusse dieser wüsten, sich ausströmenden Leidenschaft kein Glück empfunden, sondern das furchtbar schmerzende Verlangen nach dem einen geliebten Wesen, nach Delphine. Sein Denken konnte ihm nicht sagen, warum er sie noch liebte, es konnte ihm nur sagen, daß sie seine Liebe nicht verdiene, und dennoch ging der Zug seines Herzens zu ihr hin, dennoch fühlte er, daß all seine Leidenschaft bei ihr nur Glück erwarten könne. Er lernte jetzt kennen, wie er außer seinem Denken noch etwas besaß, was auch Ansprüche an

sein Schicksal machte und verdiente: sein Gemüth, sein treues Gemüth.

Den Boden seiner Existenz mußte er, der Narr seines Denkens, wie eine neue Welt entdecken; und jetzt, wo er heimisch in dieser Zufluchtsstätte sich niederlassen wollte, war der Winter darüber hereingebrochen; jetzt, wo er den Werth eines edlen Herzens schätzen lernte, jetzt war das seine gebrochen.

Es war in der Mittagsstunde. Wagner, der sich bisher im Hôtel verborgen gehalten hatte, war von der wüsten Morgenstimmung nach der gestrigen Orgie heute in die laue Frühlingssonne getrieben. An Leib und Seele zusammengebrochen, lehnte er auf dem Gensd'armenmarkte sich an die Wand eines Hauses, den Hut ins Gesicht gedrückt, das Taschentuch vor den Mund haltend, als habe er Zahnschmerzen. Garde-Dragoner hielten auf dem Platze Wache, daß das Morgenroth der neuen Zeit nicht hereinbreche. Wagner hatte keine Hoffnung auf eine Umwälzung, die ihm eine neue Bahn eröffne, und in sich fühlte er keine Kraft, ein neues Leben sich zu erschaffen. Er mußte untergehen; er kannte nur ein Lebensgefühl: an dem Weibe, das ihn vernichtet, Rache zu nehmen, und diesem

Gefühle wollte er taumelnd sich hingeben, wie er der Liebe zu ihr sich hätte hingeben mögen.

„Ah, voilà, quelle grande coquette!“ hörte er vor sich einen Dandy zum anderen sagen, die stehen geblieben waren, um eine elegante Equipage passiren zu sehen. Der ruinirte Denker blickt mit seinen stieren Augen unwillkürlich auf, er sah in einem offenen Gigg einen Herrn und eine Dame vorüberfahren; er kann ihnen nicht mehr ins Gesicht schauen; nur schwarze Locken sieht er unter dem Hute von weißem Atlas hervorwehen; da wendet die Dame sich zurück, um den Lions, die sie mit den Lorgnetten verfolgen, einen Blick stolzer Aufmerksamkeit zuzuwerfen, und — Ernst erkennt in der „grande coquette“ seine Delphine.

In pleine carrière rollt der Wagen dahin. Ernst rennt eben so schnell ihm nach. Delphine mit ihrem Begleiter, wahrscheinlich dem italienischen Sänger, fährt nach den Linden zu, zum Brandenburger Thor hinab und hinauf, der tollgewordene Denker immer hinter ihnen her. An der Friedrichsstraße halten sie an und steigen aus auf die Rampe vor der dortigen Conditorei. Auch Ernst bleibt stehen, athemlos an die nächste Linde gelehnt. Delphine sitzt so, daß er ihr immer noch nicht in das ganze Gesicht sehen kann; nur ihren Begleiter

hat er vis-à-vis und nach den ersten Augenblicken erkennt er unter der Maske des italienischen Sängers seinen Intimus, den großmüthigen Grafen Cesar. Durch wenige Aenderungen in der Toilette, durch Abschneiden des Bartes, Herabhängen der Haare in langen Locken, durch den bloßgetragenen Hals und, wie es schien, leicht aufgetragene Schminke hatte er sich ein so jugendliches Ansehn gegeben, daß er nur dem, der ihn so genau kannte, wie Ernst, erkenntlich sein konnte.

Wie er sich jetzt nachlässig graziös in den Stuhl warf mit triumphirendem Blicke gegen die Herren, die seine Begleiterin bewunderten; wie er mit seinem alten, interessanten Lächeln, das cokett die weißen Zähne sehen ließ, ihr vertraulich zuflüsterte, sodaß vor Lachen ihr Nacken unter der kostbaren Mantille sichtlich erschüttert wurde; da fühlte Ernst sich von einem Anfall jener thierischen Wuth, bis zu der die Eifersucht steigen kann, bewältigt. Zitternd streichelte er anfangs die Pistole in seiner Tasche; dann hielt er sie schußgerecht, den Zeigefinger an der Feder; nur eines Ruckes bedurfte es noch, den Hahn zu spannen, da —

„Verrath! Verrath!“ so dröhnte es plötzlich von allen Seiten in sein Ohr. „Verrath! Verrath!“ so schien ein Heer höllischer Geister, aus

dem Boden aufgestiegen, durch die eleganten Straßen von Berlin zu brüllen. „Verrath! Verrath!" so übertönte das weltgeschichtliche Angst- und Wuthgeschrei des achtzehnten März 1848 die Leidenschaft des tollgewordenen Philosophen.

Hatte die ganze Welt ringsum sein innerstes Gefühl ihm entlauscht und drängte es sie mit ihm zur Rache? so stutzte Ernst entsetzt, als ihn Jemand bei der Schulter packte. „Auf zu den Barricaden! zu den Barricaden!" brüllte Krist ihm ins Gesicht. „Es gilt, uns zu restauriren. Jetzt oder nie!"

Er faßte ihn am Arme und rannte mit ihm durch die Straßen. Wie verändert war plötzlich die Physiognomie der Stadt! Das Treiben in den Straßen, das Ernst früher wie das lispelnde, plätschernde Meer vorgekommen, war jetzt die wüthende, brüllende See. „Man hat auf das Volk geschossen! Waffen, Waffen!" so schrien in athemloser Hast vorübereilende Horden.

Ernst wußte nicht, ob er träumte oder wachte. Als er auf der Taubenstraße über die Fundamente einer aufwachsenden Barricade steigen mußte, da war es kein Zweifel mehr: das Morgenroth der neuen Zeit brach wirklich an; diese Balken und Steine erhoben sich als die Stufen, auf denen die

Idee zum Throne der Wirklichkeit emporsteigen wollte! Die wahnsinnige Wuth seiner persönlichen Rachsucht stürzte sich jetzt in die geschichtliche That.

Hinter der Barricade am Cölnischen Rathhause faßte Krist mit seinem Genossen Posto. Es war ein nie erlebtes, traumähnliches Gefühl, in diesen eleganten Straßen, in denen noch vor einer Stunde nichts ohne policeiliche Erlaubniß geschehen durfte, plötzlich hinter einem Walle sich zu befinden von Tonnen, Gossenbohlen, Wagen, gegen die Willkür der hohen Obrigkeit errichtet.

Es war halb vier Uhr Nachmittags, als der erste Angriff des Militairs vor sich ging. Eine Compagnie Füsiliere rückte vom Schlosse aus die breite Straße hinunter und gab eine Salve gegen die Barricade. Zwei Männer, an Kopf und Schultern getroffen, stürzten rücklings zusammen; ihr Blut spritzte weit über die kämpfenden Genossen.

In diesem Augenblicke ging es Ernst wie so Manchem, der bisher nur hinter dem Schreibtische für die Freiheit gekämpft hatte, und sich jetzt in die Stellung hinter der Barricade, wie oft er sie auch ersehnt hatte, nicht hinein finden konnte. Er war nicht feig, aber er konnte sich nicht denken, woher er den Muth haben würde. Als er jedoch das warme Blut sich ins Gesicht spritzen

fühlte, da war alle zagende Reflexion fort. In besinnungsloser Wuth kannte er kein Gefühl der eigenen Erhaltung, nur das Verlangen, den Feind zu vernichten. Mit jedem Schuß aus der Pistole flog ein Stück Leidenschaft ihm aus der Brust, fühlte sein Herz sich erleichtert um einen Theil des Haß- und Rachegefühles, das seit Jahren gegen die ganze Welt darin zusammengepreßt war. Die Sucht seines kranken Nervensystems nach dem Schusse fand jetzt ihre Befriedigung in wahnsinniger Wollust.

Die angreifende Compagnie war zurückgeschlagen. Verdoppelt kehrte sie wieder und wurde wiederum zweimal zurückgedrängt. Da rasselt es schwer die Straße herab. Die Reihen der Füsiliere öffnen sich und ein Sechszehnpfünder richtet seinen Feuerschlund gegen den improvisirten Freiheitswall. Ehe die Kämpfer es sich versehen, kracht eine Paßkugel zwischen die Balken und Tonnen, sodaß Steine wie Spreu auseinander stieben. Neues Füsilierfeuer, neuer Kanonendonner. Wie Hagelschlag wettern die Flintenkugeln gegen die Mauer; wie Blitz und Donner fährt das schwere Geschütz dazwischen. Die Luft war von Tod erfüllt; keine Wand, kein Wall schützten vor der Vernichtung. Vor dieser übermenschlichen Naturgewalt konnte

keine Tapferkeit bestehen. Auch dem löwenmuthigen Philosophen brach unter den Kanonenschlägen die Kraft wie von übernatürlicher Lähmung zusammen. In jähem Schreck suchte er mit seinem Gefährten, dem Schneider, die Flucht. Schon war das Militair bis nahe an die verlassene Barricade herangerückt, als sie glücklich unter verfolgenden Einzelschüssen um die Ecke entkamen und in eins der nächsten Häuser sich retteten.

Sie eilen zwei, drei Treppen hinauf, um einen dunklen Versteck zu finden; aber in dem eleganten Hause fällt das Licht der großen Glaskuppel in jeden Winkel. Sie klinken an jeder Thüre, sie schellen an jedem Klingelzuge, aber Alles bleibt verschlossen: die aristokratischen Bewohner scheinen nicht geneigt einem Freiheitskämpfer Hilfe zu gewähren. Die Flüchtlinge steigen auf den höchsten Boden; aber auch hier finden sie nur helles Tageslicht und verschlossene Thüren. Sie eilen wieder hinab zur Hausthüre, um im Nachbarhause Rettung zu suchen. Da hören sie auf der Straße schon Marschtritte und den fürchterlichen Ton des militairischen Commandos. Die Soldaten hatten die Barricade erstiegen und drangen in die nächstliegenden Häuser ein, um die flüchtigen Empörer einzufangen.

„Vier Mann halten Posten an der Thüre, acht

Mann ins Haus hinauf." So hörten Wagner und Krist eine barsche Unterofficierstimme. An sich schon von verwildertem, verdächtigem Aussehen, die Waffen in der Hand, mit Blut bespritzt, waren sie verloren, wenn sich nicht noch im Augenblick ein Zufluchtsort eröffnete. Rasch entschlossen drückte Krist die farbige Scheibe einer Glasthüre in der Belleetage ein; mit einem Griff war die Thüre geöffnet. Sie traten in einen eleganten Corridor. Niemand war zu sehen. Sie schritten weiter in einen Salon von modernster Einrichtung. Auch hier keine Person zu sehen. Die wenigen Möbel geben ihnen keinen Versteck. Sie öffnen eine dritte Thür. Da endlich sehen sie, aus dem Fauteuil aufspringend, eine schöne vornehme Dame. Sie wirft einen Blick auf Wagner's verstörte, blasse Mienen — sie erbleicht — sie wankt auf den Sessel zurück.

„Delphine!" ruft Ernst in einem Schrei auf, in dem Schmerz, Wuth und Liebe zusammengepreßt waren.

„Was will der Mensch!" sagte die vornehme, fremde Dame, indem sie mit verächtlicher Miene, und rauschendem, seidenem Kleide aus dem Zimmer schritt, heftig die Flügelthüre zuwarf und abschloß.

Mit wie großer Geistesgegenwart Delphine auch

diesen lästigen Besuch abgewiesen, so mußte sie doch erschrecken, als sie im Augenblicke darauf heftiges Gepolter im Nebenzimmer vernahm — viele Tritte — rauhe Stimmen — es fiel ein Schuß — ein schwerer Fall — der Angstschrei seiner rührend weichen, altbekannten Stimme läßt sie in Ohnmacht sinken.

Als sie wieder erwacht, ist Alles um sie still. Sie gewinnt endlich den Muth, die verhängnißvolle Thür zu öffnen. Ein See frischvergossenen Blutes ist die einzige Spur des Vorgegangenen. Sie hatte zum zweiten male einen Freund gemordet.

Zweites Capitel.

Es hatten seit dem Jahre sechsundvierzig die beiden Gegensätze, die mit dem Regierungsantritte des neuen Königs in Preußen in offene Fehde getreten waren, sich in vollster Schärfe ausgebildet und ihre schroffsten Spitzen einander entgegengekehrt.

Die Reaction, die von der Spitze der Regierung ausging, war schulmäßiger Idealismus, ebenso wie der studentenhafte Radicalismus des jungen Theologen, der seine Gesinnungstüchtigkeit als Hochverräther auf der Festung büßen mußte. Das Streben, die Zustände der Wirklichkeit auf ewige Principien zu begründen, das nach abstracten Schemen mit den gegebenen Verhältnissen experimentiren wollte, um sie zum Idealen zu gestalten, dieses selbe, modern titanenhafte Streben saß auf dem Throne. Hier wie dort waren es mehr oder weniger unbewußter Egoismus, ehrenwerther Ehrgeiz, Caprice

der Unzufriedenheit, Hochmuth der Genialität, die mit allgemeinen Principien, mit den Inspirationen, hier eines persönlichen, dort eines unpersönlichen Götzen masquirt, auf den Phaetonswagen sich drängten, um der Welt das wahre Licht zu bringen, um die Rosse der Zeiten in die wahre Bahn zu lenken.

Hier wie dort war es Mangel an dem gediegenen Charakter, der in die beschränkende Unterordnung unter das Allgemeine sich fügt und mit Ausdauer in kleinen, sicheren Schritten ein Ziel verfolgt, an echtem, staatsmännischem Genie, was die beiden ringenden Sonnenlenker in falsche Gleise brachte. Die Demagogen wollten nichts als ziellose Revolution; die schwungvolle Romantik der reactionairen Staatsmänner kannte keinen Ausweg als im Macchiavellismus der Stabilität, in der Metternich'schen Intrigue.

Die beiden rangen um die Zügel der Apollorosse. In wetterndem Fluge vorwärts zur Höhe des Himmels stachelten die Einen an; die Andern wollten zurück in die nächtlichen Nebel, aber sie wußten wohl: die Rosse der Zeit wenden sich nie dem Osten zu, und mit vorwärts gerichtetem Gespann hofften sie rückwärts zu zügeln. Die Politik dieser Lenker, ohne aufzugeben, machte Concessionen, um zu beschränken, — sie ließ die Zügel

einen Augenblick frei, um im nächsten mit heftigem Rucke sie desto straffer zu fassen. Die Rosse widerstrebten — man manoeuvrirte sie hin und her; sie bäumten sich — der allzu sichere Lenker verlor Sicherheit und Ruhe, er wurde trotzig, dann schmeichlerisch, dann wieder zornig, — da drohete hier, drohete dort Kanonendonner, rings flackerten bunte Freiheitsfahnen, helle Freudenfeuer, und die Rosse, wild geworden, stürzten in unhemmbarem Schusse dahin, dem Lenker die Zügel entreißend, der, von seinem Throne taumelnd, froh war, am Rade des Wagens einen Halt zu finden.

Es war am achtzehnten März Nachmittags nach halb zwei Uhr, — der heiterste Frühlingssonnenschein lachte über der Stadt Berlin, — als König Friedrich Wilhelm IV. vor das in ungeduldigen Massen sich drängende Volk auf den Balcon seines Schlosses trat und die Concessionen verkündete, die er seinem Volke verlieh: Freiheit der Rede und der Presse, das Recht, Versammlungen zu halten, und die Volkswahlen.

„Nur jetzt keine Concessionen!“ war gerade nach dem Ausbruche der Pariser Februarrevolution das Feldgeschrei der Hofpartei des altpreußischen Staatsmechanismus gewesen, und der König hatte ihm

beigestimmt: „Nur jetzt keine Concessionen, damit man nicht dazu gezwungen erscheine!“

Die Regierungspresse ermahnte das Volk, mit seinen Wünschen geduldig zu harren, bis es sich entschieden habe, ob Krieg oder Friede mit dem Auslande die Losung sei.

Am 14. März veröffentlichte die Allgemeine Preußische Zeitung den Entschluß der Regierung, mit Oesterreich einen deutschen Fürstencongreß zu berufen „zur Berathung alles dessen, was unter den gegebenen Umständen das Wohl Deutschlands erheische.“ Als aber die an diesem Tage bereits entschiedene Wiener Revolution in Berlin bekannt geworden war, äußerte dieselbe Allgemeine Preußische Zeitung, in feigem Aufgeben dieses Bundesgenossen, ihre Freude, daß „demnach nun auch Oesterreich in die Bahn der Reformbewegung getreten ist, der es so lange sich verschlossen hatte: Hoffen wir, daß dadurch sein Verhältniß zu Deutschland und vorzugsweise zu Preußen, welches diesen Weg längst betreten hat, und auf ihm consequent fortzuschreiten gedenkt, ein innigeres werde!“

Dabei erhielten die Deputationen Antworten, daß die „alte deutsche Ordnung“ nicht zu stören, die auf den Besitz gegründete Standschaft nicht anzu-

tasten sei; man erließ Drohungen gegen jeden Versuch, die „bestehende rechtliche Ordnung in Deutschland zu ändern“; verzögerte nicht nur die Anerkennung der freien Presse, sondern verschärfte auch die Censur; schloß den Königsberger Bürgerverein, weil er eine Adresse an den König berathen; verbot die Volksversammlungen bei Zuchthausstrafe und säbelte und ritt zu Breslau und Berlin das Volk nieder, obgleich man selbst im „Conversationstone“ es anerkannt hatte, daß „die Stimmung des Volkes, wenn es rings siede, nicht auf dem Gefrierpunkte bleiben könne.“

So hatte die öffentliche Meinung in dem Verhalten der Regierung nichts gesehn als die stete Schlangenwindung, der beengenden Lage zu entgehen, als die Intrigue, um das königliche Wort zu halten, daß keine Macht der Erde ihn zwingen solle, ein Blatt Papier zwischen ihn und sein Volk zu schieben. Selbst in den letzten Concessionen, konnten da nicht in der sonderbaren Form von „Vorschlägen“, „Foderungen“, „Wünschen“, welche der König von Preußen an seine deutschen Bundesgenossen richtete, ein Rückhalt liegen, um doch noch das vor Gott und der Welt abgelegte Gelöbniß zu wahren: die Krone, ungeschmälert, wie sie ererbt war, dem Nachfolger zu überliefern?

Dieses Halten an einem Absoluten, dieses Entgegenstemmen gegen die ganze Wirklichkeit um einer Idee willen, das den demagogischen Schwärmer auf die Festung gebracht hatte, erschütterte jetzt einen seit Jahrhunderten fest begründeten Thron.

Konnte das Volk vor dem Schlosse den Concessionen trauen, die von derselben Bühne verkündet wurden, wo dieselbe Stimme durch jene trotzigen Schwüre zu Gott die ganze öffentliche Meinung des Volkes gehöhnt hatte? Einen Treubruch mußte man fürchten: sollte man eher glauben an den Treubruch gegen den angebeteten Gott oder an den gegen das verachtete Volk?

Mit dem Pochen auf eine prophetische Bestimmung, auf die Inspirationen des Absoluten ist keine Vereinbarung, keine staatsmännische Unterhandlung möglich. So lange jene Bajonette des Kaiseralexanderregimentes den Thron in die unnahbare Entfernung eines transcendenten Himmels erhoben, war für das Volk keine Versöhnung, kein Vertrauen möglich.

„Militair hinweg! Militair hinweg!“ Dieses Unterpfand der Treue foderte in unverständlichem Brausen neben dem jauchzenden Jubel der tausendstimmige Ruf des Volkes vom Könige, die Verkündigung seiner Concessionen unterbrechend.

Ihn, der sonst durch sein beredtes Wort auf diesem Platze die athemlose Stille der Tausende hervorgezaubert hatte, der gewohnt war, durch sein befehlendes Wort den Gehorsam von Millionen zu erlangen, ihn ließ man heute nicht zu Worte kommen!

Er trat zurück vom Balcone in den Saal des Schlosses, der mit Officieren, Ministern, Prinzen erfüllt war.

In seinem finsteren Blicke erheiterten sich die Mienen anderer, im Hintergrunde um eine hohe Frau versammelter Männer, — der Männer jener im Augenblicke verdrängten Partei, die auch jetzt noch nichts von Concessionen wissen wollte.

Der Minister Graf Arnim trat an den König, um ihm den unverstandenen Ruf der Massen zu erklären. Die Antwort lautete mit Heftigkeit: ein unehrenhafter Rückzug könne doch nicht im Ernst gefodert werden?

Jene Männer aus dem Hintergrunde traten näher. Ihre lauernden Blicke hingen an den Mienen des Monarchen; sie freuten sich sichtlich seiner unentschiedenen Haltung.

Das wüste Geschrei draußen wuchs zu unbändigem Toben. Des Königs unstäter Blick fiel auf die rechthaberischen Mienen jener Männer. Er

hatte Alles gewährt, mehr vielleicht, als er jetzt, wo es geschehen war, vor sich verantworten zu können meinte. Er war verletzt durch das Gebahren der Masse, die sein Erscheinen, sein Gnadengeschenk nicht mehr zu achten schien; beunruhigt durch die Besorgniß vor ausländischen Emissären und geheimen Conspirationen, die im Schlosse so oft ausgesprochen war; er war endlich angestachelt durch die Blicke jener Männer, denen er nun doch Recht geben sollte. Er wollte den Augenblick wahrnehmen, um diesen, um der Welt zu zeigen, daß seine Concessionen keine erzwungenen seien, daß er freier Herr seiner selbst war: „Ich will Ruhe haben in meinem Hause!"

Auf diese Worte drängten sich jene lauernden Männer an den König. Es entstand eine Bewegung im Saale. Adjutanten eilten durch die Menge. Nach wenigen Augenblicken verwandelte sich draußen der brausende Lärm in Angstgekreisch und Wuthgeheul. Es fielen zwei Schüsse. Wenige Minuten darauf herrschte nach dem fürchterlichsten Getöse plötzlich, wie durch das Werk eines Zauberers, lähmende, schauervolle Stille.

Auf dem Platze vor dem Schlosse waren von der Stechbahn aus die Dragoner, von den Portalen die Garden gegen die versammelte Menge aus-

gerückt. Hierbei fielen die verhängnißvollen Schüsse des Misverständnisses. Das Volk stieb auseinander, um hinter den Barricaden sich zu sammeln.

Der Commandeur von Berlin, der greise General von Pfuel, von jener intriguirenden Partei die „halbe Maßregel" genannt, weil er den bestimmten Beschluß ausgesprochen: nicht auf das Volk schießen zu lassen, als bis es selbst und mit anderen Waffen als einzelnen Steinwürfen den Kampf beginne, hatte sich am Vormittage aus dem Schlosse nach Hause begeben, um nach mehreren Nachtwachen wenige Stunden der Ruhe zu genießen. Als er jetzt, vom Racheruf des Volkes erweckt, zum Schlosse eilte, kam ihm in dem Saale, den der König so eben verlassen, um sich in sein Cabinet zurückzuziehen, ein Adjutant mit der Meldung entgegen, daß er nicht mehr Commandant von Berlin sei.

„Wo ist die Ordre?" fragte der Erstaunte.

„Hier!" entgegnete im wegwerfenden Tone ein Minister, einer der eifrigsten Anhänger des Prinzen von Preußen, und zeigte ein Blatt, das mit noch frisch glänzendem königlichem Namenszuge so eben aus dem Cabinet kam: „General von Prittwitz ist Ihr Nachfolger."

Zerschmettert stand der Greis da, all das Unglück ahnend, das nun folgen sollte. An ihm vor-

über eilten die Adjutanten mit der Ordre des Kampfes. Nach einer Viertelstunde knatterte von der Kurfürstenbrücke und dann aus der „breiten Straße“ her das Pelotonfeuer des angreifenden Militairs.

Die Männer, die im Hintergrunde finster drein schauten, als der König auf dem Balcon stand, triumphirten jetzt sichtlich, und sichtlicher mit jedem dröhnenden Feuer. Der Prinz und die Prinzessin von Preußen nebst dem Minister von Arnim befinden sich mit dem Könige allein im Cabinet.

An mehr und mehr Orten entbrannte rings der Kampf. In das Knattern des Gewehrfeuers mischte sich der dröhnende Kanonendonner. Ordonnanzen erschienen im Schlosse; Generale verlangten den König zu sprechen; Deputationen sammelten sich auf Treppe und Vorhof. Die Thür des königlichen Cabinets wurde nicht geöffnet.

Endlich ist der Zudrang nicht mehr zurückzuhalten. Würdige Männer der Stadt Berlin werden vom Prinzen von Preußen empfangen. Mit angstvollen Mienen wagen sie einen letzten Vermittlungsversuch. Die Antwort ist: „Das Militair wird keinen Zoll breit weichen!“

Der Saal wurde wieder leer. Der Prinz ging in das Cabinet zum Könige zurück. Man hörte heftige Worte. Endlich trat der König daraus

hervor. Die hohe Frau folgte ihm. Er schritt in heftiger Bewegung durch den Saal auf und ab. Jene hielt ihn fest im Auge. Er vernahm draußen das von neuem vermehrte Geräusch Einlaßbegehrender. Er ließ die Thüre öffnen. Ein Strom von Menschen verschiedenen Alters und Standes, die zum Theil heut zum ersten male das Schloß betraten, drang ein. Knaben aus dem Volke warfen sich dem Herrscher zu Füßen; Frauen umklammerten seine Knie; Männer, als gute Patrioten bekannt, streckten die Hände ihm entgegen; es war ein einziges, herzzerreißendes Flehen: Schonung, Schonung des Bürgerblutes, das mit jedem der Schüsse, die man unzählig fallen hörte, vergossen werden mochte!

„Sire! schonen Sie das Blut Ihrer Unterthanen", so tönte endlich eine bebende Stimme durch den allgemeinen Wirrwarr, — es waren die Worte des greisen Bischofs von Berlin, denen der König sich zuwandte. „Sire!" so sprach der Geistliche, „es ist keine Pöbelemeute. Ich selbst komme vom Schauplatz; gute Patrioten, edle Männer sah ich unter den Kämpfenden, — sie sind im Irrthum, sie sind verblendet. Aber schonen Sie ihrer! Suchen Sie auf gütlichem Wege diesen unglückseligen Zwiespalt auszugleichen!"

„Mein Gewissen spricht mich frei! Ich will Gehorsam. Ich bin König!“ Das war die Antwort, aber sie war mit zitternder Stimme gegeben und das Auge des Sprechenden blickte zerstreut und unentschieden um sich. Es begegnete der hohen Frau mit dem beobachtenden Blicke und fuhr von ihr zurück. Es traf auf einen alten, befreundeten Gelehrten, der in der Fensternische schon lange harrte, ohne eine Anrede zu wagen. Die Beiden standen jetzt zusammen. Eine geschlossene Colonne höherer Officiere umstellte den Platz, wo sie sich befanden, um den Zudrang der Menge zu hindern. Die hohe Frau biß sich auf die schmale, feingezeichnete Lippe, als sie diese Unterredung bemerkte. Sie sprach mit den Deputationen, mit einigen Frauen, die sich an sie wandten, aber immer richtete sich ihr Auge auf das, was im Kreise jener Officiere geschah. Als der Gelehrte lebhafter und immer lebhafter sprach, verlor sie die Aufmerksamkeit auf die Personen, die mit ihr redeten und vermochte ihre Aengstlichkeit kaum zu verbergen.

Da sprang aus einer Deputation, die eben eingetreten war, ein kecker Sprecher hervor; in bestäubter Reisekleidung, mit hastiger, vor Leidenschaft stotternder Stimme rief er aus: „Sire! Die Bürger werden sich bis auf den letzten Blutstro-

pfen vertheidigen. Sie werden es nicht sein, die da weichen; beim Himmel, sie nicht! sie werden siegen. Sire, bedenken Sie, was dann Ihr Loos, was das Loos der Stadt sein wird!"

Es war der westphälische Freiherr, der berühmte Oppositionsmann des Vereinigten Landtages, der, aus seiner Provinz angelangt, unter dem Eindruck der eben erlebten Ereignisse so sprach. Der König fuhr auf über den Ton des Mannes, der es einst gewagt hatte, auf der ständischen Tribüne Worte der königlichen Thronrede in ironischer Wendung gegen die Krone selbst zu richten. Hohe Stabsofficiere, durch diese Bewegung ermuthigt, lachten laut auf. Der Freiherr verwies ihnen dies schnöde Betragen in so ernstem Momente mit ritterlichem Nachdruck. Der König suchte den Wortwechsel zu beschwichtigen durch eine im Conversationstone an den leidenschaftlichen Freiherrn gerichtete Einladung zum Souper. Aber — o tempora, o mores! selbst die Ehrfurcht vor einem königlichen Einladungsbefehl war in diesen Zeiten gebrochen. Kurz angebunden, schlug der Freiherr es aus und verließ das Schloß.

Von diesem Augenblicke war die hohe Frau mit dem beobachtenden Blicke wieder zufriedener mit der Haltung des Königs. Die Deputationen

wurden entlassen. Man soupirte, man soupirte mit Gästen. Nach dem Souper betete man, und nachdem man soupirt und gebetet hatte, war man ruhiger, behaglicher, entschlossener gestimmt. Man war wieder geistreich, machte Bonmots, man wollte den Staat nicht „als Einspänner mit halben Maßregeln" fahren, man wollte durch das „unvergleichliche Kriegsheer" und das Vertrauen auf seinen Gott die Monarchie in Preußen die Probe bestehen lassen, bei der sie in Oesterreich mit ihrer gottlosen Diplomatie zu Falle gekommen.

Es war nach sechs Uhr Abends eine Abspannung im Kampfe eingetreten und die Scene während des Soupers friedlicher erschienen. Jetzt kamen mehrere frische Bataillone Infanterie von Halle an. Die Schlacht begann von neuem und heftiger und erhielt mit der hereinbrechenden Nacht ihr schrecklichstes Gewand. Dicht in der Nähe des Schlosses dröhnte der Donner des schweren Geschützes; rings von allen Seiten zog neues Wetter sich zusammen. Wie Regentropfen prasselte das Musketenfeuer; Schlag auf Schlag donnerte die Kanonade dazwischen. Der ganze Himmel stand in hellen Flammen. Die Nacht war zum Tage geworden. Es gab keinen dunkeln, keinen stillen Platz mehr, wo man dem Gedanken entfliehen

konnte, daß jede dieser Minuten Hunderten von Brüdern auf dieser und auf jener Seite den Tod bringen könne.

Der Mann, für den und gegen den jeder dieser Schüsse fiel, war mehr als ein gekrönter Corporal, er war ein Mensch, er hatte ein Herz, das Leidenschaft und Leiden kannte. Als er erkennen mußte, daß dieser Kampf keine Revolte war, sondern eine Revolution, fing er an unsicher zu werden, ob er dem Gotte, dem er und sein Haus dienen wollten, so gefällig diene. Auch dieser Mann mußte verzweifeln an dem absoluten Halt, von dem aus er aller Wirklichkeit sich entgegenstemmen wollte. Er rief unter Thränen jetzt aus: „Ich bin der unglückseligste Mensch auf Erden!“

Eine todtblasse Frau, auf ihre Dienerinnen gestützt, schleppte sich zu ihm heran. Ohnmächtig sank sie zu seinen Füßen nieder. Es schien, als könne sie das Ende dieser Nacht nicht mehr erleben. Der Mann, den keine Macht der Erden von seinem von Gott übertragenen Amte drängen sollte, brach zusammen bei dem Anblick seines leidenden Weibes. Sein Gott hatte ihn im Stiche gelassen. Er fand keinen Halt, weder in sich noch in der Welt. In einem entsetzlichen Schrei preßte sein Schmerz sich zusammen. „Ich will, ich will

dieses entsetzliche Schießen nicht mehr hören. Man soll aufhören!"

Die Leute, die ihn bisher zum Kampf gestachelt, wagten nicht zu widersprechen. Die hohe Frau mit dem diplomatischen Blicke erblaßte, aber sie sprach nicht. Da trat der neu ernannte commandirende General hinzu: „Sire, bedenken Sie, soll alles Blut, das geflossen ist, vergeblich geflossen sein? Der größte Theil der Stadt ist der unsere; nur noch eine Stunde schenken Sie mir, und wir sind Sieger auf dem Platze. Und wenn wir die Truppen jetzt zurückziehen, Sire, bedenken Sie die Folgen! Wem wollen Sie sich noch anvertrauen? Der Pöbel ist wüthend durch den Kampf, wollen Sie das treue Heer verletzen, indem Sie ihm den Sieg rauben —?"

„Ich will Ruhe haben!" Das waren die Worte, welche die Revolution herausgefordert hatten; dieselben Worte gaben ihr den Sieg.

Das Militair stellte den Kampf ein.

Am andern Morgen um elf Uhr waren die Stadt, das Schloß von den Soldaten geräumt; die Horden der Kämpfer zogen mit wildem Triumphgeschrei durch die Portale in die inneren Höfe ein. Die Thüren, die hier zu den Kellern hinabführen, wurden erbrochen und eine Schaar vieler

hundert Gefangener, die während des Kampfes von den Soldaten hierher transportirt waren, strömte daraus hervor, um den Tag der Freiheit zu begrüßen: eben noch als Hochverräther ihres Lebens verlustig, wurden sie nun von den Mitkämpfern als die Retter des Vaterlandes begrüßt.

Auch ein Mann war unter ihnen, schön in seinem verstörten Ansehen, der sich auch dadurch von den Andern unterschied, daß er nicht in den lauten Jubel einstimmte. Geblendet blickte er in den heitern Sonnenschein, — er schien ihm heute zum ersten male mit Recht über diese Stadt zu leuchten: „So habe ich doch Recht gehabt!" murmelte der unversehrte Ernst Wagner vor sich hin.

Da vernahm man ein feierlich dumpfes Getöse. Eine schauervolle Parade bewegte sich in den Schloßhof. Ein gemeinsamer Instinct hatte ohne jede Verabredung auf den verschiedensten Theilen der Stadt die Herzen der Menschen zu derselben That geleitet. Von allen Seiten trugen Männer aus dem Volke, bleich, verstört, in zerrissener Kleidung, von Blut befleckt, zum Theil mit verbundenen Gliedern, die Waffen noch in der Hand, auf Bretern, Thürflügeln und andern improvisirten Bahren die Leichen der gefallenen Brüder auf den Platz des Sieges. Die klaffenden Wunden waren offen

gelegt, die halbnackten Leichen mit Blumen bestreut, die verwilderten Häupter mit Lorbeer und Immortellen bekränzt.

„Der König heraus! Der König heraus!“ So ertönte die unerhörte Parole dieser Parade. Bleich, ernst, niedergeschlagen, am Arme die weinende Königin, erschien der Schwergebeugte auf der offenen Galerie über den Todten. Verwirrt blickte sein kurzsichtiges Auge hinab auf die bleichen, stummen Lippen dieser Männer, die ihm sagten: „Siehe, das hast du gethan!“

Aber es sollte keine Scene der Rache, es sollte eine Scene der Versöhnung werden. „Jesus meine Zuversicht“, so erklang eine tiefe Stimme aus der Menge und brausend klang von vielen hundert Stimmen das Todestrostlied zum Himmel hinan, ein Ausdruck des Bundes zwischen König und Volk: das Vertrauen auf Gott lehrt uns die Menschen lieben!

Wie mochte der Herrscher oben auf dem Balcon diese Zuversicht verstehen? War es der alte Gott, der „Gott seiner Väter“, an den aufs neue dies Vertrauen ihn knüpfte, daß er auch dieser Macht der Erden widerstehen konnte?

Der Mann, der unter ihm einsam an einem Pfeiler lehnte, derselbe Mann, der ihn einst zum

Kampfe gefodert: Wort gegen Waffen, Geist gegen Commando! — dieser Mann, der heute sagen konnte: ich habe doch Recht gehabt, betete zu seinem alten Gotte; den Glauben an die Idee hatte er wiedergewonnen. Das tausendjährige Reich des Geistes war angebrochen; jetzt galt es, ganz seinem Cultus, ganz der Menschheit angehören!

„Wo haben Sie ihn gehenkt? Wo stehen die Guillotinen?“ So frug Krist mit rollenden Augen und matter Stimme, als Ernst ihn an seinem Bette im Hospital besuchte.

Delphine hatte in jenem Augenblicke, wo sie durch den fern und fest geglaubten Freund derangirt wurde, das Miteintreten des Schneiders nicht gemerkt, und deshalb das zurückgebliebene Blut für Ernst's Blut angesehen, während Krist es vergossen hatte, um Ernst zu retten. Ernst, durch den Anblick der verlorenen Geliebten außer Fassung gebracht, vergaß seine Pistole zu verbergen, als die Verfolger in das Zimmer dringen. Der erste der Soldaten legt in der Angst seines Herzens an auf den Bewaffneten. Krist springt vor mit dem Rufe „Pardon“ und fängt den Schuß mit dem linken

Unterarme auf, der zerschmettert wird und amputirt werden mußte.

Dieses Misverständniß bereitete Delphinen fürchterliche Stunden. Sie liebte sonst heftige Affecte, sie schaukelte sich gern in tragischen Emotions; aber dieser Schlag ging denn doch über alle Komödie hinaus. Schreck, Reue, abergläubische Angst ergriffen sie und zerrten ihre Seele fürchterlich hin und her. In jener Nacht, in der mit der dröhnenden Kanonade, mit den Gluten der Feuersbrünste alle Schrecken der Hölle über das Sodom der modernen Welt heraufbeschworen schien, wurde Delphine von der Macht des Gewissens erfaßt. Ueberall erblickte sie Gespenster; bald drohte ihr die selige Mutter; bald winkte Horn mit zerschmettertem Schädel, um Liebe flehend; bald stürzte einer Furie gleich Ernst's frisch blutende Gestalt auf sie los. Sie aber hatte ihre alte, entschlossene Rücksichtslosigkeit bewahrt; sie wollte nichts von ihren guten, todten Freunden wissen; sie wollte nur dem Leben, nur dem lebenden Geliebten angehören. Heute fühlte sie die ganze Macht ihrer verlangenden Leidenschaft; noch nie hatte sie sich so nach Cesar's starken Armen, seiner schützenden Brust gesehnt: sie erkannte jetzt zum ersten male, was Alles dem schwachen Weibe der liebende Mann ist, — jetzt,

wo jeder dieser ewig dauernden Augenblicke ihm den Tod bringen konnte.

Sie erlebte die schrecklichsten und doch die wonnevollsten Stunden ihres Lebens: die Angst und die Schmerzen wahrer hingebender Liebe. Endlich am Morgen Ruhe — Friede — Sieg! Nun mußte er kommen. Aber er kam nicht. Am dritten Tage, nachdem Mieroslawski, Liebelt und die übrigen Polen aus dem Gefängnisse befreit sind, kommt statt seiner ein verwilderter Barricadenkämpfer. Er bringt einen Brief:

„Ma dame! Die Zeit erlaubt mir nicht, Adieu zu sagen. Mich ruft das Vaterland. Während Sie diese Zeilen lesen, bin ich auf der Tour nach Polen. Die mit Ihnen verlebten Stunden werden mir unvergeßlich bleiben. Mit dem Wunsche, durch seine Entfernung Sie in Ihrem Glücke nicht zu stören, scheidet Ihr

Cesar Graf ......"

Dem Piastensprößling, Grafen Cesar, waren seit dem misglückten Krakauer Unternehmen von der Propaganda keine ferneren Gelder anvertraut worden; er hatte den eigenthümlichen Nahrungszweig als Gemahl oder Quasigemahl einer Sängerin eingeschlagen, indem er, um unerkannt zu

sein, die Maske eines italienischen Concertsängers dabei einnahm. Jetzt eröffnete die Revoltirung Polens ihm eine reichere Geldquelle als die Kehle der Geliebten und er trug kein Bedenken, sich von dieser zu trennen, um von dem aimé soutenu vielleicht zum polnischen Feldmarschall zu avanciren.

Getäuscht hatte Delphine schon oft; aber getäuscht zu werden, das war ihr noch nicht passirt. Mit ihren Elfenbeinzähnen zwischen den sanften, feinen Lippen vernichtete sie wüthend das Billet. Nach einer Stunde war sie zur Abreise fertig.

Dem Droschkenkutscher, der sie frug, wohin sie zu fahren befehle, antwortete sie die berühmte Redensart: „Fort, fort! In die weite Welt!" Als dieser jedoch bedeutete: „Das is man schlimm, davor haben wir keene Taxe nich", — ließ sie vor das Theatergeschäftsbureau, Kronenstraße Nr. 48, vorfahren, erkundigte sich nach einem Engagement und fuhr mit dem nächsten Zuge der Eisenbahn davon, um die betrogenen Todten und den lebenden Betrüger zu vergessen.

In der riesigen Leichenfeier der gefallenen Freiheitshelden hatte die Berliner Revolution ihren

sittlichen Höhepunkt erreicht. Wenn nichts Anderes, so bewies es dieser schauervoll friedliche Zug nach dem Friedrichshaine, daß nicht eine verbrecherische Rotte, daß ein Volk, um die unerträglichen Fesseln abzuschütteln, eine Revolution gemacht hatte.

In der mit der ganzen Welt ausgesöhnten Stimmung, die er von diesem Friedhofe mitnahm, hatte Ernst Delphinens Wohnung wieder aufgesucht, um in den Tagen des allgemeinen Weltfriedens sich auch mit ihr und ihrem Freunde auszusöhnen. Aber er hatte sie nicht mehr angetroffen.

Zu Krist ging er nicht gern; denn dessen stete Wuthausbrüche, die er sich nur als Phantasien des Wundfiebers erklären konnte, verletzten ihn. Er hatte keinen Freund in der großen Stadt, den er aufsuchen konnte. Er ging in das Zeitungslesecabinet, in dem die literarischen und jetzt politischen Capacitäten sich zu treffen pflegten.

Als er in das Sprech- und Rauchzimmer rechter Hand trat, traf er unter den dort Versammelten einen lauten Wortwechsel an.

„Wissen Sie, was Sie gethan haben, Doctor?" so rief eine ihm bekannte Stimme. „Sind Sie wahnsinnig? Jetzt den Pöbel aufhetzen, jetzt, wo es nur noch einen Punkt des Rechtes gibt,

wo Staat, Eigenthum, Civilisation auf dem Spiele stehen!"

„Pardon, ich weiß sehr gut, was ich gethan!" So antwortete mit näselndem Tone ein schmächtiger Mann, mit auffallend jüdischer Physiognomie, den Ernst schon früher bei Hippel gesehn zu haben sich erinnerte. „Es gibt nur ein Ziel und nur einen Weg: Alles für das Volk, Alles durch das Volk. So lange jener eine Punkt des Rechtes noch besteht, an den ihr Bourgeois euch anklammert, so lange ist keine Freiheit möglich. Das ist mein ceterum censeo!"

Die beiden Streitenden waren Hermann und der Besitzer des Lesecabinets. Die Veranlassung, über die sie in Streit gerathen, war der Leitartikel, den der letztere am heutigen Tage in der von ihm redigirten Zeitung veröffentlicht hatte. Das Blatt war durch Unterstützung der Regierung gegründet und diente bisher den reactionären Tendenzen. Der Redacteur, ein Freund des seligen Horn, der bisher im Absolutismus gemacht hatte, eröffnete jetzt, nach dem neuesten Börsenumschwunge, sein Geschäft unter der alten Firma mit einem neuen Artikel und wollte von nun ab in Revolution und Socialismus machen. Er hatte die rothe Fahne aufgesteckt und rief das Proletariat herbei, für die Vollendung

der Revolution darum sich zu schaaren gegen die einlenkende Halbheit der liberalen Bourgeoisie.

„Wenn Sie diese Masse, die vom Anblick des Blutes schon wild geworden ist, gegen uns hetzen, was können wir anders thun, als uns dem Königthum anschließen?" So rief Commerzienrath Hermann, der mit einer Deputation nach Berlin gekommen war.

„Nein, im Gegentheil: wenn ihr dem Feinde, der eine Schlacht, aber noch nicht seine Macht verloren hat, jetzt von allen Seiten zu Hilfe eilt, was können wir da thun, als uns auf den gesunden Sinn des Volkes berufen?" So erwiderte der jüdische Redacteur.

„Nur mit der Krone!" hieß es dort. „Nur mit dem Volke!" hieß es hier. Aber während man noch mit dem hereinbrechenden Abende disputirte, begann auf der Straße ein Tumult sich zu erheben. Eine Abtheilung der neu errichteten Bürgerwehr umzingelte das Haus. Stattliche Männer mit kostbaren Büchsen bewaffnet, drangen herauf. Sie wollten den Redacteur zwingen, seine Pressen zu schließen.

Da wuchs der Tumult auf der Straße. Ein anderer Trupp, in Lumpen gekleidet, mit Knitteln versehen, gerieht mit den aufgestellten Bürgern in

Händel. Es gab einen heftigen Krawall. „Das Volk“ befreite den Redacteur.

Damit war die Knospe der Revolution auseinander gebrochen. Es war keine Blüte, die sich daraus enthüllte, — die klaffende Wunde, welche die Nation in rechts und links zerspaltete. Die langersehnte Freiheit war das Scheidungsmittel, wodurch das Volk in seine Urelemente feindlich gesondert wurde. Zerstörung oder Erhaltung, Radicalismus oder Reaction, danach trennte sich die ganze Nation. Es gab kein Drittes, keine Mitte: entweder — oder!

Auf der einen Seite dominirten ruinirte Genies, auf der andern bürgerliche Parvenus. Hier mangelte die Energie, dort die Besonnenheit; hier gab es Charakter ohne Genialität, dort Genialität ohne Charakter. Es fehlte das selbstständig schaffende, staatsmännische Genie, das, ohne Aberglauben nach irgend einer Seite, ohne Pedanterie bei den Begriffen des Rechts, ohne Idealismus bei denen der Freiheit, auf die vorhandenen Verhältnisse einging, um sie zu beherrschen; das das Ansehn der Krone gegen die Extravaganzen des Pöbels und die Macht der Volksmassen gegen die Intriguen der Camarilla zu brauchen verstand, um zwischen Scylla und Charybdis hindurch das lecke

Staatsschiff zum sichern Hafen der Freiheit zu lenken.

Der Geschichtsschreiber jener Zeit wird sagen müssen, daß es überhaupt keine kräftig gesunden, für das freie Staatsleben reifen Elemente der Nation oder doch keinen Staatsmann gab, der sie zu sammeln verstand.

Ernst Wagner konnte sich lange nicht zu der Einseitigkeit entschließen, Constitutioneller oder Demokrat zu werden. Dieses Volk von Gassenbuben und Verbrechergestalten, das die Läden der Hoffabrikanten stürmte, Autodafé's errichtete, im Lindenclub blutige Phrasen und schlechte Witze machte und beklatschte, das in diesem Augenblicke voll Wuth den Staatsmännern der Gegenpartei mit Stricken drohte und im nächsten einen halbverrückten Conditor in ironischem Triumphe durch die Gassen fuhr, das konnte Wagner nicht als das Volk ansehen, aus dem durch bloße Abstimmung die absolute Vernunft hervorgehen solle.

Und doch wieder, wenn sein Onkel, der königlich preußische Consistorialrath, mit einer mächtigen deutschen Cocarde am Hute, ihn jetzt auf der Straße umarmte und seine Freude äußerte, daß es denn doch endlich so weit gekommen; oder wenn er den Stadtrath, von Hermann's liberalem Zweck-

essen her ihm bekannt, mit einer ganz zu Angst gewordenen Physiognomie als Deputirten auf der Rechten sitzen sah, dann vermochte er nicht zu glauben, daß auf dieser Seite wirklich die sittliche Gesinnung, der staatsmännische Patriotismus heimisch sein sollte, die sie für sich in Anspruch nahm.

Endlich, endlich jetzt, hatte Wagner geglaubt, müsse die Lebensbahn eröffnet sein, der sein Geist in vollem, freiem Zuge sich hingeben könne, und doch mußte noch immer sein krankes Gemüth in sich selber wühlen.

Ein Ereigniß endlich gab ihm den Anstoß zu einer entschiedenen Richtung. Das Patent des Staatsministeriums vom elften Mai wegen Zurückberufung des Prinzen von Preußen stieß ihn auf die äußerste Linke. Für ihn bewußt, wie für die große Menge unbewußt, war die Märzrevolution die letzte, höchste Anstrengung gewesen, durch und durch moralisch zu sein, all diese kleinlichen Schranken, diese verderbten Verhältnisse, in welche die Gesellschaft unentwirrbar sich verwickelt hat, die einen Jeden im Großen wie im Kleinen zum Egoismus, zu Intrigue und Heuchelei zwingen, diese alle auf ein mal zu zerreißen und von sich zu werfen, um das wahre menschliche Wesen in seiner Rein-

heit, Größe und Schönheit frei zu entfalten. Da heißt es nun in dem Zurückberufungspatente von einer Mission, mit welcher der Prinz nach England gesendet sei, während alle Welt wußte, daß er in Folge des Straßenkampfes geflohen war; die lügenhafte Intrigue des gestürzten Systems, die Politik der Vorwände und Scheingründe trat wieder offen hervor, und zwar mit einer Ungeschicklichkeit, als verstehe es sich von selbst, daß sie eben lügen müsse.

Im Volke sah Wagner Zerspaltung, in der Regierung Perfidie. Der Geist, der sich so großartig emporgerafft, drohte in sich zusammenzusinken. Jetzt oder nie! Es galt, Alles daran zu setzen, um ihm noch ein mal aufzuhelfen. Konnte das Volk die Demokratie aus sich selbst nicht entwickeln, so wollte Wagner mit dahin wirken, sie durch Gewalt ihm aufzudringen! Er gehörte jetzt zu denen, die im Kampf des achtzehnten März nur den Anfang einer Revolution sahen und in einer neuen Erhebung ihre Vollendung erstrebten. Bei der nächsten Gelegenheit, die sich darbot, setzte er dafür seine ganze Existenz daran.

Anstatt auf dem durch die Revolution gewonnenen Boden die Grundlagen eines haltbaren Verfassungsbaues zu beginnen, ließ der sogenannte

staatsmännische Liberalismus, der in der Majorität der Kammer und im Ministerium die Zügel in der Hand hielt, sich sowol durch eigene doctrinäre Pedanterie als fremde Intrigue verleiten, einen sogenannten Rechtsboden zu erkünsteln, sodaß die von rechts und links anstürmenden Fluten Zeit gewannen, den Halt, den er in den Thatsachen hatte, wie Sand unter seinen Füßen fortzuspülen.

In der Abstimmung vom vierzehnten Juni hatten Kammer und Ministerium die Revolution verleugnet, der sie ihre Existenz verdankten. Jetzt trat die Gefahr vor Reaction in ungeahnter Nähe auf. „Durch! durch!“ hieß es bei Ernst Wagner und Genossen. Die Aufregung des Volkes war ungewöhnlich groß; sie sollte benutzt werden, um eine Katastrophe herbeizuführen. Durch heimliche Fortschaffung von Waffenvorräthen aus dem Zeughause war hierhin der Unwille der Menge gerichtet. Das Zeughaus sollte gestürmt werden, um das Volk, d. h. die Proletarier, die nicht zur Bürgerwehr gehörten, zu bewaffnen und mit ihm die Republik zu proclamiren.

Furiose Reden wurden gehalten, die innerste Entrüstung aufgerüttelt; man appellirte an das sittliche Gefühl des Volkes, ließ die Todten des achtzehnten März aus den Gräbern heraufsteigen, Gott

vom Himmel auf diese Verhöhnung seiner Werke herabblicken, schwor Gut und Blut daran zu setzen, um die Ehre der Freiheitshelden wieder aufzurichten, und — die Agenten der Reaction, die späteren Mitarbeiter der Gott-sei-bei-uns-Zeitung klatschten den Beifall dazu.

Donquixote waren diese Volkstribunen, die solche Anstrengungen zur Tapferkeit machten, um die Thüren und Fenster eines unvertheidigten Hauses einzuschlagen.

Die Bürgerwehr war vom Zeughause zurückgerufen; die Militairwache desselben hatte keine Instruction —; und so brauchte das Volk nur mit aller Gemächlichkeit in die niederen Fenster einzusteigen. Und als es sich mit Waffen, auch Kostbarkeiten nicht verschmähend, nach Verlangen und Wahl versehen hatte, stob es aus einander. Preußen blieb eine Monarchie; die sittliche Empörung des Volksbewußtseins war auf einen Diebstahlseinbruch hinausgekommen, der die demokratische Partei compromittirte, der Reaction den ersten festen Halt gab, sich weiter auszubreiten.

Ernst Wagner sah ein, daß er immer noch nicht ausgelernt hatte. Noch einmal war er gewaltsam enttäuscht, noch einmal in sich zusammengebrochen.

Es war schon spät Nachts, als er erschöpft in ein öffentliches Local trat, in dem Männer der Partei zusammen zu kommen pflegten. Drei der Publicisten, die er vor zwei Jahren bei Hermann hatte kennen gelernt und die jetzt als Deputirte in Berlin weilten, fand er dort. Am Morgen hatte er gesehen, wie sie umhergingen, um zu haranguiren, „jetzt gilt es, tapferes Volk, Alles daran zu setzen, jetzt oder nie!“ Nun saßen sie gemüthlich da bei einer Partie Solo.

„Seid ihr die Männer des Volks?“ rief Wagner empört ihnen zu. „Während draußen das Volk sich schlägt, sitzt ihr beim Kartenspiel?“

„Sollen wir auf die Barricaden? Wir müssen unser Leben schonen, um für tausend Arme Kopf zu haben.“ So antwortete man.

„Nun, wohl denn! Warum braucht ihr nicht eure Köpfe? Wenn das Volk kämpfen soll, warum organisirt, warum leitet ihr nicht?“

„Etwa, um besser zu machen, was Ihr verdorben, um zu büßen, was Ihr verbrochen habt, — Ihr Putschmacher? Mit Straßenjungenscandalen haben wir nichts gemein.“ Das war die Antwort, die er erhielt.

Wagner wurde öffentlich von seiner Partei des=

avouirt. Um sich selbst rein zu waschen, mußte man ihn aufopfern. Am andern Tage floh er verkleidet aus Berlin, von der Policei verfolgt, von der öffentlichen Meinung verachtet, von seinen eigenen Gesinnungsgenossen verrathen.

Drittes Capitel.

In Hansdorf am stattlichen Garten des Pfarrhauses ging ein Mann entlang, der bei jedem Schritte besorgt um sich blickte, ob er auch nicht gesehen werde. Als er den Pfarrherrn im Garten bemerkte, — es war College Striegnitz, der Nachfolger des seligen Pastor Wagner, — da duckte er sich hinter der Hecke und schlich wie ein Dieb davon.

Es war das der Berliner Demagoge Ernst Wagner. Er ging nach dem Amte, der Wohnung des Pächters von Hansdorf. An der Thüre dort trifft er eine hübsche, junge Frau, die Haube auf dem Kopfe, das Gesicht blühend von Glück und Gesundheit, — die Seligkeit der Flitterwochen strahlte ihr aus den Augen.

„Mein Gott, wer ist denn das?“ rief sie erschreckt aus, als sie den Fremden mit eingefallenen, blassen Zügen und unheimlich großem Barte sah.

„Anna!“ rief dieser, an ihrer Sprache sie erkennend.

„Ernst?“ sagte sie, in fragendem Tone, und sah ihn nachdenklich groß an. Sie sagte nicht, daß er sich verändert habe; aber daraus, daß sie es nicht sagte, konnte er sehen, wie sehr sie es fand.

Auch Ernst fand seine verlassene Braut anders, als er es erwartete. Er hatte ein blasses, abgezehrtes Wesen wiederzusehen gedacht, dessen Anblick ein steter Vorwurf für ihn sein müsse; und nun, wo er dieses Vorwurfes sich entledigt sah, verletzte es ihn, daß sie um ihn nicht mehr gelitten hatte!

Aennchen hatte den Verwalter Kilian, der vor drei Jahren auf dem verhängnißvollen Polterabend Ernst's unglücklicher Nebenbuhler gewesen war, nach dem Tode ihrer Tante geheirathet. Jene unglücklich abgelaufene Neckerei, durch welche sie den Taper-Kilian damals im Spiele am Kopfe verwundet, ließ ein stetes Weh in ihrer Brust zurück, das sie empfand, so oft sie an ihn dachte. Als Ernst sie unglücklich werden ließ und dieser Mann ihr schüchtern auch im Unglück seine treue Liebe bewies, erblühte ihr Mitleid zur Liebe. Als die Tante starb und ihre Zeit und Liebe nicht mehr

in Anspruch nahm, versprach sie sich dem wackeren Kilian. Dieser, der sich indeß in der weiten Welt ein sicheres Auftreten und vielfache Kenntniß erworben hatte, pachtete von seinem Vermögen das Gut von Hansdorf und war seit wenigen Wochen Aennchens glücklichster Gatte.

Aennchen und Ernst fühlten sich in einer bedrückten Stimmung einander gegenüber. Sie waren beide froh, als Kilian von der Arbeit nach Hause kehrte und sie davon befreite.

Ernst erinnerte sich nicht, auf seinen Fahrten in die große Welt, wo er wie Diogenes die echten „Menschen" suchte, jemals so herzlich bewillkommnet zu sein, wie durch diesen derben Handschlag und dies einzige Wort seines früheren Nebenbuhlers: „Grüß' dich Gott, Vetter!"

Aennchen wischte ihrem Gatten den Schweiß von der Stirne, gab ihm ein Küßchen, reichte ihm Pantoffeln und Hausrock, — das Alles mit so rein geschäftiger Miene, ohne Entzücken, ohne überschwängliche Zärtlichkeit, und doch erschien Ernst dieses aufmerksame Walten sorglicher Liebe unendlich beglückender, als all die himmlisch erhabenen und irdisch wüsten Seligkeiten der freien großen Liebe, die er genossen.

Kilian machte keine unnöthigen Umstände mit

seinem Gaste. Er sagte, er sei barbarisch müde von der Arbeit und legte sich zur Ruhe.

Auch Ernst, der mit Aennchen nicht allein bleiben wollte, begab sich in das ihm angewiesene Zimmer. Auch er fühlte sich müde an Leib und Seele, aber er kannte keine Ruhe, die ihn stärken konnte.

Als er nach langem Schlafe ohne Erquickung am anderen Morgen aufstand, hieß es: Kilian ist schon zur Arbeit hinaus. Ernst ging, um frische Luft zu schöpfen, vor die Thüre. Die frischen Haufen Dünger, die er dort sah, setzten ihn in Verwunderung; er mußte sich selbst belächeln, als ihm dabei einfiel, wie er ganz vergessen hatte, daß es Mist gebe. Aber mit tiefen Athemzügen sog er den warmen Dampf desselben ein; es war ihm, als könne dieser seine Brust heilen, die krank geworden war von dem Parfum, den er eingeathmet.

Aehnlich ging es ihm, als er in die Küche trat. Die Töpfe, Kannen, und all diese zur Existenz des Menschen unentbehrlichen Geräthschaften waren ihm etwas ganz neues. Er stand an einer großen Wasserstande und fand es sonderbar, daß diese Breter an einander schlossen und das Wasser zusammenhielten. Er war nachdenklich und schwermüthig geworden darüber, daß er der ganzen

wirklichen Welt sich so entfremdet fühlte. Er suchte Aennchens Gegenwart auf, um bei ihr sich zu zerstreuen. Sie sprachen nicht lange mit einander, als diese anfing den Unfug zu erzählen, den der demokratische Cantor, Herr Zabel, — Ernst's ehemaliger Freund, — im Dorfe angestiftet habe; er habe das Volk aufgehetzt, sodaß die Bauern keinen Pacht mehr zahlen und die Tagearbeiter doppelte Löhnung haben wollten; sie hätten aus Haß schon eine Scheuer angezündet gehabt, die nur mit Mühe noch gerettet sei; Kilian wisse oft gar nicht, wie er sich halten werde, und um nur nicht ganz herunter zu kommen, sei er Wochentags und Sonntags von früh bis spät bei der Arbeit und strenge sich an wie der gemeinste Tagelöhner. „Und woher sind die schlechten Zeiten gekommen?" so fuhr Aennchen fort; aber um Ernst nicht zu verletzen, hielt sie ein und schwieg. Um so mehr fühlte er sich getroffen. Er mußte bei diesen bedrängten Verhältnissen seinen Wirthen zur Last sein, und war sich selber zur Last, als er unthätig den ganzen Tag im Hause sich herumtrieb.

Er hatte immer von „der Arbeit" sprechen hören. Am andern Morgen ging er bald nach Sonnenaufgang mit Kilian an „die Arbeit." Es gab ein Kohlfeld umzugraben. Ernst machte sich

mit allem Eifer daran und war nach einer Stunde müde. Indeß hörte er auf einem jenseitigen Felde einen Pflüger, der schon bei der Arbeit war, als sie dazu kamen, sein lustiges Liedchen gleichmäßig fortpfeifen. Als er Kilian frug, wem jenes Feld gehöre, antwortete dieser: „Das hat Pastor Striegnitz gepachtet; der darauf arbeitet, ist sein Sohn, — ein brauchbarer Mensch; er hält die ganze große Wirthschaft schon zusammen.“

Es war das einer von den „Jungens“, bei denen Ernst einst mit Schmerz an die Erziehung des Menschengeschlechtes dachte. Wie beneidete er ihn jetzt um die Kraft und Uebung, die ihm selber fehlte, um nur durch eine Tagesarbeit sich nützlich zu machen.

Trotz der Ermüdung zwang Ernst mit aller Gewalt sich zur Arbeit. Als erst die Sonne ihn auf den Rücken brannte, und die hellen Schweißtropfen ihm über die Stirne perlten, und er standhaft eine Scholle auf die andere warf, da ging ihm allmälig die Besinnung vor Anstrengung aus; mechanisch hob er die Arme einmal ums andere, ohne zu wissen, daß er es that. Aber als nun die Ruhestunde kam und er sich in den Schatten legen konnte, empfand er eine Befriedigung seines ganzen Wesens, wie er es noch nicht gekannt. Es

erschien ihm das einzige, das größte Glück zu sein, so, ohne Gedanken, in einem Berufe fortzuleben, zu arbeiten, um dann zu ruhen, und zu ruhen, um wieder zu arbeiten.

Als der Sonntag kam, fühlte er, daß er eine Erholung verdient hatte. Mit welcher Zufriedenheit ging er jetzt ans Biertrinken, Cigarrenrauchen, Kegelschieben. Er hatte mit Aennchen und Kilian einen Besuch gemacht bei Grubers, der Rieke und dem Christian, bei deren Polterabend er zugegen gewesen war. Jetzt wußte er die Freundschaft zu schätzen, mit der man ihn hier empfing, die Nachsicht, mit der man kein Wort von Politik sprach, um ihn nicht zu verletzen. Er lernte es kennen, wie süß es ist, Menschen zu haben, von denen man geliebt wird.

Als die beiden vertrauten Familien zusammen Abendbrot aßen, war der noch immer lustige Christian außer sich vor Freude über den Kalbsbraten, den Hanne, früher Wagner's Köchin, ihrem jungen Herrn Pastor zu Ehren aufs vortrefflichste zubereitet hatte. Er schenkte ihr als besondere Anerkennung dafür ein Zweigroschenstück. Als Ernst die Freude der Magd über dieses kleine Geschenk und noch mehr über die Zufriedenheit ihrer Herrschaft auf dem gebräunten Gesichte glänzen sah,

da dachte er: ist hier nicht das sociale Problem gelöst? Er, der stets einen Weltschmerzstich empfunden, wenn er einen dienenden Menschen gesehen, mußte sich sagen, daß es nichts auf Erden gebe, was ihm eine solche Freude bereiten könne, wie diese Magd sie jetzt genoß!

Welcher Thor war er gewesen! Er, der stets kritisirte, glich dem Thier, das von einem bösen Geist auf dürrer Haide im Kreise herumgeführt wird, während rings fette, grüne Wiese ist. Die Genialität ohne Genie hatte ihn Zielen nachgejagt, die über seine Kräfte gingen. Jetzt war der Hochmuth seines Idealismus gebeugt. Mußte er jetzt nicht sich einfriedigen können in dieser heimisch traulichen Welt?

Ueber so wichtige Entschlüsse suchte er beim Nachessen von prächtigen Herzkirschen mit seinen Gedanken zu unterhandeln, als wiederum die Ironie des Zufalls ihn neckte. Riekchens zweijähriger Bube kam mit einem älteren Spielgefährten weinend aus dem Flure in das Zimmer. „Mutter, mein Kuhfuß ist entzwei, mein Kuhfuß ist entzwei.“ So klagte er bitterlich und hielt seine kleine Kinderflinte der Mutter hin.

Auf die Frage, was sie damit gemacht hätten, gestand der ältere Bube, nun auch in Weinen ausbrechend: „Wir wollten sehn, warum das so

schießt, und da haben wir es entzwei gemacht und nun geht es nicht wieder ganz zu machen."

Ernst sprang auf, wischte dem Kleinen die Thränen ab und versprach den Schaden auszubessern, während ihm selbst die Thränen über die Wangen liefen. Hatte er nicht auch um das „Warum?" willen sein Lebensschicksal aus den Fugen gerenkt, sein Herz gebrochen, und nun er klug geworden ist, wird er jetzt den Schaden wieder heilen können? Er küßte, als es Niemand sah, innig die Kleinen, während er sonst die Kinder nicht recht hatte leiden können. Er hatte gelernt, die Menschen lieben. Das gemeinsame Loos, das sich bei Allem im Großen wie im Kleinen wiederfindet, dieselben Leiden und Freuden zu empfinden, dieselben Erfahrungen zu machen, das ist es, was die Menschen mit einem Bande zusammenhält.

Ernst, der sonst aus Princip nie spielen wollte, tummelte sich jetzt, nachdem er die Flinte reparirt hatte, eine Stunde lang mit den Kleinen in den kindischsten Streichen auf dem Rasenflecke vor dem Hause herum. Ueber das ganze Gesicht lachte er und in den Augen standen ihm die Thränen. Er lachte darüber, wie er in diesen unsinnigen Albernheiten so glücklich sein konnte und weinte, daß er seine hohen Ideen aufgeben mußte, oder — lachte

er sich aus, daß die hohen Ideen ihn so lange um den Werth des Lebens betrogen hatten und weinte er vor Inbrunst über das Glück und die Freuden, die aus dem beschränktesten Leben voll Rechtschaffenheit und Liebe erblühen? Die Stimmung des echten Humors, die weder diesen naiv glücklichen Menschen noch ihm selbst, als zerrissenem Titanen, bekannt gewesen war, überkam ihn mit ihrem das Menschenschicksal versöhnenden Frieden.

„Mein Kuhfuß ist entzwei!" so machte Ernst den Knaben ihr Weinen neckisch nach, während die Thränen ihm in die Augen traten über die schwere Wahrheit: „Mein Herz ist entzwei!"

Aennchens klare blaue Augen hingen mit besorgtem Blicke an Ernst, als er so mit den Buben tollte. Als er diese Wehmuth bemerkte, wurde er plötzlich still. Und als er, zu Hause angekommen, einsam in seinem Zimmer war, rang er seufzend die Hände. Er gedachte, wie diese Augen in der Laube von wildem Wein beim Mondschein einst ihm gelächelt hatten; er gedachte des Abends, an dem er aus seiner Kammer, dieser ähnlich, vor ihre Thüre getreten war und ihr zugeflüstert: „du weißt es nicht, wie gut ich dir bin!" und wie sie in losem Nachtkleide ihm dann so vertrauensvoll um den Hals gefallen und geantwortet hatte:

„wenn erst Hochzeit sein wird!“ — und jetzt, wo er wußte, daß das die wahre, ihrer selbst ewig gewisse Liebe ist, jetzt konnte er nichts als ausrufen: „mein Herz ist entzwei!“

Am andern Morgen hatte Ernst die Zeit zur Arbeit verschlafen. Er fühlte, daß er die Kräfte nicht besaß, sich dauernd in dieser Weise anzustrengen. Er blieb zu Hause. Eine tiefe Wehmuth durchbebte sein Inneres. Aennchens Blicke fand er heute weich, sie wichen aus, wenn sie den seinen begegneten, ihr ganzes Benehmen gegen ihn war verändert; er selbst fühlte sich beunruhigt in ihrer Gegenwart.

Aennchen hatte, durch einen Zufall in das obere Stockwerk geführt, gestern Abend die Schmerzenslaute ihres untreuen Geliebten vernommen. Sie hatte ihre erste Liebe nicht vergessen; aber sie hatte den Verlust derselben verschmerzt. Als sie Ernst wiedergesehen, wollte sie manchmal in ihrem Herzen wieder auftauchen und sie überkommen mit dem Verlangen nach einer geahnten, schwindelnd hohen Glückseligkeit; aber sie besaß Festigkeit genug, kaum auf Augenblicke fremden Gefühlen sich hinzugeben. Jene belauschten Seufzer aber hatten ihre Empfindungen in innerlichste Empörung gebracht. Der nächste Gedanke, den sie freudig faßte, war der,

sich des Unglücklichen anzunehmen und durch ihre schwesterliche Sorgfalt in ihrem Hause ihn sein Leid vergessen zu lehren. Bald aber mußte sie in Furcht erbeben davor, denn jene unendliche, unbezwingbare Sehnsucht wollte wieder mächtig werden; sie mußte in seiner Nähe sich vor sich selber fürchten.

Als sie des Nachmittags allein im Wohnzimmer saßen, Aennchen nähend, Ernst mit einem Buche in der Hand, ohne zu lesen, begegneten sich ihre trüben Blicke. Sie fühlten es, die Erinnerung vergangener Tage, die sie seit ihrem Wiedersehen zu berühren vermieden, schwebte über ihren beiden Seelen. Da zitterte eine Thräne an Aennchens Wimpern. Ernst las jetzt die Vorwürfe, die er verdiente, in ihren Zügen; er sah, daß er sie sehr unglücklich gemacht hatte; er glaubte zu wissen, daß sie auch jetzt nicht glücklich war, nur resignirt. Sie stieg in seiner Achtung.

„Ernst!“ unterbrach endlich Aennchen das drückende Schweigen, indem sie, in sich selber kämpfend, ihre Freundschaft vor ihrer Liebe zu erretten suchte.

„Anna!“ antwortete Ernst, mit dem weichen Tone seiner Stimme, der ihr so hold wie sonst wieder erklang und sie im Innersten erbeben machte.

„Ernst, willst du nicht bei uns bleiben? — du könntest meinem Manne helfen, wenn du wolltest — oder ich richte dir oben die Stube zum Studiren ein und du schreibst Bücher — du hast ja ohnedies Theil an unserem Hause — dein Vater hätte nicht Ursach gehabt, sich so abzuhärmen — er hat ein paar tausend Thälerchen hinterlassen, die auf diesem Gute eingetragen stehen — sie gehören dir, genieße sie mit uns und bleibe hier." So ermannte sich Aennchen mit zitternder Stimme zu reden; aber als sie es gesprochen, erschrak sie vor dem, was sie gesagt. Sie fühlte, daß sie unglücklich sein mußte, so lange sie in seiner Nähe weilte.

„Anna!" rief er in einem leidenschaftlichen Accente, wie er in diesem friedlichen Hause noch nicht gehört war. „Anna! du kannst mir verzeihen?"

„O still, still! Ich habe dir nie gezürnt."

„Und du liebst mich noch? Anna, nicht wahr, du liebst mich noch?"

„Ja, Ernst, ich war dir immer gut", sagte sie mit einer Stimme, die von Thränen erstickt wurde. Er aber kannte nicht dieses herzliche Gutsein in sich ruhender Liebe; er kannte nur heroische Leidenschaft, das ganze Dasein aus den Fugen reißende Excentricität. Mit der im Schmerze wühlenden

Wollust seines kranken Herzens rief er aus: „Ja Anna, ich weiß es, du mußt mich lieben. Glaube mir, erst jetzt, wo du nicht mein sein kannst, erst jetzt seh' ich ein, welches Glück ich in dir verloren. O, wenn ich dich auch unglücklich gemacht habe, Anna, von meinem Elend hast du keine Ahnung!"

Schluchzend barg sie ihr Gesicht in den Händen. Sie hätte aufschreien mögen vor fürchterlichem Weh; all ihr unterdrückter Liebesschmerz wurde plötzlich mit nie gekannter Gewalt in ihrem Herzen lebendig. Sie hätte sterben mögen vor Angst; denn sie wußte nicht, wie sie jetzt sich wieder in das Leben finden werde. Sie reichte Ernst, der vor ihr niedergekniet war, die Hand und sah ihn mit flehendem Auge an: sie wollte ihn bitten, ihre Ruhe nicht zu stören, den Frieden, den sie mühsam sich erkämpft, nicht umsonst zu vernichten. Er verstand diese Mienen anders, bedeckte die Hand mit glühenden Küssen, barg sein Haupt in ihrem Schooße und tobte den Schmerz, daß er sich in dem stillen Glücke ihres Besitzes nicht einzufriedigen vermochte, in heftigen Liebesbezeugungen aus.

Anna wollte sich losreißen, aber ein Blick von ihm, der sie zurückversetzte in die heiligen Glückseligkeitsschauer der ersten Jugendliebe, lähmte ihren

Willen. Ernst's fieberisch gestimmte Seele war außer sich in halbbewußtlosen Wahnsinn gerathen. Er zog die Widerstandslose in seine Arme, um sie auf die Lippen zu küssen. Da bei dieser Umarmung, die, in der Manier jener pathetisch liederlichen Orgien, kühner war, als sie es je ihrem Gatten gestattet hatte, erwachte ihr besseres Bewußtsein wieder in ihr. Sie stieß ihn zurück, raffte sich auf, und — war für immer von ihm befreit. Die Liebe, die sie oft für ihn nicht unterdrücken konnte, hatte sie mit diesem Momente überwunden. Mit ganzem, frohstem Herzen gehörte sie ihrem Gatten an.

Was hatte er gethan? — der Wüstling! Verdiente er Glück, der an fremdem mit frevelhafter Hand rüttelte?

Einsam saß er auf seinem Zimmer. Anna graute es vor seiner Nähe; sie rief ihn nicht zum Abendbrote und sagte ihrem Manne, Ernst sei nicht wohl. Ernst wagte es nicht hinabzugehen; er hatte nicht den Muth, ihr vor die Augen zu treten. Mit seinen Gedanken allein, war er unglücklicher denn je: er verzweifelte heute nicht an seinem Schicksal, er verzweifelte an sich selbst. Ein erbärmlicher Mensch war er geworden. Fluch brachte

er, wohin er kam. Um glücklich zu werden, mußte er sich selber entfliehen.

Angstvoll, wie ein Schulknabe in die Kammer gesperrt, lauschte er, ob keine Tritte sich seiner Thüre näherten. Er hörte, wie es stiller und stiller im Hause wurde. Endlich war Alles zur Ruhe. Da öffnete er leise sein Fenster. Den Wanderstab warf er hinab. Den Hut auf dem Kopfe stieg er hinaus auf den Rand des Daches, auf den Gartenzaun, dann mit einem Sprunge hinab war er im Freien und nun — fort, fort, in die weite Welt!

Viertes Capitel.

Ernst war auf einer Geschäftsreise in Angelegenheiten der Demokratie begriffen. An Geld fehlte es ihm nicht. Die Polen, für die er sich aufgeopfert hatte, sind in diesem Punkte stets nobel und versorgten ihn mit hinreichenden Summen.

Eines Abends war er, in einer der deutschen Miniaturresidenzen angekommen, in die Versammlung des demokratischen Clubs gegangen, aber es war ihm unmöglich länger sich dort aufzuhalten, als eine Anstandsvisite es erfoderte. Er war der echte Demagoge geworden, der das Volk tapfer, weise, bewundernswürdig nennt, und doch es verachtet, weil es nur den Prunk der Phrase, nicht den Kern der Wahrheit zu schätzen weiß. Vorzüglich verhaßt war ihm die spießbürgerliche Mittelmäßigkeit dieser kleinstädtischen Demokratie. Er ging aus dem Club ins Theater. Man gab Robert

den Teufel. Er trat mitten im Acte ein und schenkte der Vorstellung kaum die geringste Aufmerksamkeit. Plötzlich trifft ein Ton sein Ohr, sein Herz, seine innerste Seele. „Gnade, Gnade für mich, Gnade für dich selber!" so klingt das hinreißende Flehen einer üppig schwellenden, glockenhellen Stimme von altbekanntem Klange zu ihm herüber.

Delphine meint er zu erkennen und doch muß er fürchten, sich zu irren. Ihr Wesen ist es, aber durch und durch verändert. Das Auge nicht mehr sanft leuchtend, sondern feurig glühend, nicht wie damals fromm gen Himmel aufgeschlagen, sondern unstet das Haus durchirrend. Ihr Gesang hat Manier bekommen, nicht mehr von lyrischer Einfachheit, sondern von leidenschaftlich dramatischem Accente durchlebt. Ihr ganzes Benehmen ringt in hastig suchender Beweglichkeit nach dem höchsten Ausdrucke des übermächtigen, aus sich herausdrängenden Gefühles. Jeder Moment ist Bewegung, jede Bewegung theatralischer Effect. Als am Ende der Arie die Primadonna, in furiösem Fortissimo die ganze Gewalt ihrer gereiften Stimme entfaltend, mit exaltirtem Spiele den Verführer, zu dem ihr Flehen gerichtet ist, an den Händen zerrt und dann in statuenartiger Stellung vor ihm zusam-

mensinkt, da bricht von allen Seiten rauschender Applaus über sie herein, dankend richtet ihr Auge sich zur Seitenloge, wo ein Prinz mit rothem Ordensband um die Cravatte über die Brüstung gebeugt ihr applaudirt, und dieser heilig üppige Blick läßt dem überraschten Ernst Wagner keinen Zweifel mehr. Es ist Delphine, aber die erlöste, die offenbar gewordene Delphine!

Die leidende Apathie, die ihr Wesen bisher verschleiert gehalten, war durchbrochen; das, was ihre befangenen Lebensgeister entzauberte, war die Leidenschaft. Delphine hatte bei aller Leidenschaftlichkeit, deren sie in ihrem nervös reizbaren Zustande momentan fähig war, die Leidenschaft selbst nicht gekannt. Sie hatte geschwelgt in Stimmungen; aber sie empfand nur, um zu empfinden; der Gegenstand ihres Gefühles hatte kein bleibendes Interesse für sie; keinen Augenblick hatte sie darüber sich selbst vergessen; noch nie war sie vom Zuge ihres Herzens, einem Gedanken ganz angehörend, über sich hinaus gerissen worden.

So war ihre Liebe, auch die zu Cesar, keine Leidenschaft gewesen, nur leidenschaftliches Begehren. Glück ist nur in der Liebe reiner Herzen, — das Glück der Hingebung, das Glück der Beglückung. Die Liebe der Selbstsucht trägt den

Fluch der ewigen Unbefriedigtheit an sich; die Begierde wird durch jede Befriedigung nur selbstquälerisch gesteigert.

Die Banden, die sie mit Cesar verknüpften, waren ihr die Ketten, welche die Sclaven aneinanderfesseln. Die tiefste Unglückseligkeit empfand sie auch im süßesten Glücke und doch konnte sie von diesem sich nicht trennen. Als aber Cesar selbst die Fesseln zerriß, da bemächtigte sich ihrer ein Haß, der sie zum erstenmale aus ihrer träumerischen Apathie herausriß und all ihre Lebensgeister zu vollster Freiheit weckte. Nicht nur Cesar haßte sie; sie haßte die ganze Männerwelt. Der Dämon der Coketterie, der sie bisher, ohne daß sie selbst es wußte, besessen hatte, war jetzt zügellos entfesselt. Sie betrog nur noch Andere, nicht mehr sich selbst; ihr Egoismus war nicht mehr das mystisch sentimentale Pathos, das sie selbst aufrieb, sondern die hinterlistige Intrigue, die über Männer triumphiren wollte.

Wild war sie in das Leben hineingestürmt. Sie war in jener Lebensepoche, die vielleicht jeder geniale Charakter durchzumachen hat, in der man, um Empfundenes und Gethanes zu vergessen, hastig erfaßt, was sich auch darbietet, in der man

nur neues erleben will, sei es Freudiges, sei es Schmerzliches.

Jede Beständigkeit war Delphine in dieser Stimmung verhaßt. Nirgends konnte sie rasten und doch wußte sie nie, wohin sie fliehen sollte. Schon zwei Theatercontracte hatte sie gebrochen und mußte enorme Summen Reugeld zahlen. Sie war in Schulden gestürzt. Jeder Mangel war ihr verhaßt, weil er an ihre elende Vergangenheit sie erinnerte. Der Prinz, der ihr heute im Theater applaudirt hatte, sollte ihr mit seinen Revenüen unter die Arme greifen. Sie hatte ihm heute zum ersten male ein Rendezvous gegeben: nach der Oper auf ihrem Zimmer, wenn sie wie gewöhnlich an der Table d'Hote soupirt hätte.

Nach abgelegtem Costüme und abgewischter Schminke trat die Primadonna in den öffentlichen Speisesaal ihres Hôtels. Officere und Kammerherren, die Cavaliere des Hofes, die seit Frau Schröder einer so genialen Theaterprinzessin nicht gehuldigt hatten, bildeten von der Eingangsthüre bis zu ihrem regelmäßigen Platze an der Spitze der Tafel ein Spalier. Donna Delphine schritt majestätisch hindurch und hielt nach rechts und links den aufmarschirten Grafen und Baronen die superben Hände zum Handkuß hin.

„Ich bin verlechzt!" rief sie, als der ungeschickte Kellner sich vergeblich bemühte, den Draht der Champagnerflasche zu lösen. Zürnend riß sie ihm, ihren weißen Handschuh nicht schonend, die Bouteille aus der Hand und schlug an der Kante des Tisches den Pfropfen mit dem Halse ab. Ueber den ganzen Tisch spritzte der Schaum. Nobel mäckernd lachten die Cavaliere und blickten nach einem, schon längst von ihnen scheel angesehenen Fremden am anderen Ende ihrer Tafel, dem der Champagnerstrahl ins Gesicht gesprudelt war.

Auch die Primadonna lachte laut auf; mit ihrer übermüthigen Miene bog sie die Vase mit den Blumenbouquets, die sie heute durch die Gnadenarie erobert, zur Seite, um den Cavalier, den sie aus solcher Distance benetzt hatte, in Augenschein zu nehmen, und — erbleichend schreckt sie zusammen. Einen aus dem Grabe heraufgestiegenen Geist hat sie zwischen den Tafelaufsätzen und Flaschen hindurch erblickt.

Delphine war noch durch nichts von dem Irrthume enttäuscht, in dem sie Ernst am 18. März erschossen meinte. Dieses Antlitz, in dem einst die Träume ihrer schönen Seele heimisch gewesen waren, jetzt, todesbleich, die Zerstörungen der Gefangenschaft und unglücklicher Leidenschaft einge-

graben tragend, war zur Ruine geworden; aus den unheimlich eingefallenen Augen blickten die Geister, die gespenstig darin hausten.

Bei der bemerkten Bewegung der Primadonna trat ein augenblicklich staunendes Schweigen ein. Wagner's Blick ruhte mit strengem Ernste auf seiner treulosen Geliebten, aber mit keinem Worte redete er sie an. Er mußte sie verachten, die ihre Genialität in jenem aristokratischen, dem freien Geiste feindlichen Kreise vergeudete, dem die Genialität nicht Princip, nur Gourmandise war!

Delphine war verlegen. Sie warf über die herausfodernde Majestät ihrer Züge den Schleier der tief leidenden Schwermuth ihrer schönsten Weltschmerzperiode.

Die Cavaliere, welche die Anwesenheit des unberufenen Fremden als Ursache der gestörten Laune ihrer Gebieterin ansahen, suchten ihn durch brusques Benehmen zu verbannen. Sie witzelten über den Demokraten, wofür sie ihn am schwarzen Stürmerhute erkannten. „Bummelmeyer, Dagesschriftsteller mit'n großen Barte!" näselte einer der Officiere, die anderen mäckerten laut auf.

Die Züge der Primadonna aber erheiterten sich nicht, auch nicht als der Fremde, mit strafendem Blicke auf sie, sich erhob und hinausschritt.

Aus seinem Zimmer konnte Ernst den Eingang zu Delphinens Wohnung beobachten. Er lauschte an seiner Thüre. Da schritt ein Mann an ihm vorüber nach ihrem Zimmer zu. Er erkannte das rothe Ordensband an der weißen Cravatte wieder: es war der applaudirende Prinz aus der Prosceniumsloge.

Delphine hatte sich indeß, durch Wagner's Anblick bewegt, zu anderen Entschlüssen aufgerafft. Als sie von Tische aufbrach, gab sie einem berühmten Claviervirtuosen, der als tapferer Ritter ohne Furcht, selbst vor gekrönten Häuptern, sich bekannt gemacht hatte, den Wink, ihr zu folgen. Auf ihrem Zimmer traf derselbe mit dem Prinzen zusammen. Die Herren hatten einen Wortwechsel und — entfernten sich endlich beide.

Als Delphine am anderen Morgen nach dem sonderbaren Fremden fragte, war er abgereist. Auch sie verließ die Stadt in den nächsten Stunden und ging nach Wien.

Fünftes Capitel.

„Auf den Tyroler Alpen irrt ein Mann umher. Der Frieden der Seele ist es, was er erjagen will. Wenn er von hoher Gebirgslehne hinabblickt auf weithin sich abflachende Thäler, auf fern schimmernde Ebenen und blaue Berggipfel, dann erfaßt ihn mit neuem Schmerz die alte Sehnsucht, in die weite Welt hinaus den ewigen, unerreichbaren Zielen nachzustreben, und in namenlosem Wehe wendet er fliehend sein Auge zurück in das dämmerungsreiche Grün der Bäume und des Mooses, die rings ihn in traulicher Nähe umrauschen und umduften. In dem Dickicht des Laubes sucht er die Stelle, die mit undurchdringlichem Dunkel seinen Blick begrenzt und schützt vor dem blendenden Lichte des Aethers. Er wirft sich nieder auf die Erde und birgt sein Antlitz in dem Moose, mit den Händen sich anklammernd an den Boden.

«Halte mich fest, Mutter Natur, halte mich fest, daß ich bei dir den Frieden finde, den ich suche, — ein Leben, das an den Selbstmord nicht denkt. Nur eine Scholle Erde und ein Herz, das mich unzertrennbar daran knüpft!»

So ruft der wilde gejagte Jäger aus, und das Herz, das er erfleht, ist eines, das er im Unverstand einst verschmähte, — Constanze, es ist Ihr Herz!

Ja, wie Schuppen ist es mir von den Augen gefallen; was ich haßte, mußte ich lieben, und was ich liebte, hassen lernen. Jetzt, wo ich es erkannte, was Glück, Liebe und Treue sind, jetzt, Constanze, weiß ich, daß Sie das vollkommenste Weib auf Erden sind. Aber darf ich, der ich Ihre Liebe verrathen, jetzt, wo ich untergegangen bin, für die Welt und für mich selbst, darf ich es noch wagen, nach dem Vollkommenen, nach Ihnen, Constanze, meine Hand auszustrecken —?"

So begann Ernst Wagner in der Einsamkeit der Berge einen Brief, aber — er mochte es nicht wagen können, denn der Brief blieb unvollendet. Unter einem um wenige Tage späteren Datum schrieb er den Anfang eines zweiten Briefes:

„Delphine! Wir sind an einander vorüber gegangen wie fremde Leute, und doch können zwei

Seelen, die sich so nahe standen wie wir, niemals fremd werden. Ich weiß es, obgleich wir kein Wort gesprochen, wir haben uns verstanden, wir haben uns verständigt! Der tiefe Seelenschmerz, der bei meinem Anblicke die auf deinem Antlitz strahlende Weltlust plötzlich durchbrach, rief Alles wieder wach, was von Jugendträumen der Liebe und des Glückes in meiner Seele an diese Züge sich geknüpft hatte. Du hast mich einmal in meinem Leben schwer enttäuscht und ich habe meine Erfahrungen nicht vergessen. Aber bist nicht auch du enttäuscht worden? hast du nicht auch aus deinen Erfahrungen gelernt, nicht gelernt, wie treu ich bin und welchen Werth die Treue in dieser Welt hat? Ja, du Sonne meiner ersten Jugendleidenschaft, du wirst mir wieder Glück und Liebe strahlen, und die Nacht, die uns von einander trennte, hat nur dazu gedient, daß wir die Welt und unser eigenes besseres Selbst erkannt haben, um uns jetzt, über ihrem Treiben erhaben, aus tieferem Verständniß auf ewig an einander zu knüpfen.

Oder — solltest du noch immer der Welt angehören? Mir wird es leicht — so kannst du denken — ihr zu entsagen! Du hast Ruhm, Glanz, Reichthum dir erworben, ich bin — ein Nichts.

Und du verlangst von mir einen Namen, eine Stellung in der Welt, um gleich dir zu glänzen? — —"

Ernst schrieb auch diesen Brief nicht weiter. Vierzehn Tage darauf stand er mitten in der in Wien ausgebrochenen Octoberrevolution. Er, der sich nach nichts sehnte als nach einer Scholle Erde und einem geliebten Herzen, suchte in dem Piratenleben auf den brausenden Wogen des Völkerkampfes einen Namen, eine Stellung in der Welt.

Das waren selige Tage in Wien, als Windischgrätz vor seinen Thoren stand. War es doch, als sei das tausendjährige Reich, die Erlösung von aller Mühe und Noth der Zeit wirklich herbeigekommen. Keine Soldateska, keine Policei, keine Spione, keine „Autorität", keine von „Gott eingesetzte Obrigkeit", sondern die Verwirklichung der reinsten Demokratie. Keine Behörde, als durch Wahl; kein Gehorsam, als durch freien Willen. Keine Noth, keine Arbeit, kein Wucher. Niemand existirte und sorgte für sich; der Gedanke an das Allgemeine nahm das ganze Leben in Anspruch. Das Evangelium: werft Alle mit einmal das Einzelleben mit seiner Müh und Sorge von euch, um es im Allgemeinen zur Seligkeit verklärt wiederzufinden! — war in Erfüllung gegangen. Alles gehörte Allen. Das „du" machte Jeden zum Bru-

der des Anderen. Ein Band umschlang die ganze Menschheit. Wien war das Land der Seligen, eine glückliche Insel mitten in der verderbten Welt. Es hieß jetzt, alle Kräfte daran setzen, diese Poesie der Revolution gegen die Wirklichkeit aufrecht zu erhalten und den ganzen Erdkreis damit zu überfluten.

In der phantastischen Tracht der akademischen Legion, im blauen Waffenrocke mit schwarz-roth-goldener Schärpe, im schwarzen Calabreser mit wallender Feder, den ungarischen Schleppsäbel an der Seite, saß Ernst Wagner mitten in einem wirbelnden Volkshaufen auf freiem Platze an einem weißbedeckten Tische, auf dem künstliche Blumensträuße und die klaren Weinnößel prangten.

Ernst, die gefahrvollste Truppengattung sich erlesend, war als Werbeofficier für die zu errichtende Mobilgarde aufgetreten. Seine imponirend seltsame Erscheinung hatte Volks genug zu seinem Werbezelte herbeigezogen. Eine zahlreiche Musikbande spielte wiegende Lieder und herausfodernde Märsche, die unwiderstehlich die Abenteuerlust in die Seele schmeichelten, alle Bedenklichkeiten des kleinlichen Daseins vergessend, in raschem, freudigem Rausche das Leben für das Höchste daranzusetzen. Vor dem Zelte in einem freien Kreise tanz-

ten, sprangen und sangen die jungen Burschen, drängten sich mit jubelnder Hast an den Tisch, um sich in die Listen eintragen zu lassen, und, mit einem Strauße geschmückt, kehrten sie dann zu den Kameraden zurück, um jauchzend in das gefahrvolle Leben sich hineinzutanzen.

Als die Musik schweigt, erhebt sich neben Ernst eine sonderbar unheimliche Gestalt, ein einarmiger Mann, mit finsterem Blick und verwilderter Verbrecherphysiognomie, eine rothe Jakobinermütze auf dem Kopfe. Es ist Schneider Krist. In dem Lazareth in Berlin als Zuchthausflüchtling erkannt, war es ihm nur durch die Hülfe der demokratischen jungen Aerzte gelungen, zu entkommen. Er hatte im Geheimen fortgewühlt, um nach der politischen Revolution, die nur die politischen Gefangenen freigab, die sociale zu provociren, die auch die socialen Verbrecher restaurire. Er stand jetzt seinem alten Genossen als Feldwaibel zur Seite, und, den gezückten Säbel blinken lassend, rief er vom Werbetische den Leuten zu: „Kommt her, Burschen, kommt her. Keine Arbeit und keinen Hunger mehr, sondern ein lustig Leben mit 25 Kreuzer Münz für jeden Tag! Kommt her, kommt her, daß wir auch einmal jubeln, die bisher gehungert haben.“

Seiner norddeutschen Zunge wurde aus dem

Kreise mit verwandtem Accente geantwortet. Ein junger Kerl in abgerissener Tracht mit lebenslustigem, verschmitztem Herumtreibergesichte, einen breiten, grauen Filzhut verwogen auf den Kopf gedrückt, rief mit seinem schneidend scharfen Tone durch die übrigen singenden Dialekte hindurch: „Hurrah, wo's lustig hergeht, — ich auch! Es sterben nicht Alle, und wer stirbt, hat keine Arbeit und keinen Hunger mehr. Hurrah, keinen Hunger, keine Arbeit, nur Barricaden! Hier, Herr Feldwaibel, auch ein Bummler für 25 Kreuzer täglich. Und, Herr Studiosus, Sie geben mir wol auch einen Gulden obendrein, wenn Sie wüßten, was Sie an mir haben. Ich bin ein richtiger Mann; ich habe schon in Berlin die Geschichte mitgemacht am Cölnischen Rathhause und am Zeughause, und in Frankfurt bei Lichnowsky's Tode —"

Und nun fing der Vagabund an, die ritterlichsten Barricadenaventuren zu erzählen, indem er Schmarren im Gesicht und Löcher im Hute zeigte, die er hier und dort empfangen habe. Als aber Ernst ihm die Hand reichte mit den Worten: „O, genug davon. Wir kennen uns, Gottlieb Winkler!" — da mußte er erröthen; denn von den Berliner Heldenthaten, die er eben erzählte, konnte sein alter Freund wissen, daß sie erdichtet waren.

Der geschickte Tischlergeselle hatte seit der Revolution das Arbeiten aufgegeben und reiste als Barricadenrhapsode durch die Welt, indem er den wißbegierigen Leuten allerhand Schnurren aufband und in jedem demokratischen Club für sich sammeln ließ. Er verstand auch dieses sein Handwerk von Grund aus und wurde durch Wagner's zweifelnde Miene nicht verwirrt, sondern indem er beiden wiedergefundenen Gesinnungsgenossen um den Hals fiel, rief er aus: „Mit solchen alten Freunden wird das Raufen erst die rechte Freude werden! Vivat die Freiheit! Juchhe, ist das ein lustig Leben!"

Die Musik platzte los mit einer rauschenden Galoppade. In kindischer Freude über den Flitterstrauß, mit dem er als Neugeworbener geschmückt war, taumelte Gottlieb in den Kreis der Tanzenden zurück. Die Kameraden nahmen ihn mit offenen Armen auf. Er wollte in ihr Jodeln mit einstimmen, aber seine Stimme war schon heiser; in dem Wiegen seiner Glieder malte sich der Jubel seines Herzens.

Acht Tage darauf spielte denselben Burschen eine andere Musik auf. Hei! wie pfiffen die Flintenkugeln, wie dröhnte der Kanonendonner den Baß dazu! Wem bei der Musik am Werbezelte

die Wangen erglühten, dem wurden sie bleich bei dem Höllentanze an den Barricaden der Leopoldstadt. So mancher rothwangige Bursche mußte rücklings fallen; das Blut, das ihm damals übermüthig aufgewallt war, spritzte in hellem Strahl aus seiner Brust und sein Herz schlug nicht mehr, seine Lippen blieben für ewig stumm.

Nur einer blieb unbewegt und ungetroffen; seine Wangen wurden nicht blaß, weder aus Furcht für sich selbst, noch aus Schreck über die Gefallenen. Im dichtesten Kugelregen, während rings die Genossen zu Boden sanken, legte Ernst Wagner einmal ums andere die Büchse an und rächte die getödteten Kameraden an den weißröckigen Gegnern, mit sicherer Hand und klarem Auge, — seine Kugeln waren ja nur die letzten Argumente, die er in der Discussion um der Wahrheit willen vertauschte! Schüsse fielen von dieser und von jener Seite, das Blut floß in Strömen; ohne verwundet zu werden, trotzte er unglaublichen Gefahren. Seine Kameraden, von des Führers Kühnheit fortgerissen, kannten keine Todesfurcht und verrichteten Wunder an Tapferkeit. Zwölf Stunden lang — es war am 28. October, dem Tage des hitzigsten Gefechtes — hielt die improvisirte Schaar der Freiheitskämpfer auf der ihr anver-

trauten Barricade allen Angriffen der regulären Truppen Stand.

Von dem Posten abgelöst, bespritzt mit Blut, die Kleider von Kugeln zerfetzt, sank Ernst Wagner auf der harten Bank eines Wachtzimmers in Feldwaibel Krist's Arme mit den Worten: „Guten Muths, Kamerad, guten Muths! Wir werden doch noch Recht bekommen! Die Wahrheit muß ja siegen!"

Indeß war die Niederlage der Stadt bereits entschieden. Es war im Allgemeinen das Unglück jenes großen Jahres, daß es der Revolutionspartei bei aller Energie an einem concreten, erreichbaren Ziele fehlte, während die Staatsmänner, die ein solches nie aus den Augen ließen, nicht die rücksichtslose Entschlossenheit, nicht das thatkräftige Genie besaßen, zur Erreichung desselben sich an die Spitze der heroischen Volksbewegung zu stellen. Auch der Fahne der Wiener Octoberrevolution fehlte es an einer bestimmten Devise: für die Republik streiten wollten nicht die deutschen, für den Anschluß an Deutschland nicht die slavischen Demokraten. Die liberalen Staatsmänner aber, die das Schicksal Deutschlands im Frankfurter Parlamente in die Hand genommen, versäumten es, auf den grandiosen herrlichen Aufschwung des allge-

meinen Enthusiasmus eine glückliche Vermittelung der Gegensätze jener Zeit zu gründen. Die ausgesandten Reichscommissaire, getreu ihrem Grundsatze, daß nur bei den Regierungen Heil sei, vermieden das tapfere Wien und antichambrirten am Ollmützer Hofe. Aus sich selbst heraus konnte in einem Kampfe auf Tod und Leben die revoltirende Stadt sich nicht halten; daß der jugendliche Muth des improvisirten Dilettantenheeres den vielhundertjährigen Koloß der österreichischen Kriegsmaschine niederwarf, war eine Unmöglichkeit.

Als am 29. October Wagner sich bei dem Observationscorps auf dem Stephansthurme befand, während der Kampf auf allen Seiten mit gleichem Muth und fast noch gleichem Glücke fortgeführt wird, tritt der Obercommandant der Stadt, der jugendlich schöne Wenzel Messenhauser, bleich, sprachlos, zusammenbrechend in die Thürmerstube. Als Alle entsetzt ihn beobachten, sagt er endlich mit tonloser Stimme: „Zieht die weiße Fahne auf! Die Capitulation ist abgeschlossen. Es ist Alles, Alles verloren!"

„Jetzt den Kampf einstellen? Du hast uns verkauft, Verräther!" So schrieen Alle, und Wagner darunter, ihm entgegen.

„Wir können nicht mehr kämpfen, weil das

Pulver verschossen ist!“ antwortete Messenhauser mit Ruhe und vor diesem triftigen Grunde erstaunte Alles in hoffnungsloser Bestürzung.

„Weil das Pulver verschossen ist,“ so unterbrach Wagner das Schweigen, „sollen wir die Freiheit aufgeben? Fortgekämpft! mit dem Degen in der Hand bis zum letzten Blutstropfen! Wir werden siegen, und müßte ein Wunder uns erretten!“

Das Wunder schien einzutreffen. „Die Ungarn! die Ungarn!“ riefen die Legionäre an den Teleskopen. Man sah heranrückende ungarische Truppen mit den kaiserlichen handgemein werden.

„Ein Schuft, wer die Capitulation noch hält! Gib den Befehl zur Erneuerung des Kampfes!“ So rief man Messenhauser zu. Er weigerte sich. Er wollte nicht selbst den Kampf von neuem provociren und doch ließ er die Nachricht von der Nähe der Ungarn verbreiten, die ihn unvermeidlich hervorrufen mußte.

Eine Deputation des Gemeinderathes kam auf dem Thurme an und drohte Allen, die daselbst getroffen würden, mit Todesstrafe, wenn nicht die weiße Fahne aufgezogen würde.

„Die rothe Fahne! Ich nehm's auf meinen

Kopf!" rief Ernst und von neuem ging es zur Vertheidigung der Linien.

Neue Opfer kostete der neue Kampf. Nach einer halben Stunde waren die Patronen verschossen; andere wurden nicht nachgeliefert. Wagner zog sich mit seinen Leuten in die Stadt zurück, um Munition zu requiriren. Es war ein neues Wunder nöthig, wenn die Ungarn nicht bald die Stadt entsetzten. Da kommt Messenhauser ihnen entgegen. Er hat den Stürmer abgelegt, und geht in bürgerlicher Tracht. Mit weit aufgerissenen Augen sieht er Wagner an und nickt vorübergehend mit dem Kopfe. Dieser hält ihn an: „was sieht man auf dem Thurme?"

„Die Ungarn sind geschlagen. Die Kroaten sind in der Stadt." So sagt er mit der gleichgültigsten Miene, und, die Hände in den Seitentaschen des Rockes, geht er vorüber.

Die jetzt dort zusammenstanden, hatten durch den Bruch der Capitulation alle ihr Leben verwirkt.

„Also doch Alles, Alles, Alles verloren! Gott, was haben wir gethan? — Wir sind besiegt, legt jetzt die Waffen nieder!" sagte Ernst mit Fassung seinen Leuten.

„Wohlan! Legt die Waffen nieder! Mit Waffen

ist jetzt nichts zu machen, wir kämpfen jetzt mit den Elementen. Feuerjoh! Feuer in die Burg, Feuer an alle Ecken! Feuerjoh! Feuerjoh!" so brüllte Apostel Krist mit dem Ausdruck des Wahnsinns in den Mienen, als er sein Leben verwirkt sah.

„Bist du toll? Keinen Wahnsinn, keinen Frevel mehr! Werft die Waffen aus der Hand und rette sich, wer kann!" So befahl Ernst.

„Verräther! Schwarzgelber!" knirschte Krist. „Ihr Studirten, ihr Halben seid an Allem Schuld. Wär' ich Commandant, so wurde zuerst die Stadt niedergebrannt, damit die Geldsäcke nicht mehr für ihre Häuser fürchten. Auch noch ist es nicht zu spät! Pechkränze, Brandfackeln her! Wer kein Schwarzgelber ist, der kommt mit mir! Feuerjoh!"

„Feuerjoh!" antwortete die im Kriege verwilderte Proletarierhorde und wollte mit ihm fort, — sie hatte nichts mehr, auch nicht ihr Leben mehr zu verlieren!

„Richt euch!" commandirte Ernst. Niemand folgte. „Kennt ihr mich?" schrie er sie an. „Habe ich nicht mit euch im Kugelregen gestanden? Habt ihr nicht auf mein Commando die Waffen bekommen und gebraucht? Wer war mit meiner Führung nicht zufrieden? Wem war mein Commando nicht tapfer genug?"

So haranguirte Wagner. Keine Vorstellung half. „Feuerjoh!“ höhnte ihn Krist und die Mehrzahl höhnte mit, indem sie sich an diesen drängte.

„Nur über meine Leiche kommt der fort, der mir den Eid bricht und diesem folgen will!“ schrie Ernst, den Degen ziehend, mit der letzten Kraftanstrengung der Stimme. Aber auch diese schien vergeblich; die Leute höhnten ihn ferner und drängten sich zu Krist, als dieser eine wahnsinnige That beging. Er riß mit seinem einzigen Arme ein Doppelpistol aus dem Gürtel und schoß es auf Ernst ab. Gottlieb Winkler, der diesem stets auf dem Fuße folgte, stürzte getroffen nieder. Krist schoß den zweiten Lauf ebenfalls ab und ein zweiter Kamerad sank todt in die Arme der Anderen. Ein Dutzend Läufe und Bajonette sind in dem Augenblicke auf Krist gerichtet. Nur dadurch, daß Wagner dazwischen springt, wird der Schneider vor der augenblicklichen Rache gerettet. Ernst hat jetzt seine Autorität wiedergewonnen. Auf seinen Befehl wird Krist gebunden, in die Aula geführt und festgesetzt.

„Demaskire dich! die Kroaten sind da!“ riefen dort die Akademiker einander zu. Wagner aber, anstatt seine Kleidung zu vertauschen, eilte nach

dem Orte zurück, wo er Gottlieb Winkler noch lebend verlassen hatte. Sterbend fand er ihn wieder.

„Wo steckt der verfluchte Schneider?“ frug er, und als Ernst sagte, daß er festgenommen sei, stöhnte er: „Recht so! da werden die Kroaten an ihm thun, was ich ihm wünsche! — Ah, nun bin ich die Plackerei los! Keine Arbeit, keinen Hunger mehr!“ Damit gab er seinen Geist auf.

Indem fielen Schüsse und Wagner sah am Ende der Straße die Rothmäntel erscheinen. Die Kugeln galten ihm, den sie noch in Studententracht fanden. Noch drückt Ernst dem Freunde die Augen zu und dann schwingt er sich, um zu entfliehen, auf eine nahe Gartenmauer. Im Augenblicke, wo er jenseits hinabspringen will, wird er heruntergeschossen und, am Kopfe verwundet, stürzt er besinnungslos auf den weichen Rasen eines fremden Gartens.

Stundenlang verblieb er in seiner Bewußtlosigkeit und merkte nichts davon, wie zarte Hände das Blut ihm von der Stirne wischten, die Wunde verbanden und wie er dann auf bequemer Bahre über die Straße hinweg in ein elegantes Haus getragen wurde. Als er endlich erwacht, fühlt er seine Schultern an die Seidenfalten eines Frauenschooßes lehnen; sein Haupt ruht in weichen, lilien-

weißen Fingern; über sein Antlitz beugt sich das strahlende, Wonne lächelnde Antlitz seiner fremdgewordenen Geliebten.

Delphine, an dem Fenster ihrer Wohnung den Einzug des ritterlichen Ban Jellachich erwartend, hatte den vorübereilenden Ernst in seiner theatralischen Tracht erkannt, seine Gefahr und seine Verunglückung wahrgenommen. Seit seiner geisterhaften Erscheinung bei der Table d'hote hatte sich alle ihre romantische Sehnsucht wieder an ihn geknüpft: einen so interessanten Liebhaber als diesen aus dem Grabe Auferstandenen, dem sie so viele Thränen schon nachgeweint und so viele Seufzer nachgesandt, hatte sie noch nicht gehabt; selbst Cesar mit aller seiner Komödianterie war nichts gegen diese romanhafte Wirklichkeit. Solcher Romantik sich ebenbürtig zu zeigen, eilte sie mit Verachtung der Todesgefahr den verwundeten Demagogen aufzusuchen, auf ihren Divan tragen zu lassen und auf ihrem Schooße zu pflegen.

Stundenlang, ohne zu sprechen, blickte Ernst träumerisch in das prächtig ausdrucksvolle, marmorne Antlitz, das zu ihm niederlächelte. Seine Augen wurden allmälig heller, seine Mienen verklärter. Endlich schienen sein Bewußtsein und seine Lebenskraft völlig zurückgekehrt; aus innerster Brust athmete

er auf, senkte sich tiefer, heimlicher in Delphinens Umarmung und mit selig lächelndem Antlitz sprach er zu ihr hinauf: „O, nun ist Alles gut! Ich wußte es ja, Delphine, du mußtest mich lieben!“

Sie antwortete nicht. Ein leichter Schatten flog über ihre Züge. Das marmorne Antlitz war jetzt nicht nur schön, sondern kalt wie eine Statue. In Ernst's Antlitze trat die Röthe zurück, die schon sich zu sammeln begonnen. Als sie noch immer nicht das Schweigen brach und ihr Auge unsicher dem seinigen auswich, malte sich mehr und mehr starrer Schreck in seinen leidenden Zügen. Mit Anstrengung richtete er sich auf, um ihrem Blicke zu begegnen. Die letzte Kraft seiner matten Stimme zusammenraffend, bat er sie mit seinem altbekannten, herzerschütternd weichen Tone: „Delphine, Delphine, du sagst mir nicht, daß du mich liebst?“

Delphine dachte an das Leben an Table d'hote, an Grafen und Prinzen, Gold und Diamanten: sie konnte ihrer Freiheit nicht entsagen. Aber sie war ehrlich geworden; sie hatte Ernst's treues, weiches Gemüth kennen gelernt und empfand Mitleid mit ihm; sie wollte ihn heute nicht belügen und — mit einem großen Blicke nach oben schüttelte sie das stolze Lockenhaupt.

Ernst starrte ins Leere. Draußen vor dem Hause erschallte dumpf der Tritt des einrückenden Militairs. Dasselbe Volk, das den Studenten zugejubelt, rief in vier verschiedenen Sprachen unter donnerndem Beifall: „Es lebe der Ban, es lebe der Kaiser!"

„Liebe, Glaube, Hoffnung, Alles dahin. Das Weltall war durch Liebe zusammengehalten, jetzt stürzt es auseinander!" so murmelte Wagner vor sich hin und sank gleichgültig auf sein Lager zurück.

Delphine meinte es gut mit ihm; sie wollte ihn für die Verweigerung der Liebe, die er meinte, trösten durch die Liebkosungen, die sie verstand. Ihre Innigkeitsbezeugungen bestanden nicht mehr wie sonst, allein in jenem tiefen Seelenblicke, jenem endlosen Glutkusse; sie hatte gelernt, zärtlich sein und auch in der Liebe auf das Detail einzugehen.

Sie pflegte Ernst, indem sie Kissen unter sein Haupt legte, seinen Verband untersuchte, mit angefeuchteter Hand seine Stirne kühlte, und schmeichelte sich ein durch jene dienende Sorgfalt, in der das Weib auf entzückende Weise seine Engelhaftigkeit darthut und durch Dienen am sichersten beherrscht. Von da ging sie über in die kindlichste, demüthigste Zärtlichkeit, in die sie ihr Flehen um Verzeihung und Liebe zu kleiden schien und die

ihr unübertrefflich gelang. Wie aus Dank dafür, daß er ihre Pflege annahm, und aus Freude über seine Besserung wagte sie ihn zu küssen und mit einer Innigkeit zu umarmen, die sie bis zur stürmischen Ueberschwänglichkeit steigerte, in der sie aber immer noch eine spielende Heiterkeit, eine neckende Freiheit sich bewahrte, um vor Uebermaß und Eintönigkeit geschützt zu sein. So wußte sie alle Stimmungen einer Schäferstunde bis in die feinsten Nuancen herauszuarbeiten, fortwährend in Steigerung sich zu bewegen, die Uebergänge unmerklich zu vermitteln, in jeder Miene, in jeder Bewegung durch plastische Schönheit zu wirken, kurz auch in der Liebe ihre Künstlerschaft, eine solche Virtuosität der Courtoisie zu entwickeln, daß der niedergeschmetterte Titane, von ihren Reizen fortgerissen, seinen Weltschmerz zu vergessen schien. Er konnte sein Auge nicht mehr von ihrem Anblick trennen. „Du — du", sagte er anfangs vorwurfsvoll und wiederholte dann inniger und inniger, die tiefste Beziehung seiner Seele zu der ihren darin ausdrückend: „Du — du."

Jetzt glaubte Delphine, bei der unzweifelhaft aufgeklärten Denkungsart ihres Schützlinges, in scheinbarer Passivität den letzten Angriff unternehmen zu dürfen. Indem sie die Macht über sich

selbst mit Bewußtsein aufgab, schmiegte sie mit dem natürlichen Gewichte ihrer Fülle sich an ihn an, ließ sie ihr Haupt mit lechzend schmachtenden Zügen zurück an seinen Busen sinken und die großen, grünen Augen in träumerisch seelischem Entzücken schwimmen. Da verändern sich plötzlich Ernst's Züge, — durch die Schwere, mit der sie an ihm ruhte, mochte er an die Dreistigkeit der Berliner Emancipirten erinnert sein; mit verfinsterter Stirne sieht er sie wild an, stößt sie zornig von sich und ruft aus: „Buhlerin! Grünäugige Buhlerin! Fort, fort! Keine Sünde mehr, nein, keine Sünde mehr!“

„Mein Gott, er wird wahnsinnig!“ ruft Delphine über diesen unerwarteten Tugendanfall aus. „Du bist verloren, wenn du dich zeigst.“ Sie hält ihn bei der Hand und in theatralischer Attitude ringt sie mit ihm. Durch eine hastige Bewegung wird der Verband von seiner Wunde gestreift, das Blut rieselt über sein Angesicht, ohnmächtig sinkt er zu Boden.

Mit Hülfe ihrer Bedienung gelingt es Delphinen, das Blut zu stillen und den Verwundeten, der in tiefen Schlaf verfallen ist, auf das Sopha zu schaffen. Mit der hereinbrechenden Nacht vergönnt Delphine sich selbst auf einem Lehnsessel eine

kurze Ruhe. Von lautem Stimmenwechsel vor ihrem Fenster gestört, wacht sie auf. Ernst ist aus dem Zimmer verschwunden, das Fenster geöffnet, — auf der Straße sieht sie im Dunkel Bajonette blitzen.

„Bon soir, Madame“, ruft eine widerlich bekannt klingende Stimme ihr entgegen, „Ihr Schatz zieht aus, vom Parterre eine Etage höher!“

Es war der Communist Krist, der das sagte. Dem Officier, der ihn in der Aula vorgefunden, versprach er, seinen proscribirten Anführer ausfindig zu machen, wenn man ihm selbst die Freiheit gebe. Er hatte sich über den Fall Wiens schnell getröstet und sagte sich, er sei gut, die Halben, die Alles verdorben hatten, aus dem Wege zu räumen. Ernst Wagner rechnete er zu diesen, und da er Delphinens Anwesenheit in Wien bei mehrmaligem Vorbeiziehen vor ihren Fenstern bemerkt hatte, hoffte er hier die Zufluchtsstätte Wagner's zu finden und fand ihn in der That auch selbst, als er eben, der Courtisane zu entfliehen, aus deren Fenster sprang.

Krist erhielt seine Freiheit und erwartet in der Schweiz als Flüchtling die Zeit, wo er und seine Tendenzen in Deutschland restaurirt werden können.

Ernst Wagner wurde durch standrechtliches Urtheil zum Tode durch den Strang verdammt,

dann zu Pulver und Blei begnadigt. Auf der Brigittenau ist die Execution vollzogen worden.

Kurz vor seinem Tode schrieb Ernst im Gefängnisse einen Brief an Constanze Hermann. Er lautete:

„Im Begriff aus der Welt zu scheiden, wende ich meine Gedanken an Sie, Constanze. Meine letzten Augenblicke gehören Ihnen.

Ich habe Ihnen Aufklärung zu geben und Sie um Verzeihung zu bitten. Sie haben das Recht, mich für einen Betrüger zu halten; aber ich selbst bin der Betrogene. Jene Dame, um derent willen Sie mich einer Treulosigkeit zeihen werden, hat mich betrogen, — ich selbst habe mich über sie betrogen.

In jene Schauspielerin legte meine Phantasie, was für mich das Ideal des Weibes war. Das war das Unglück meines Herzens, — es war das Unglück meines ganzen Lebens, in Allem das Ideal finden zu wollen!

Ich habe viel geirrt und viel gesündigt, und doch — ich habe nichts zu bereuen; ich würde mich nicht scheuen, vor einen Gott zu treten. Ich habe heilig gelebt; auch meine Sünden waren rein; mit meinem ganzen Dasein hab' ich nach der Wahrheit gestrebt.

Aber, ich weiß es, ich werde vor keinen Gott treten und ich brauche auch kein Jenseits. Mit diesem Leben bin ich fertig; klar und abgeschlossen liegt es in der Todesstunde vor mir. Ich lebte nicht die Idee, die ich dachte, aber was ich lebte, ich erfasse es als Gedanken, ich sehe die Idee darin. Wir lernen nicht das Leben aus dem Denken, sondern das Denken aus dem Leben.

Es war mein ganzes Dasein ein Wahn, und doch ein glücklicher Wahn. Ich lebte für meinen Gott, den Gedanken; ich hatte eine Religion, aber — für die Religion ist keine Welt mehr da. Unsere Zeit hat für die Liebe keinen Raum.

Ich bin besiegt. Ich habe meinen frommen Irrthum eingesehen, ich wollte allen Wahn von mir werfen; an einem stillen Platze, fern vom Treiben der egoistischen Welt, gedachte ich nur mir selbst zu leben, glücklich durch meiner Hände Arbeit in deinem Besitze, edle Constanze; im Gedanken an dich floh ich aus den Armen der verlockenden Sirene, — da trifft mich der Todesstreich der brutalen Gewalt. Nur einen Wunsch lasse ich zurück: ich hätte noch einmal in dein klares blaues Auge schauen mögen, um mich daran zu erinnern, daß es noch Lieb und Treue gibt, — Lieb und Treue, sie mögen das Leben wol sehr glücklich machen!

Ich habe es nie erfahren. Wo ich sie finden konnte, verschmähte ich sie; wo ich sie suchte, fand ich mich getäuscht!

Ade, Constanze, ade. Um das Glück des Lebens, das du, ich ahne es, mir zugedacht hattest, hat mein Wahn mich gebracht; das Glück meines Todes bist du geblieben. Die Liebe zu dir ist das weite, ruhige Meer, in das der wilde Strom meines Lebens sich verliert. Das Vertrauen auf dich ist der Glaube, der mich am menschlichen Dasein nicht verzweifeln läßt.

Ade, Constanze, ade!"

Constanze konnte mit ihrem klaren Verstande die Fehler, mit ihrem liebevollen Sinne die Wahrheit in allen Parteien nicht verkennen. Es ist unmöglich, absolut sittlich zu sein, einen Standpunkt einzunehmen, auf dem man keinen anderen, ebenfalls berechtigten, verletzt, auf dem man alle Pflichten gegen sich und Andere, gegen Einzelne und gegen Alle erfüllt. Das Gefühl dieser Wahrheit ließ Constanze in der Zeit der Revolution keine Partei ergreifen; über allen hatte sie die versöhnende Stellung des Weibes eingenommen.

Nach Ernst Wagner's Tode wurde es durch die Indiscretion eines schwarzgelben Blattes bekannt,

daß derselbe einem Fräulein Hermann seinen letzten Willen hinterlassen hatte. Der Ton, mit dem in Folge dessen die gebildete, die „gute" Gesellschaft sich gegen das junge Mädchen benahm, weil es in Verbindung mit dem „Vagabonden", dem „Hochverräther" gestanden habe, machte es ihr unmöglich, in ihrer Vaterstadt sich wohl zu fühlen. Sie lebt jetzt in Berlin, wo, ohne pietistisch zu sein, sie in einem Kreise edler Frauen der Erziehung verwahrloster Kinder ihre Revenuen und ihre Thätigkeit widmet.

Dem Weibe die Liebe, dem Manne die That! Constanze's Bruder ist Parteimann, entschiedener denn je. „Jetzt ist die Zeit", sagt er, daß Jeder seinen Mann stehe, jetzt, wo wir in dauernder, angestrengter, mühevoller Arbeit zu erringen haben, was die rasche Genialität der Revolution verfehlte. Wir werden zeigen, daß wir nicht zu denen gehören, die nichts gelernt und nichts vergessen haben!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.